

Emile Zola



Die Bestie im Menschen

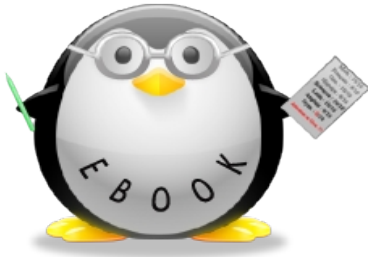
La Bête humaine



Emilie Zola

**Die Bestie im
Menschen**

Roman



TUX - ebook 2010

DIE BESTIE IM MENSCHEN

Erstes Kapitel

Roubaud war in das Zimmer getreten und stellte einen Laib Brod, die Fleischpastete und eine Flasche Weißwein auf den Tisch. Mutter Victoire hatte am Morgen, ehe sie sich auf ihren Posten begab, das Feuer im Ofen mit einer so dicken Kohlenstaubschicht belegen zu müssen geglaubt, daß jetzt die Hitze im Zimmer geradezu erdrückend war. Der Bahnhofs-Unterinspector öffnete daher das Fenster und lehnte sich hinaus.

Das Haus, in welchem er sich befand, war ein hohes Gebäude, und zwar das letzte auf der rechten Seite in der Sackgasse Amsterdam. Es gehörte der Gesellschaft der Westbahn und wurde von bestimmten Beamten derselben bewohnt. Das Fenster befand sich im fünften

Stockwerk, gerade an der Ecke des hier endigenden Mansardendaches und führte auf den Bahnhof, der ein breites Loch in das Quartier de l'Europe riß, so daß sich eine weite Fernsicht aufrollte, die an jenem Nachmittage ein nebliger Februarhimmel, von einem feuchtwarmen, vom Sonnenschein durchblitzten Grau noch gewaltiger erscheinen ließ.

Vor ihm drängten sich und verschwanden leichthin die Häuser der Rue de Rome. Zur Linken öffneten die bedeckten Hallen ihre angerauchten Riesenglasdächer, das Auge tauchte tief in die ungeheure Halle für den Fernverkehr, welche die Baulichkeiten für die Post und das Wärmrohrmagazin von den anderen kleineren Hallen für den Verkehr nach Argenteuil, Versailles und der Ringbahn trennten. Rechts dagegen überwölbte der Pont de l'Europe mit seinem eisernen Stern die tiefe Furche, die man jenseits wieder erscheinen und von dort bis zum Tunnel von Les

Batignolles heranreichen sah. Gerade unter dem Fenster, welches dieses ganze, mächtige Feld beherrschte, theilten sich die drei doppelten Schienenstränge, die unter der Brücke hervorkamen, in zahlreiche andere, die fächerartig auseinander liefen, und ihre vervielfachten, zahllosen, metallenen Arme verloren sich sofort unter den Glasdächern der Hallen. Die drei Weichenstellerhäuschen diesseits der Brückenbogen zeigten ihre öden Gärtchen. Mitten in dem konfusen Gewirr der auf den Schienen umherstehenden Waggon und Maschinen schimmerte ein rothes Signallicht verletzend durch den bleichen Tag.

Einen Augenblick fesselte Roubaud dieses Bild; er stellte Vergleiche mit seinem Bahnhof in Havre an. Jedesmal, wenn er einen Tag in Paris zubringen mußte und bei Mutter Victoire abstieg, ergriff ihn von Neuem das Interesse an seinem Beruf. Unter dem Dache der Fernverkehrhalle hatte die Ankunft eines Zuges von Nantes den Bahnsteig belebt. Seine

Blicke folgten der kleinen Rangiermaschine mit den drei niedrigen und gekoppelten Räderpaaren, welche mit der Ausrangirung des Zuges begann und flink und behutsam die Waggon auf die Remisenstränge führte und stieß. Eine andere, viel mächtigere Lokomotive als jene, eine Eilzugslokomotive mit zwei großen gefräßigen Rädern, stand wartend allein; dichter, schwarzer Rauch stieg aus ihrem Schornstein ruhig und kerzengerade in die Luft. Seine ganze Aufmerksamkeit aber wurde jetzt von dem nach Caen bestimmten drei Uhr fünfundzwanzig Zug in Anspruch genommen, der schon mit Reisenden besetzt war und die Vorlegung der Lokomotive erwartete. Diese selbst konnte man noch nicht sehen, da sie jenseits des Pont de l'Europe festgehalten wurde, dagegen hörte man sie durch eiliges, halblautes Pfeifen ihrem Wunsche nach freier Fahrt Ausdruck geben, wie Einer, den die Ungeduld treibt. Jetzt schrie Jemand laut einen Befehl, sie antwortete durch

einen kurzen Pfiff, daß sie verstanden hätte. Ehe sie sich in Bewegung setzte –einen Augenblick Stille, dann aber wurden die Ventile geöffnet und mit betäubendem Zischen streifte der Dampf den Erdboden. Dann sah man unter der Brücke eine weiße Masse aufquellen, die erst sich aufblähte und dann wie schneeweiße Flaumfedern umhergewirbelt, unter den eisernen Rippen der Brücke in Nichts zerflatterte. Ein großer Theil der Strecke wurde plötzlich in weiße Wolken gehüllt, während die dichter gewordene Rauchsäule der anderen Lokomotive ihren schwarzen Schleier ebenfalls ausbreitete. Aus ihm heraus erschallten die langgedehnten Töne des Signalhorns, Befehle, das Dröhnen der Drehscheiben. Der Rauchsleier zerriß und er unterschied einen Zug von Versailles und einen von Auteuil, die sich soeben bei der Ankunft des einen und der Abfahrt des andern gekreuzt hatten.

Roubaud wollte gerade das Fenster verlassen,

als eine Stimme, die seinen Namen rief, ihn veranlaßte, sich noch weiter hinauszubeugen. Er bemerkte unter sich, auf dem Balkone des vierten Stockwerkes einen jungen Mann von vielleicht dreißig Jahren, Henri Dauvergne. Dieser war Zugführer und wohnte dort mit seinem Vater, einem Assistenten für den Fernverkehr und mit seinen zwei Schwestern, Claire und Sophie, zwei reizenden Blondinen von achtzehn und zwanzig Jahren, welche mit den Einkünften der beiden Männer im Betrage von sechstausend Franken, ewig heiter gelaunt die Wirthschaft führten. Man hörte soeben wieder die Aeltere lachen, während die Jüngere sang und überseeische Vögel in ihrem Käfige um die Wette mit ihr ihre Triller und Läufe schmetterten.

»Guten Tag, Herr Roubaud, Sie in Paris? ... Ganz recht, wegen des Vorfalles mit dem Unterpräfecten!«

Der Unterinspector blieb deshalb in seiner

Haltung und erzählte, daß er diesen Morgen mit dem Schnellzuge um sechs Uhr vierzig Minuten von Havre abgefahren sei. Ein Befehl des Vetriebsdirectors habe ihn nach Paris gerufen und er hätte sich soeben eine tüchtige Nase geholt. Er sei zufrieden, daß man ihm nicht gleich sein Amt genommen habe.

»Und wie geht es Madame?«

Seine Frau war ebenfalls mitgekommen, Einkäufe halber. Er erwartete sie jetzt hier in dem Zimmer der Mutter Victoire, die ihnen jedesmal, wenn sie nach Paris kamen, den Schlüssel zu diesem Raume einhändigte, woselbst sie ungestört und unter vier Augen frühstücken konnten, während die brave Frau unten in den Bedürfnisanstalten ihr Amt versehen mußte. Heute hatten sie schon in Mantes ein kleines Frühstück eingenommen, um zuerst ihre Besorgungen abmachen zu können. Jetzt aber war drei Uhr schon vorüber und er kam vor Hunger fast um.

Henri wollte sich von einer liebenswürdigen Seite zeigen und fragte lächelnd nach oben:

»Bleiben Sie über Nacht in Paris?«

Nein, keineswegs. Sie führen schon mit dem Schnellzuge um sechs Uhr dreißig nach Havre zurück. Urlaub, damit käme er schön an! Ja, wenn sie Einem den Stuhl vor die Thür setzen wollen, da sind sie gleich bei der Hand!

Die beiden Männer nickten mit dem Kopf und blickten sich verständnißinnig an. Aber sie hörten sich nicht mehr, denn ein verteufeltes Piano setzte alle Register ein. Die beiden Schwestern paukten gemeinsam auf die Tasten, ihr Lachen aber übertönte das Instrument, wahrscheinlich wollten sie die Vögel im Käfige in noch größere Aufregung versetzen. Der junge Mann erheiterte sich ebenfalls, er grüßte und ging in das Zimmer hinein. Die Augen des allein gelassenen Unterinspectors hafteten eine Minute an dem Balkone, von welchem diese jugendliche

Fröhlichkeit herauftönte. Dann erhob er die Blicke und sah, daß die Lokomotive ihre Ventile geschlossen hatte und der Weichensteller sie auf den Zug nach Caen dirigierte. Die letzten Flöckchen des weißen Rauches verflüchtigten sich unter den dicken Wirbeln des schwarzen Qualms, der den Himmel besudelte. Und nun trat auch er in das Zimmer zurück.

Vor der Kukuksuhr angelangt, die auf drei Uhr zwanzig Minuten zeigte, machte Roubaud eine Bewegung verzweifelter Ungeduld. Wie, zum Teufel, konnte sich Séverine nur so lange aufhalten lassen? Wenn sie einmal in einem Laden war, konnte man sie garnicht wieder herausbringen. Um sich selbst über den Hunger hinwegzutäuschen, der seinen Magen marterte, kam er auf den Einfall, den Tisch zu decken. Er war in dem mächtigen, zweifenstrigen Zimmer, das mit seinen Nußbaummöbeln, dem Bett mit den rothkattunenen Bezügen, dem Anrichteschrank

und runden Tische, seinem normandiesischen Geschirrschrank gleichzeitig als Schlaf-, Speisezimmer und Küche diene, wie zu Hause. Er entnahm den Schränken Servietten, Teller, Gabeln und Messer und zwei Gläser. Das ganze Geschirr war von einer peinlichen Sauberkeit. Seine wirthschaftlichen Sorgen belustigten ihn und er fühlte sich glücklich über das Weiß des Leinens, bis über die Ohren verliebt in seine Frau. Er mußte selbst laut lachen, dachte er an das schöne, frische Lachen, in das sie ausbrechen würde, wenn sie zur Thür hereinkäme. Als er die Fleischpastete auf den Teller gelegt und die Flasche Weißwein daneben gestellt hatte, suchten seine Augen etwas. Dann zog er hastig zwei vergessene Päckchen aus der Tasche, eine kleine Büchse Sardinen und etwas Schweizerkäse.

Es schlug halb. Roubaud marschirte abwechselnd durch die Länge und Breite des Zimmers und lauschte bei dem geringsten

Geräusch auf der Treppe. Als er während seines müßigen Wartens beim Spiegel vorüberkam, blieb er stehen, um sich zu betrachten. Er alterte nicht, er war schon der Vierzig nahe, ohne daß das brennende Roth seiner krausen Haare zu bleichen begonnen hätte. Sein sonnenblonder Bart blieb dicht. Seine Figur war nur mittelgroß, aber ließ außerordentliche Körperkräfte ahnen. Er gefiel sich, er schien von seinem ein wenig flachen Haupte, der niedrigen Stirn, dem Stiernacken und seinem runden, blutvollen Gesicht, welches zwei große, lebhaftige Augen erhellten, sehr befriedigt. Seine Augenbrauen liefen ineinander.

Er hatte eine um fünfzehn Jahre jüngere Frau geheirathet. Es war ihm daher ein Bedürfniß, öfter den Spiegel zu Rathe zu ziehen, und was er dort erblickte, gab ihm die Ruhe wieder zurück.

Man hörte das Geräusch nahender Schritte.

Roubaud öffnete eilig die Thür etwas. Es war eine Zeitungsverkäuferin des Bahnhofs, die ihr nebenan gelegenes Zimmer aufsuchte. Er wandte sich in das Zimmer zurück und interessirte sich zunächst für eine auf dem Anrichteschrank stehende Muschelschachtel. Er kannte sie sehr gut, denn es war ein Geschenk von Séverine an die Mutter Victoire, ihre Amme. Dieser kleine Gegenstand rief ihm sofort die Geschichte seiner Heirath in's Gedächtniß. Bald war es drei Jahre her. Er selbst war im Süden, in Plassans als Sohn eines Kärrners geboren. Aus dem Militärdienst schied er mit dem Grade eines Feldwebels. Dann war er lange Zeit Bahnpostbeamter auf dem Bahnhof zu Mantes, aus welcher Stellung er in die eines Oberbahnpostbeamten in Barentin überging. Hier hatte er seine theure Frau kennen gelernt, als sie in Begleitung von Fräulein Berthe, der Tochter des Präsidenten Grandmorin von Doinville kam, um in Barentin den Zug zu besteigen. Séverine

Aubry war allerdings nur das jüngste Kind eines im Dienste des Grandmorin gestorbenen Gärtners, aber der Präsident, ihr Pathe und Vormund, bevorzugte sie in so auffälliger Weise –sie blieb die Gefährtin seiner Tochter, mit der zusammen sie in das Pensionat in Rouen geschickt wurde –und sie selbst war von solcher ihr angeborener Vornehmheit, daß Roubaud lange Zeit sich mit keinem Wörtchen ihr zu nahen wagte und sie mit der Leidenschaft eines Grobarbeiters, den ein zierliches, von ihm für kostbar gehaltenes Juwel lockt, aus der Entfernung anschnauzte. Das war der einzige Roman seines Lebens. Er würde sie geheirathet haben, auch wenn sie keinen Pfennig besessen hätte, lediglich aus Freude an ihrem Besitz, und als er sich endlich erküht hatte, übertraf die Verwirklichung weit den Traum: außer Séverine und einer Mitgift von zehntausend Franken hatte der Präsident, der sich bereits zur Ruhe gesetzt und Mitglied des

Aufsichtsrathes der Westbahn-Gesellschaft war, ihn unter seine Protection genommen. Auf diese Weise kam er am Tage nach seiner Hochzeit als Bahnhofs-Unterinspector nach Havre. In ihm steckte jedenfalls das Zeug zu einem guten Beamten, er war solide, pünktlich, gewissenhaft, hatte einen etwas beschränkten, aber sehr rechtschaffenen denkenden Geist, kurz, er besaß alle Eigenschaften, welche die sofortige Erfüllung seines Gesuches und die Schnelligkeit seiner Laufbahn erklärlich machten. Ihm war aber der Gedanke lieber, daß er Alles seiner Frau zu verdanken habe. Er anbetete sie geradezu.

Nachdem Roubaud noch die Sardinienbüchse geöffnet, verlor er vollends die Geduld. Um drei Uhr hatte man sich treffen wollen. Wo nur konnte sie stecken? Sie sollte ihm nicht damit kommen, daß der Einkauf von einem Paar Schuhe und sechs Hemden den ganzen Tag kostete. Als er sich von Neuem dem Spiegel gegenüber sah, bemerkte er, daß seine

Augenbrauen sich sträubten und eine tiefe Falte die Stirn durchfurchte. In Havre war ihm nie ein Verdacht in den Sinn gekommen. In Paris aber schuf seine Einbildung alle möglichen Arten von Gefahren, Listen, Vergehen. Ein Blutstrom ergoß sich in sein Gehirn und die Fäuste des ehemaligen Bahnarbeiters ballten sich, wie zu jener Zeit, als er noch die Waggon rangiren half. Er wurde wieder zum Vieh, das seiner Kräfte nicht bewußt ist, er würde seine Frau in einem Anfall blinder Wuth zermalmt haben.

Die Thür flog auf und Séverine betrat frisch und fröhlich das Zimmer.

»Da bin ich ... Du hast gewiß geglaubt, ich bin verloren gegangen?«

In dem Jugendreiz ihrer fünfundzwanzig Jahre hielt man sie zuerst für groß, schlank und sehr geschmeidig, und doch war sie rund, denn ihre Knochen waren sehr zart. Auch war sie auf den ersten Blick nicht niedlich, denn sie hatte

ein längliches Gesicht, einen stark entwickelten Mund, der indessen prächtige Zähne sehen ließ. Aber wenn man sie näher betrachtete, verführte sie durch einen eigenthümlichen Reiz und auch durch den Blick ihrer großen blauen Augen unter ihrer vollen schwarzen Haarkrone.

Als ihr Gatte, ohne ein Wort zu erwidern, fortfuhr, sie mit dem wirren, unstäten Blick zu examiniren, den sie so gut kannte, setzte sie gleich hinzu:

»O, wie bin ich gelaufen ... stelle Dir vor, daß kein Omnibus zu haben war. Für einen Wagen aber wollte ich kein Geld ausgeben und daher bin ich zu Fuß gekommen ... Sieh nur, wie heiß mir ist.«

»Du wirst mir doch nicht einreden wollen,« erwiderte er heftig, »daß Du jetzt aus dem »*Bon marché*« kommst.«

Aber schon hing sie mit der schmeichlerischen

Zärtlichkeit eines Kindes an seinem Halse und legte ihm ihre reizende, kleine, fleischige Hand ans den Mund.

»Schweige, schweige. Du schlechter Mensch! ... Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe.«

Ihre Persönlichkeit strömte eine so ehrliche Aufrichtigkeit aus, er hatte ein so untrügliches Gefühl, daß sie rein und rechtschaffen geblieben war, daß er sie wie toll in seine Arme schloß. Das war das gewöhnliche Ende seiner Verdächtigungen. Sie wehrte ihm nicht, denn sie ließ sich gern hätscheln. Er bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, die sie nicht zurückgab. Auch dieser Umstand, diese passive, töchterliche Neigung dieses großen Kindes, das sich nicht in die Liebende verwandelte, ließ eine dunkle Ungewißheit nicht von ihm weichen.

»Du hast den »*Bon marché*« also ausgeplündert?«

»O ja ... Ich erzähle Dir Alles ... Erst aber wollen mir essen ... Habe ich einen Hunger! .. Halt und höre, ich habe Dir etwas mitgebracht. Du mußt aber erst sagen: mein schönes Geschenk.«

Sie stand dicht vor ihm und lachte ihm ins Gesicht. Sie hatte ihre rechte Hand in die Tasche gesenkt und hielt in ihr einen Gegenstand, den sie aber nicht herauszog.

»Sage flink: mein schönes Geschenk.«

Er lachte ebenfalls und that ihr als gutmüthiger Kerl den Gefallen.

»Mein schönes Geschenk.«

Sie hatte als Ersatz für ein vor vierzehn Tagen verloren gegangenes und von ihm bejammertes Messer ihm ein neues gekauft. Er stieß einen Freudenschrei aus und erklärte dieses schöne neue Messer mit seinem Elfenbeinheft und der leuchtenden Klinge für vortrefflich. Er wollte es sofort in Gebrauch

nehmen. Sie war entzückt von seiner Freude und bettelte ihm einen Sou ab, damit ihre Freundschaft nicht zerschnitten würde.

»Essen, essen,« rief sie. »Nein, nein, ich bitte Dich, schließe das Fenster noch nicht. Mir ist noch zu warm.«

Sie war zu ihm an das Fenster getreten und betrachtete dort, an seine Schulter gelehnt, während einiger Minuten den mächtigen Bahnkörper. Die Rauchwolken hatten sich jetzt verzogen, die wie Kupfer erglühende Sonnenscheibe versank drüben hinter den Häusern der Rue de Rome im Nebel. Unten führte eine Rangiermaschine den Zug nach Mantes, der um vier Uhr fünfundzwanzig Minuten abgehen sollte, schon fertig rangiert, herauf. Sie stieß ihn auf den Strang neben dem Abfahrtssteig der Halle und wurde dann losgekoppelt. Das Zusammenstoßen der Puffer, das aus dem Waggonsschuppen der Ringeisenbahn heraufschallte, belehrte, daß

man vorsorglich mit der Ankoppelung von Waggons beschäftigt war. Einsam inmitten der Schienenstränge aber stand mit ihrem vom Staub der Fahrt geschwärzten Führer und Heizer eine schwerfällige Bummelzuglokomotive unbeweglich, als wäre ihr Athem und Kraft entschwunden, nur ein dünnes Rauchfädchen entströmte einem ihrer Ventile. Sie wartete, daß man ihr die Stränge zur Rückkehr in das Depot von Les Batignolles frei mache. Jetzt klappte ein rothes Signal auf und verschwand wieder. Die Lokomotive fuhr davon.

»Sind diese kleinen Dauvergnés vergnügt!« fagte Roubaud beim Verlassen des Fensters. »Hörst Du, wie sie auf dem Piano herumpauken? ... Ich sah vorhin Henri, der mir seine Empfehlungen an Dich auftrug.«

»Zu Tisch, zu Tisch!« rief Séverine.

Sie machte sich sofort an die Sardinen, die sie fast herunterschlang. Schon lange her, seit man

in Mantes gefrühstückt! Wenn sie nach Paris kam, war sie wie berauscht. Jede ihrer Fiebern zuckte aus dem Glücksgefühl heraus, wieder über das pariser Pflaster gelaufen zu sein und von ihren Einkäufen im »*Bon marché*« fieberte sie noch. Alles, was sie im Winter erübrigt hatte, gab sie dort im Frühjahr auf einmal wieder aus. Sie liebte es, alles dort zu kaufen, denn sie behauptete, dadurch schlänge sie die Reisekosten vollständig wieder heraus. Den Mund stets voll, konnte sie nicht genug davon schwatzen. Ein wenig verwirrt und rot geworden, gestand sie endlich die Totalziffer ihrer Einkäufe ein, über Dreihundert Franken.

»Teufel!« sagte Roubaud bestürzt, »Du führst Dich ja als Frau eines Unterinspectors recht gut auf ... Ich dachte, Du hättest nur ein Paar Stiefel und sechs Hemden zu kaufen?«

»Aber diese nicht wiederkehrenden Gelegenheiten, mein Freund! ... Entzückender, gestreifter Seidenstoff, ein geschmackvoller

Hut, der reine Traum! Fertige Unterröcke mit gestickten Volants! In Havre hätte ich das Doppelte bezahlen müssen ... Man war gerade dabei, es für mich zu expediren. Du wirst ja sehen.«

Er zog es vor zu lachen; in ihrer Freude und ihrer Miene einer verwirrt nach Vergebung Haschenden sah sie zu niedlich aus. Und dann war auch dieses improvisirte kleine Diner in diesem Zimmer, in dem sie sich allein befanden und besser als im Restaurant aufgehoben waren, zu reizend. Sie trank gewöhnlich nur Wasser, heute aber ließ sie sich gehen und schlürfte, ohne es zu wissen, ihr Glas Weißwein. Die Sardinenbüchse war geleert und sie zerlegten nun die Fleischspeise mit dem schönen neuen Messer. Ein Triumph für Séverine, daß es so gut schnitt.

»Und Du, wie steht es mit Deiner Angelegenheit?« fragte sie. »Du läßt mich schwatzen und erzählst mir garnicht, wie

Deine Sache wegen des Unterpräfecten geendet hat?«

Er erzählte ihr nun die Einzelheiten seines Besuches beim Betriebsdirector. O, man hätte ihm nach allen Regeln den Kopf gewaschen. Er hätte ihm die reine Wahrheit erzählt, wie diese Krabbe von Unterpräfecten mit seinem Hunde durchaus in ein Koupé erster Klasse gewollt habe, trotzdem ein Waggon zweiter Klasse, der nur für die Jäger und ihre Köter reservirt gewesen, im Zuge war, von dem entstandenen Streite und welche Worte gefallen wären. Der Chef gäbe ihm im Grunde genommen Recht, denn auch ihm sei daran gelegen, daß der Beamte respectirt würde. Aber das Schreckliche an der Sache sei, daß der Director zu ihm gesagt habe: »Ihr werdet nicht immer die Herren bleiben!« Er stehe im Verdachte eines Republikaners. Die bemerkenswerthen Reden bei Beginn der Session des Jahres 1869 und die dumpfe Furcht vor den nächsten allgemeinen Wahlen

hätten die Regierung mißtrauisch gemacht. Ohne die ausgezeichnete Empfehlung des Präsidenten Grandmorin würde man ihn zweifellos schon seines Amtes enthoben haben. Schließlich hätte er doch den von dem Letzteren gerathenen und aufgesetzten Entschuldigungsbrief unterschreiben müssen.

»Also? Hatte ich nicht Recht, ihm zu schreiben und ihm heute früh mit Dir einen gemeinsamen Besuch zu machen, ehe Du Deine Wäsche erhieltest?« unterbrach ihn lebhaft Séverine. »Ich wußte ganz genau, daß er uns aus der Klemme ziehen würde.«

»Ja, er liebt Dich sehr,« antwortete Roubaud, »und sein Arm reicht weit in unserer Gesellschaft ... Was hat das nun für einen Nutzen, ein tüchtiger Beamter zu sein? Natürlich hat man mir auch Schmeicheleien gesagt: ich hätte zwar nicht genug Initiative, aber ich führte mich gut, sei gehorsam und entschlossen. Und trotzdem sage ich Dir,

meine Theure, wärest Du nicht meine Frau und Grandmorin nicht aus Freundschaft für Dich für mich eingetreten, so hätte ich meine Strafversetzung nach einer kleinen Station in der Tasche gehabt.«

»Zweifellos, sein Arm reicht weit,« wiederholte Séverine, als spräche sie zu sich selbst, während ihre Augen die Leere suchten.

Es herrschte Schweigen, Séverine verharrte mit ihren sich vergrößernden und wie abwesend starrenden Augen in derselben Stellung und hörte mit dem Essen auf. Sie rief sich jedenfalls die Tage ihrer Kindheit in die Erinnerung, die sie dort unten in Schloß Doinville, vier Meilen von Rouen entfernt, zugebracht hatte. Sie hatte nie ihre Mutter gekannt. Ihr Vater, der Gärtner Aubry, starb gerade, als sie ihr dreizehntes Lebensjahr begann. Schon damals hatte der Präsident, der Wittwer war, sie seiner Tochter Berthe beigesellt und unter die Obhut seiner

Schwester, Madame Bonnehon, der Gattin eines Kaufmannes und ebenfalls Wittwe, heute Besitzerin des Schlosses, gestellt. Berthe, die zwei Jahre älter war als sie, hatte sechs Monate nach ihr einen Herrn von Lachesnaye, Rath beim Gerichtshof in Rouen, ein dünnes, gelbes Männchen, geheirathet. Im vergangenen Jahre stand der Präsident noch diesem Gerichte vor. Dann hatte er sich nach einer brillanten Carrière in den Ruhestand zurückgezogen. Im Jahre 1804 geboren, Substitut in Digne zu Beginn des Jahres 1830, dann in Fontainebleau und Paris, später Procurator in Troyes, Generaladvocat in Rennes, wurde er schließlich erster Präsident in Rouen. Mehrfacher Millionär, gehörte er dem Generalrath seit 1855 an und war am Tage seines Abschieds zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt worden. Soweit sie zurückdenken konnte, sah sie ihn noch als untersetzten, kräftig gebauten Mann, dessen büstenförmig stehende Haare schon frühzeitig

eine weiße Färbung zeigten und zwar dieses goldne Weiß, wie es aus dem einstigen Blond hervorgeht, den Backenbart glatt abrasirt bis auf die Fraise, ohne Schnurrbart, mit einem eckigen Gesicht, welches die ein hartes Blau weisenden Augen und die stark entwickelte Nase streng erscheinen ließen. Er machte alles um sich herum erzittern.

»He! An was denkst Du?« mußte Roubaud zweimal laut fragen.

Sie fuhr zusammen und ein leiser Schauer überlief sie, als schüttele sie ein jäher Schrecken.

»O, an gar nichts.«

»Du issest nicht, hast Du keinen Hunger mehr?«

»O doch ...Du sollst gleich sehen.«

Séverine lehrte ihr Glas Wein und vollendete dann die Zerlegung der Fleischspeise auf

ihrem Teller. Jetzt gab es aber einen Aufstand: sie hatten mit dem Laib Brod schon vollständig aufgeräumt und es blieb ihnen keine Krume mehr für den Käse. Erst Geschrei, dann Gelächter, als sie, nachdem sie alles durchsucht hatten, im Buffet der Mutter Victoire ein Stück altbackenes Brod entdeckten. Obgleich das Fenster offen stand, war es noch immer heiß im Zimmer und die junge Frau, welche gerade vor dem Ofen saß, kühlte sich kaum ab, sondern wurde immer rother und aufgeregter durch das Unerwartete dieses durchschwatzten Frühstücks in diesem Zimmer. Bei der Erwähnung der Mutter Victoire kam Roubaud nochmals auf Grandmorin zu sprechen: auch eine, die Jenem ein freundliches Loos verdankte! Sie war eine Verführte, deren Kind starb, dann Amme von Séverine, deren Geburt ihrer Mutter das Leben kostete; später, als Frau eines Heizers der Gesellschaft, ernährte sie sich in Paris elend mit Nähen, denn ihr Mann verzehrte die

ganzen Einkünfte, bis die Wiederbegegnung mit ihrem Milchkinde die alten Bande auf's Neue knüpfte und Séverine auch Jene zu einem Schützlinge des Präsidenten machte. Und heute hatte sie durch seine Vermittlung den Posten in der Bedürfnisanstalt und zwar als Wärterin des Extracabinets in der Damenabtheilung inne, die beste Stelle. Die Gesellschaft gab ihr nur hundert Franken jährlich, sie machte aber daraus mit Hilfe der Trinkgelder an vierzehnhundert, ohne ihre Wohnung, dieses Zimmer, zu rechnen, dessen Heizung sie sogar frei hatte. Alles in Allem also eine sehr angenehme Situation. Und Roubaud rechnete aus, daß, wenn Pecqueux, ihr Gatte, seine zweitausendachthundert Franken Fixum und Prämien mit in die Wirthschaft stecken würde, anstatt sie auf beiden Endstationen der Linie in Flüssigkeiten umzusetzen, das Ehepaar mehr als viertausend Franken verdienen würde, das heißt also das Doppelte von seinem Einkommen als

Unterinspector des Bahnhofs in Havre.

»Selbstverständlich,« schloß er, »kann man nicht jeder Frau eine Dienstleistung in den Bedürfnisanstalten zumuthen, aber gar so albern ist auch dieses Amt noch nicht.« Inzwischen hatten sie ihren mächtigsten Hunger bereits gestillt und sie aßen nur noch mechanisch; sie schnitten den Käse in kleine Stückchen, um das Mahl in die Länge zu ziehen. Auch ihre Worte flossen langsamer von ihren Lippen.

»Da fällt mir gerade ein,« rief er, »ich habe Dich zu fragen vergessen, warum hast Du die Einladung des Präsidenten zu einem zwei- oder dreitägigen Besuch in Doinville ausgeschlagen?«

Sein Geist führte in dem Wohlgeföhle der Verdauung ihm soeben noch einmal den Besuch vor Augen, den sie heute früh dicht beim Bahnhof in dem Hotel der Rue du Nocher abgestattet hatten. Er sah sich wieder

in dem großen ernsten Kabinet, er hörte den Präsident ihnen erzählen, daß er am nächsten Tage nach Doinville reisen würde. Dann hatte Jener unter einer plötzlichen Eingebung ihnen angeboten, noch heute Abend mit ihnen gemeinsam den sechs Uhr dreißig Zug zu benutzen, um in Person sein Pathchen zu seiner Schwester zu bringen, die schon lange nach ihr Sehnsucht habe. Die junge Frau aber hatte alle möglichen Verhinderungsgründe vorgeschützt.

»Ich kann in diesem kleinen Ausfluge nichts Schlimmes finden,« fuhr Roubaud fort. »Du hättest bis zum Donnerstag dort bleiben können, ich würde mich schon bis dahin allein beholfen haben ... Du mußt doch zugestehen, daß wir in unsrer Stellung Jene nöthig haben. Ich finde es nicht sehr geschickt, ihre Höflichkeiten abzuweisen, umsomehr als Deine Weigerung ihm sichtlich nahe ging ... Ich habe auch erst aufgehört in Dich zu dringen, als Du mich am Paletot zupfst.

Dann stimmte ich Dir bei, aber ohne zu begreifen ... Nun warum wolltest Du nicht?«

Séverine, deren Augen unstät umherwanderten, machte eine Bewegung der Ungeduld.

»Kann ich Dich denn so allein lassen?«

»Das ist kein Grund ... Seit unsrer Hochzeit vor drei Jahren warst Du schon zweimal in Doinville und hast dort eine ganze Woche zugebracht. Ich sehe keinen Hinderungsgrund, auch zum dritten Male dorthin zu reisen.«

Die Verwirrung der jungen Frau wuchs, sie mußte den Kopf abwenden.

»Es sagte mir nicht zu. Du wirst mich doch nicht zu Dingen zwingen wollen, die mir mißfallen.«

Roubaud öffnete die Arme gleichsam als Zeichen dafür, daß er sie zu nichts zwänge, sagte aber dennoch:

»Halt! Du verbirgst mir etwas ... Hat Dich Frau Bonnehon das letzte Mal nicht gut aufgenommen?«

O doch. Frau Bonnehon wäre stets die Güte selbst gewesen. Diese liebenswürdige, große, kräftige Dame mit herrlichen blonden Haaren war trotz ihrer fünfundfünfzig Jahre noch eine Schönheit. Seit ihrer Wittwenschaft und selbst zu Lebzeiten ihres Mannes soll sie, wie man sich erzählte, ihr Herz oft verschenkt haben. In Doinville war sie der Abgott. Sie wandelte das Schloß in ein Paradies um. Die ganze Gesellschaft von Rouen, namentlich die Beamten waren dort ständige Besucher. Frau Bonnehon suchte ihre Freunde namentlich unter den Beamten.

»Dann gestehe, daß die Lachesnaye Dich kühl behandelt haben.«

Seit ihrer Ehe mit Herrn von Lachesnaye war Berthe Séverine gegenüber zweifellos eine andere geworden. Diese arme, unbedeutende

Berthe mit ihrer rothen Nase wäre allerdings nicht mehr so gütig wie früher. Die Damen in Rouen lobten sie sehr ihrer Distinktion wegen. Ein so garstiger, trockener, geiziger Gatte wie der ihrige, schiene wirklich wie geschaffen, um seiner Frau seinen Charakter aufzuprägen und sie schlecht zu machen. Aber trotzdem, auch Berthe's Benehmen ihrer ehemaligen Genossin gegenüber hatte nichts zu wünschen übrig gelassen, Séverine könnte auch ihr keinen direkten Vorwurf machen.

»Dann mißfällt Dir also der Präsident dort unten?«

Séverine, die bis dahin langsam und monoton geantwortet hatte, machte abermals eine ungeduldige Bewegung.

»Ei! Welch ein Einfall!«

Und sie sprach weiter in kurzen, nervös abgebrochenen Sätzen. Man bekäme ihn im Schlosse kaum zu Gesicht. Er hätte sich in

Doinville einen Pavillon reserviren lassen, dessen Thür auf eine öde Landstraße führe. Er ginge und käme, ohne daß Jemand es erführe. Seine Schwester wüßte nie genau zu sagen, wann er käme. In Barentin nähme er einen Wagen und ließe sich Nachts bis Doinville fahren; dort lebe er, von Niemandem gesehen, tagelang in seinem Pavillon. O, er würde dort am allerwenigsten Jemand belästigen.

»Es fiel mir gerade ein, weil Du mir gewiß an zwanzig Male schon erzählt hast, daß er Dir in Deiner Kindheit stets die blasse Furcht einflöbte.«

»Die blasse Furcht! Du übertreibst wie gewöhnlich ... Gewiß, er lachte kaum. Er sah uns mit seinen großen Augen so durchdringend an, daß man sofort den Kopf senkte. Ich habe Leute vor ihm zittern und nicht ein Wort über die Lippen bringen gesehen, so sehr imponirte er ihnen durch den weitverbreiteten Ruf seiner Strenge und

Weisheit ... Aber mich selbst zankte er nie aus, ich habe immer gefühlt, daß er eine Schwäche für mich hatte ...«

Ihre Stimme sank abermals zum Flüstern herab und ihre Augen suchten die Leere.

»Ich erinnere mich noch ganz gut ... Ich war noch ein kleines Ding und spielte mit meinen Freundinnen in den Alleen. Sobald er kam, versteckten sich alle, selbst seine Tochter Berthe, die unaufhörlich vor Furcht zitterte, eine Sünde begangen zu haben. Ich dagegen erwartete ihn ganz ruhig, und wenn er mich lächelnd mit verzogenem Mündchen dort stehen sah, gab er mir beim Vorübergehen einen kleinen Backenstreich ... Später, als ich sechzehn Jahre alt war, mußte ich ihm stets die Bitte vortragen, wenn Berthe irgend eine Vergünstigung von ihm haben wollte. Ich sprach mit ihm, senkte aber nie die Blicke, so daß ich die seinen mir bis unter die Haut dringen fühlte. Ich machte mir aber nicht viel

daraus, wußte ich doch, daß er mir alle Wünsche bewilligen würde ... Ja, ja, ich erinnere mich noch sehr gut daran! Dort unten giebt es kein Plätzchen im Park, keinen Korridor, kein Zimmer, das mir nicht wieder vor die Erinnerung tritt, sobald ich die Augen schließe.«

Sie schwieg, ihre Lider hatten sich gesenkt und über ihr geröthetes und aufgedunsenes Gesicht schien ein Schauer der Erinnerung an die Dinge von ehemals zu gleiten, Dinge, von denen sie nicht gesprochen hatte. Einen Augenblick blieb sie in dieser Haltung, ihre Lippen öffneten sich etwas, als verursachte das plötzliche Zucken eines Muskels ihr eine schmerzliche Empfindung am Mundwinkel.

»Er war gewiß sehr gütig zu Dir,« begann Roubaud, der sich soeben eine Pfeife angezündet hatte, von Neuem, »er hat Dich nicht nur als vornehmes Fräulein erziehen lassen, sondern auch Deine paar Pfennige

weise verwaltet, schließlich hat er auch noch die Summe abgerundet, als wir uns verheiratheten ... Dabei rechne ich noch gar nicht, daß er Dir etwas hinterlassen will, wie er mir selbst gesagt hat.«

»Ja,« sagte Séverine leise, »das Häuschen in la Croix-de-Maufras, den von der Eisenbahn durchschnittenen Besitz. Wir haben früher dort öfter eine ganze Woche zugebracht ... Ich rechne noch gar nicht darauf, denn die Lachesnaye werden doch die Erbschaft hintertreiben. Ich würde es auch vorziehen, nichts nehmen zu müssen!«

Sie hatte die letzten Worte so lebhaft hervorgestoßen, daß er mit seinen runden, sich vergrößernden Augen erstaunt die Sprecherin anblickte und die Pfeife aus dem Munde nahm.

»Bist Du komisch! Man erzählt sich, daß der Präsident Millionär sei. Was ist also dabei so Schlimmes, wenn er auch seine Pflgetochter in seinem Testament bedenkt? Das würde

Niemand überraschen und unsern Verhältnissen käme es gut zu statten.«

Dann ließ ihn ein durch den Kopf gehender Gedanke laut auflachen.

»Du befürchtest doch nicht, für seine leibliche Tochter gehalten zu werden? ... Du weißt doch, daß man sich vom Präsidenten trotz seiner eisigen Miene nette Sachen erzählt? Selbst zu Lebzeiten seiner Frau soll kein Mädchen verschont geblieben sein. Das ist ein Spitzbube, der noch heute bei der Frau seinen Mann steht.. Großer Gott, wenn Du wirklich seine Tochter wärest?«

Séverine war unwillig aufgesprungen, ihr Gesicht flammte und das Feuer ihrer blauen Augen unter dem schweren schwarzen Haar leuchtete unstät.

»Seine Tochter, seine Tochter! ...Ich will nicht, daß Du mich damit neckst, verstanden? Wie könnte ich seine Tochter sein? Sehe ich

ihm ähnlich? ... Genug davon, sprechen wir von etwas Anderem. Ich will einfach deshalb nicht nach Doinville fahren, weil ich es vorziehe, mit Dir nach Havre zurückzukehren,«

Er wiegte beruhigend den Kopf. Wie ihr das im Augenblick in die Nerven gefahren war! Er lächelte, denn er hatte sie noch nie so aufgeregt gesehen, das machte wahrscheinlich der Weißwein. Es lag ihm daran, sie wieder gut zu stimmen und so ergriff er abermals das Messer, wobei er nochmals seiner Bewunderung einen lauten Ausdruck gab und reinigte es sorgfältig. Dann verkürzte er sich die Nägel, um zu zeigen, daß es wie ein Rasirmesser schnitt.

»Schon vier und ein viertel Uhr,« bemerkte Séverine leise vor der Kukuksuhr. »Ich habe noch einige Wege ... Wir müssen an unsern Zug denken.«

Doch ehe sie sich an die Ordnung des

Zimmers machte, wollte sie sich erst noch etwas beruhigen und trat an das Fenster. Er ließ Messer Messer, Pfeife Pfeife sein, stand ebenfalls vom Tische auf, näherte sich ihr und nahm sie sanft in seine Arme. Er zog sie fest an seine Brust, drückte das Kinn auf ihre Schulter und preßte seinen Kopf an den ihren. Keines von Beiden rührte sich, ihre Augen suchten den Fernblick.

Zu ihren Füßen kamen und gingen die kleinen Rangirlokomotiven noch immer rastlos; man hörte sie, gerade wie gewandte und kluge Wirtschafterinnen, kaum bei ihrer Thätigkeit, ihre Räder schienen umwickelt, ihr Pfiff ertönte discret. Die eine von ihnen verschwand jetzt unter dem Pont de l'Europe mit einem von Trouville gekommenen Zuge, dessen Waggon in die Schuppen gebracht wurden. Dort unten, jenseits der Brücke, kreuzte sie sich mit einer Lokomotive, die wie eine einsame Spaziergängerin, allein vom Depot kam; ihre Achsen und Kupfertheile leuchteten, als hatte

sie soeben frisch und keck sich zur Reise angekleidet. Die große Maschine hielt jetzt und forderte durch zwei kurze Pfliffe den Weichensteller auf, die Geleise passirbar zu machen; dieser that es sofort und die Lokomotive rollte auf den in der Halle für den Fernverkehr abgangsbereit stehenden Zug zu. Es war der vier Uhr fünfundzwanzig Zug nach Dieppe. Ein Strom von Reisenden drängte durcheinander. Man hörte das Rollen der mit Gepäck beladenen Karren, die Gepäckträger beförderten Stück für Stück in die Waggon. Inzwischen war die Lokomotive mit ihrem Tender auf den Stirnwagen des Zuges aufgefahen, was einen dumpfen Krach gab und man sah einen Arbeitsmann die Koppelung aufwinden. Gegen Batignolles hin hatte sich der Himmel umdüstert; ein aschfarbenes Halbdunkel tauchte die Umrisse der fernen Gebäude in seine Schatten und schien schon über den sich ausbreitenden Fächer der Schienen zu kriechen. Und in

diesem Dunkel kreuzten sich unaufhörlich die ankommenden und abfahrenden Züge des Ring- und Vorortverkehrs. Hier die düsteren Reihen der großen Glashallen, dort über dem verschleierte Paris röthliche, vielgezackte Rauchwolken.

»Nein, nein, lasse mich,« sagte Séverine leise.

Sein Athem strömte ihr in den Nacken. Allmählich war seine Zärtlichkeit eine innigere geworden; die Wärme ihres jungen, von ihm so eng umschlungenen Körpers brachte sein Blut in Wallung. Der von ihr ausgehende Duft berauschte ihn und das abwehrende Drängen ihrer Glieder fachte seine Wünsche vollends an. Mit einem Ruck hatte er sie vom Fenster los, dessen Flügel er schloß. Sein Mund fand den ihrigen, fast biß er ihre Lippen wund und mit unwiderstehlicher Gewalt drängte er sie zum Bett.

»Nein, nein, wir sind nicht zu Hause,« wiederholte sie. »Ich bitte Dich, nicht hier in

diesem Zimmer!«

Sie fühlte sich ebenfalls durch die reichliche Sättigung und das genossene Getränk wie berauscht, und ihre Sinne waren von dem fieberhaften Sturmflug nach Paris noch in Aufruhr. Dazu dieses überheizte Zimmer, diese überreiche Tafel, die Plötzlichkeit der Reise, die einen so guten Ausgang zu nehmen schien, alles das erhitzte ihr Blut und kitzelte ihre Nerven. Trotzdem weigerte sie sich, sie widerstand ihm und stemmte sich mit Leibeskräften gegen das Holzgestell des Bettes in einer Anwandlung von ihr selbst nicht erklärlicher Furcht.

»Nein, nein, ich will nicht.«

Er, das Blut im Gesicht, hielt sie mit seinen mächtigen brutalen Fäusten wie in einem Schraubstock.

»Dummes Ding! Wer weiß es? Wir bringen ja das Bett wieder in Ordnung!«

In Havre bildete, da er Nachtdienst hatte, die Zeit nach Tisch ihr gewöhnliches Kosestündchen, dem sie sich auch mit gefälliger Folgsamkeit nicht zu entziehen pflegte. Die Sache machte ihr zwar keinen Spaß, aber sie fühlte sich glücklich und behaglich bei dem Gedanken, auf ihr eigenes Vergnügen ihm zu Liebe verzichten zu können. In diesem Augenblick aber machte es ihn toll, daß er sie so feurig, von Leidenschaft durchzittert fühlte, wie er sie nie zuvor gekannt hatte. Der dunkle Widerschein ihres Haares ließ die sonst so kühlen Augen unergründlich tief erscheinen, ihr stark entwickelter Mund schimmerte wie Blut in dem sanften Oval ihres Gesichts. Er hatte mit einem Male eine Frau vor sich, die er noch nie gesehen. Warum willfahrte sie ihm nicht?

»Warum, sprich? Wir haben noch Zeit.«

In ihrer unerklärlichen Angst, in dem Kampf, der sie hinderte, die Dinge klar zu erkennen,

als wenn sie selbst sich als eine Andere erschiene, entfuhr ihr ein Schrei wirklichen Schmerzes, der ihn veranlaßte, sich ruhiger zu verhalten.

»Ich beschwöre Dich, lasse mich! ... Schon der bloße Gedanke, in diesem Augenblick, erwürgt mich ... Das würde zu nichts Gutem führen.«

Beide saßen jetzt auf dem Rande des Bettes. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte er das siedende Gefühl von dort verwischen. Als sie ihn wieder vernünftig geworden sah, beugte sie sich liebenswürdig zu ihm und gab ihm einen derben Kuß auf die Backe, als Beweis, daß sie ihn trotzdem lieb hätte. Sie blieben dann einen Augenblick unbeweglich und lautlos sitzen. Er hatte ihre rechte Hand ergriffen und spielte mit einem alten Goldreif einer Schlange mit einem Köpfchen von Rubinen, den sie seit ihrer Hochzeit stets an demselben Finger trug. Stets

halte er ihn dort gesehen.

»Meine kleine Schlange,« sagte Séverine wie im Traume befangen; sie glaubte, er betrachte den Ring und sie empfand das dringende Bedürfnis zu reden. »In la Croix-de-Maufras wurde er mir geschenkt als ich sechzehn Jahre alt war.«

Roubaud erhob überrascht den Kopf.

»Wer hat ihn Dir geschenkt? Der Präsident?«

Als sie die Augen ihres Mannes auf sich ruhen fühlte, war es ihr, als würde sie plötzlich aus dem Traume gerissen. Ein kaltes, eisiges Gefühl überlief ihre Wangen. Sie wollte antworten, fand aber nicht gleich die Worte, ihr schien, als hätte eine jähe Lähmung sie ergriffen.

»Aber Du hast mir doch immer erzählt,« fuhr er fort, »Deine Mutter hätte Dir den Ring hinterlassen?«

Noch in diesem Augenblick hätte sie den Eindruck der ihr in einem Moment völliger Geistesabwesenheit entschlüpfen. Aeüßerung wieder verwischen können, wenn sie gelacht oder die Zerstreute gespielt hätte. Aber nein, sie war wie verbohrt, als hätte sie keine Macht mehr über sich.

»Ich habe Dir nie gesagt, mein Schatz, daß mir meine Mutter diesen Ring vermacht hat.«

Roubaud sah ihr scharf in das Gesicht, auch er wurde bleich.

»Nie? Du hast mir das nie gesagt? Nicht einmal, sondern zwanzigmal! ... Warum sollte Dir der Präsident auch keinen Ring schenken? Ich finde dabei nichts, er hat Dir ja so Manches geschenkt ... Aber warum hast Du es mir verheimlicht? Warum logst Du und schobst Deine Mutter vor?«

»Ich habe meine Mutter nicht erwähnt, mein Lieber, Du irrst Dich.«

Dieses hartnäckige Leugnen war eine Dummheit, Sie sah, daß sie sich selbst auslieferte, daß er ihr die Wahrheit von der Stirn las; sie hätte jetzt gern ihre Worte wieder zurückgenommen oder ihre Bedeutung vermischt, aber jetzt war es zu spät. Sie fühlte, wie ihre Züge eine andere Gestaltung annahmen, das Geständniß ihrer Schuld offenbarte in diesem Augenblick gegen ihren Willen ihre ganze Persönlichkeit. Die Kälte in ihren Wangen hatte ihr ganzes Gesicht überzogen, ein nervöses Zucken zerrte an ihrem Munde. Ihm dagegen hatte das Entsetzen das Blut emporgetrieben, daß man fürchten mußte, seine Adern würden platzen. Er hatte ihre Handgelenke umschlungen und stand dicht vor ihr, um aus dem Widerspiegeln des Schreckens in ihren Augen lesen zu können, was sie nicht laut gesagt hatte.

»Verflucht,« würgte er heraus, »verflucht!«

Sie drückte furchtsam das Gesicht unter ihren

Arm, denn sie ahnte den Schlag mit der Faust schon, der kommen mußte. Dieser kleine, elende, unbedeutende Umstand, das Vergessen einer an diesen Ring sich knüpfenden Lüge hatte nach wenigen Worten diese furchtbare Situation geschaffen. Nur eine Minute, dann warf er sie mit einem Stoß auf das Bett und bearbeitete sie auf das Gerathewohl mit den Fäusten. Während dreier Jahre hatte er sie nicht ein Mal geschlagen, jetzt aber war die Brutalität Herrin über ihn geworden, blind und trunken vor Wuth hieb er mit seinen groben Arbeiterfäusten, die früher die Waggons geschoben hatten, auf sie ein.

»Verfluchte Dirne! Du warst mit ihm zusammen ... mit ihm zusammen ... mit ihm zusammen!«

Die Wiederholung der Worte stachelte seine Wuth noch mehr an; bei jeder Wiederholung sauste ein Faustschlag nieder, als wollte er ihr die Worte für immer einbläuen.

»Du die Geliebte eines Greises, Du verfluchte Dirne! ... Du warst mit ihm zusammen ... mit ihm zusammen!«

Der Zorn erstickte seine Stimme, sie kam ihm schon pfeifend aus dem Munde und versagte schließlich ganz. Er hörte jetzt erst, wie sie, windelweich unter den Schlägen geworden, »nein« rief. Sie fand kein anderes Wort der Vertheidigung, sie leugnete, um nicht von ihm getödtet zu werden. Diese Ausrede, diese lügnerische Verbohrtheit machte ihn nur noch rasender.

»Gestehe, daß Du mit ihm zusammen warst!«

»Nein und nein.«

Er hatte sie aufgerafft und sie zu sich emporgezogen; er verhinderte das arme Geschöpf, daß der Kopf sich in die Kissen vergrub und zwang sie, ihm in das Gesicht zu sehen.

»Gestehe!«

Im Augenblick hatte sie sich gewandt seiner Umarmung entzogen und wollte zur Thür eilen. Doch ebenso schnell war er hinter ihr her und wieder schwebte seine Faust in der Luft; dicht neben dem Tisch streckte sein Schlag sie zu Boden. Er warf sich an ihre Seite und packte sie an den Haaren, so daß sie sich nicht rühren konnte. Ohne zu sprechen und ohne zu athmen, blieben sie so, Auge in Auge, auf dem Boden liegen. Und durch diese schreckensvolle Stille schallte das Singen und Lachen der Damen Dauvergne, deren Piano glücklicherweise einen solchen Lärm vollführte, daß man das Toben des sich über ihnen abspielenden Kampfes nicht vernahm. Claire sang Kinderlieder und Sophie spielte die Begleitung mit aller Macht.

»Gestehe!«

Sie wagte nicht nein zu sagen und schwieg.

»Gestehe, daß Du mit ihm zusammenwarst, oder ich schlage Dich todt!«

Er würde sie getödtet haben, sie las es in seinem Blick. Sie hatte beim Fallen das aufgeklappt auf dem Tisch liegende Messer gesehen. Das Schimmern der Klinge kam ihr in die Erinnerung, sie glaubte schon, daß er den Arm danach ausstrecke. Nun überkam sie ein Gefühl der Feigheit, eine Gleichgiltigkeit gegen sich und alles, der Wunsch, endlich mit Allem zu Rande zu kommen.

»Nun ja, es ist wahr, nun lasse mich aber gehen.«

Ein fürchterlicher Augenblick. Dieses Geständniß, von ihm in so grausamer Weise erpreßt, es glich einem Schlag, den er mitten in das Gesicht erhielt; es schien ihm unmöglich, ungeheuerlich. Eine solche Schändlichkeit hätte er nie für möglich gehalten. Er packte ihren Kopf und schlug ihn gegen ein Tischbein. Als sie sich sträubte, schleifte er sie an den Haaren durch das Zimmer, wobei er mit ihrem Körper die Stühle anrannte. So oft

sie den Versuch machte, sich aufzurichten, warf er sie durch einen Faustschlag wieder zu Boden. Sein Athem flog und mit zusammengepreßten Zähnen tobte er wie ein Wilder und Thor zugleich in diesem Kampf. Der Tisch hätte beinahe den Ofen umgeworfen. Haare und Blut klebten an einer Ecke des Büffets. Als sie von diesem eklen Auftritte noch bebend wieder zu Athem kamen, müde vom Schlagen und der erhaltenen Prügel, befanden sie sich wieder neben dem Bett, sie noch immer in einem schweinartigen Zustande auf der Erde liegend, er auf ihr kauern und sie an den Schultern gepackt haltend. Beide stöhnten. Unten ertönte noch immer die Musik und kräftiges, lustiges Lachen schallte herauf.

Mit einem Ruck hob Roubaud Séverine vom Boden und drängte sie gegen die Bettwand. Er blieb vor ihr auf den Knieen liegen und stemmte sich mit der ganzen Kraft seines Oberkörpers gegen sie. Jetzt konnte er endlich

sprechen. Er schlug sie nicht mehr, er quälte sie mit seinen Fragen, in der heißen Begier, alles wissen zu wollen.

»Du hast Dich ihm also hingegeben, Dirne? ... Wiederhole es mir, daß Du diesem alten Menschen gefällig warst ... Wie alt warst Du, als es geschah? Ganz jung noch, nicht wahr, ganz jung?«

Ein plötzlicher Thränenausbruch ihrerseits, ein Schluchzen hinderten sie zu antworten.

»Himmel und Hölle, willst Du sprechen? ... He? Noch nicht zehn Jahre alt warst Du, als Du den Alten schon amüsirtest? Deshalb also hat er Dich wie eine vornehme Dame erziehen lassen, damit er unauffällig seine Schweinereien treiben konnte? Rede, sage ich, oder ich fange von vorn an!«

Sie weinte und brachte kein Wort über die Lippen. Er erhob die Hand und eine abermalige Ohrfeige betäubte sie. Das geschah

dreimal, ebenso oft als er fragte und keine Antwort erhielt.

»Sprich, in welchem Alter geschah es?«

Warum den Kampf fortsetzen, sie fühlte ja ohnehin ihr ganzes Leben dahinschwinden. Er würde ihr mit seinen steifen Arbeiterfingern das Herz aus dem Leibe gerissen haben. Sein dringliches Fragen begann von Neuem und nun erzählte sie ihm in der Ohnmacht ihrer Schande und Furcht Alles. Ihre Worte wurden so leise geflüstert, daß sie kaum ihm verständlich waren. Seine wilde Eifersucht sog neue Nahrung aus dem Leiden, welches ihm die ihr entlockten Bilder schufen: er konnte nicht genug hören, er zwang sie, keine Einzelheit zur Vervollständigung der Thatsachen zu übergehen. Das Ohr auf die Lippen der bedauernswerthen Frau gepreßt, lechzte er wie ein Fiebernder nach dieser Beichte, deren Abbrechen seine aufgehobene Faust verhinderte, die jeden Augenblick bereit

zum Niederfahren war.

Ihr ganzes vergangenes Leben in Doinville zog so noch einmal an ihm vorüber, ihre Kindheit, ihre Jugend. War das Unerhörte im Dunkel der Baumgruppen des Parks oder in einem verlorenen Winkel eines Korridors im Schlosse geschehen? Hatte der Präsident es schon auf sie abgesehen, als er sie nach dem Tode seines Gärtners zu sich in sein Haus nahm und sie mit seiner Tochter erziehen ließ? Begonnen hatte die Geschichte zweifellos schon zu jener Zeit, als die anderen Mädchen aus ihren Spielen heraus vor ihm flüchteten, wenn er plötzlich auftauchte, sie dagegen mit verzogenem Mündchen lächelnd auf ihn wartete, um von ihm im Vorübergehen auf die Backe geklopft zu werden. Und später, wenn sie ohne die Augen niederzuschlagen mit ihm zu sprechen wagte und von ihm jede Vergünstigung bewilligt erhielt, hatte sie sich nicht damals schon als die Herrin über ihn gefühlt, der, Anderen gegenüber so würdig

und streng, durch seine Nachgiebigkeit von ihr sich das Anrecht auf alle Glückseligkeiten erwarb? O, über diesen schmutzigen Handel, diesen elenden Greis, der sich wie ein Großvater hätscheln ließ, das kleine Mädchen heranwachsen sah, fast stündlich dem Wachstume ihres Körpers nachfühlte und die Zeit nicht erwarten konnte, bis die Frucht reif war.

Roubaud stöhnte.

»Wiederhole, in welchem Alter geschah es?«

»Als ich sechzehn und ein halbes Jahr alt war.«

»Du lügst.«

Leugnen, mein Gott, warum jetzt noch? Ihre Schultern zuckten im Gefühle unermesslicher Oede und Schwäche.

»Und wo zum ersten Male?«

»In la Croix-de-Maufras.«

Er zögerte einen Augenblick, seine Lippen bewegten sich krampfhaft und ein gelblicher Schein flackerte in seinen Augen.

»Und es hatte Folgen?

Sie blieb stumm, doch als er die Faust schwang, sagte sie:

»Du würdest mir ja doch nicht glauben.«

»Sprich nur ... Also keine Folgen?«

Sie antwortete durch ein Schütteln mit dem Kopfe. So war es am besten. Er aber ließ nicht locker, er wollte die Szene bis in alle Einzelheiten kennen lernen. Aus anzüglichen Worten und gemeinen Redensarten bestand sein Fragen. Sie brachte die Zähne nicht mehr auseinander, sie blieb dabei, durch Zeichen mit dem Kopfe ja und nein zu sagen. Vielleicht hätte es beiden einige Linderung verschafft, wenn sie alles gestanden haben würde. Sie fürchtete aber durch Wiedergabe der Einzelheiten keine Erleichterung, sondern

noch größeres Ungemach. Und auch ihn würden die haarsträubendsten Thatsachen nicht so gepeinigt haben, wie jetzt die Einbildung. Dieses wollüstige Wühlen aber nach der Wahrheit nährte und trieb die vergifteten Wogen der Eifersucht in seiner Brust wieder zur Empörung. Es war nun geschehen. So lange er lebte, konnte er jetzt nicht mehr diese abscheuliche Vorstellung aus seinen Gedanken bannen.

Das Schluchzen würgte sie fast.

»Ah, verflucht ... ah, verflucht ... nein, das kann nicht möglich sein, das ist zu viel, das kann nicht möglich sein!« Von Neuem schüttelte er sie.

»Warum hast Du mich dann geheirathet. Du gottvergessene Dirne? ... Wie ehrlos, mich so hintergangen zu haben! Die Verbrecherinnen im Gefängnisse sind nicht so schuldbelastet wie Du ... Du verachtetest mich also, Du liebtest mich gar nicht? ... He, warum hast Du

mich geheirathet?«

Sie machte eine flüchtige Bewegung. Wußte sie es in diesem Augenblicke selber? Als sie ihn heirathete, fühlte sie sich glücklich, war es doch nun mit dem Andern zu Ende. Giebt es doch so viele Dinge, die man nicht thun möchte und doch thut, weil es noch das Vernünftigste ist. Nein, sie liebte ihn nicht. Sie hütete sich aber, ihm zu sagen, daß sie ihn nie geheirathet haben würde, wenn ihre Vergangenheit eine andere gewesen wäre.

»Ihm lag natürlich daran. Dich zu versorgen, nicht? Er fand auch solch ein gutes Schaf ... Er wollte Dich versorgen, um auch das Spiel fortzusetzen, nicht? ... Und Ihr habt es fortgesetzt – bei Deinen zweimaligen Besuchen. Deshalb hat er Dich damals eingeladen?«

Ein Nicken mit dem Kopfe bestätigte es.

»Und auch heute aus demselben Grunde? ...

Bis in alle Ewigkeiten also dieses kothige Treiben! Und wenn ich Dich nicht erwürge, geht die Geschichte weiter!«

Seine krampfhaft zuckenden Hände tasteten schon nach ihrer Kehle. Aber diesmal schwieg sie nicht.

»Da sieht man, wie ungerecht Du bist. Ich war es, die sich weigerte, dorthin zu reisen. Du wolltest mich sogar schicken, worüber ich so ärgerlich war, wie Du Dich erinnern wirst ... Du siehst also, daß ich nicht mehr wollte, und nie wieder würde ich gewollt haben.«

Er fühlte, daß sie die Wahrheit sagte, aber eine Erleichterung verschaffte ihm dieses Geständnis nicht. Das Eisen saß zu fest in seiner Brust, das, was zwischen ihr und jenem Manne geschehen, war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Seine Ohnmacht, daß er nichts zur Ausmerzung des Geschehenen unternehmen konnte, peinigte ihn entsetzlich. Ohne sie freizulassen, näherte er sein Gesicht

abermals dem ihrigen; er schien von ihrem Anblick wie behext, ihm war, als könnte er sich nicht eher losreißen, als bis er aus dem Blut ihrer blauen Äderchen ihr ganzes Geständniß herausgelesen hätte.

»In la Croix-de-Maufras, in dem rothen Zimmer,« murmelte er wie von einer Vision gepackt. »Ich kenne es, das Fenster führt auf den Bahndamm, das Bett steht dem Fenster gegenüber ... Ich verstehe, warum Du das Haus erben sollst. Du hast es Dir ja verdient. Er hatte gut über Deine Ersparnisse wachen und Dir die Aussteuer bereiten – das war Deine Gefälligkeit schon werth ... Er, ein Richter, ein Millionär, so geachtet, gebildet und so erhaben! Da soll Einem nicht den Kopf drehen ... Und vielleicht ist er auch noch Dein Vater?«

Séverine stand mit einem Sprunge auf den Füßen. Angesichts ihrer Schwäche als armes unterlegenes Wesen, zeugte der Stoß, mit dem sie ihn zurückwarf, von einer

außergewöhnlichen Kraft. Sie protestierte energisch.

»Nein, nein, das nicht! Alles was Du willst, nur das nicht. Schlage mich, tödte mich ... Aber sage das nicht. Du lügst.«

Roubaud hielt noch eine ihrer Hände fest.

»Was weißt Du davon? Du selbst zweifelst daran, das ist Dein einziger Trost.«

Als sie ihm ihre Hand entziehen wollte, fühlte er den Ring, die kleine Schlange mit dem Rubinenkopfe an ihrem Finger. Er entriß ihn ihr und zerstampfte ihn in einem abermaligen Wuthanfalle mit dem Absatz auf der Diele. Dann schritt er stumm und aufgereggt durch das Zimmer.

Sie ließ sich, gleichfalls stumm, auf den Rand des Bettes fallen und blickte ihm mit ihren großen starren Augen nach. Das schreckliche Schweigen hielt an.

Die Wuth Roubauds wollte sich nicht legen. Kaum schien sie etwas nachzulassen, gleich war sie wieder da, wie die Trunkenheit, und zwar in großen, noch einmal so ungestümen Wogen und ihr Wirbel riß ihn haltlos dahin. Er hatte keine Macht mehr über sich; der heftige Wind seiner ihn peitschenden Leidenschaft trieb ihn nach allen Richtungen durch die Leere seines Innern, in welchem kein andres Bedürfniß lebte und sich erneute, als die heulende Bestie in ihm zu stillen. Der Durst nach Rache war ihm ein physisches Bedürfniß, das seinen ganzen Körper marterte und sie ahnte, daß sie vor ihm nicht eher Ruhe finden würde, als bis dieses Rachegefühl befriedigt war.

Ohne in seinem Sturmmarsche innezuhalten, hämmerte er mit seinen Fäusten an die Schläfen.

»Was soll ich jetzt beginnen?« stöhnte er mit angsterfüllter Stimme.

Hatte er seine Frau nicht sofort getödtet, jetzt würde er es nicht mehr können, das fühlte er. Seine Feigheit, sie am Leben zu lassen, dämpfte seinen Zorn; es war feige, sie nicht erwürgt zu haben, als sie, die Dirne, vor ihm lag. Natürlich konnte sie nicht mehr bei ihm bleiben. Er würde sie also fort, auf die Straße jagen müssen und sie nie wiedersehen können. Ein neuer Strom tiefen Leides überfluthete ihn, eine verwünschte Uebelkeit stieg ihm in die Kehle bei dem Gedanken, daß er selbst das zu thun nicht im Stande sei. Was also schließlich? Es erübrigte nur noch, den Schimpf auf sich zu nehmen, mit ihr noch Havre zurückzureisen und das ruhige Leben an ihrer Seite fortzusetzen, als wenn nichts geschehen wäre. Nein, nein, eher den Tod, Beiden den Tod und sofort! Es überkam ihn eine so ungeheure Trostlosigkeit, daß er noch lauter schrie:

»Was soll ich jetzt thun?«

Séverine folgte vom Bette aus mit ihren

großen Augen seinen Bewegungen. Sie hatte stets eine kameradschaftliche Neigung für ihn empfunden und sein maßloser Schmerz that ihr wehe. Sie würde die Schimpfworte und Schläge entschuldigt haben, aber dieser wahnsinnige Jähzorn kam ihr so überraschend, daß sie sich von dieser Ueberraschung noch immer nicht erholen konnte. Ihr, die in ihrer frühesten Jugend den Wünschen eines Greises nachgegeben hatte, die sich später heirathen ließ, einfach um den Dingen eine Wendung zum Bessern zu geben, war in ihrer Gleichgiltigkeit und Folgsamkeit ein solcher Ausbruch von Eifersucht, längst verjährter Vergehen halber, die sie in der That bereute, durchaus unverständlich. Frei von irgendwelchem Laster oder fleischlicher Lust, in ihrer fast mädchenhaften unbewußten Handlungsweise, keusch trotz Allem, verfolgte sie das Hin- und Herlaufen ihres Mannes, seine wilden Wendungen gerade so wie sie einen Wolf, ein Wesen einer andren Rasse

betrachtet haben würde. Was in aller Welt lebte eigentlich in ihm? Sie fühlte mit Schrecken die Bestie in ihm; ihr Vorhandensein hatte sie innerhalb der drei Jahre schon öfter geahnt, ihr dumpfes Knurren von Zeit zu Zeit hatte es errathen lassen, heute aber sah sie die Bestie losgelassen und in ihrer Wuth zum Beißen bereit. Was sollte sie ihm sagen, um ein Unglück zu verhüten?

Dicht beim Bett, vor ihr kehrte er regelmäßig um. Als er wieder in ihre Nähe kam, wagte sie ihn anzureden:

»Höre, mein Freund ...«

Aber er hörte nicht, sondern lief auf die andere Seite des Zimmers, wie ein vom Sturm fortgewehter Strohalm.

»Was jetzt beginnen? Was soll ich thun?«

Endlich gelang es ihr, sein Handgelenk zu ergreifen und ihn einen Augenblick festzuhalten.

»Höre, mein Freund, war ich es nicht, die nicht mehr dorthin wollte? ... Ich würde nie, nie wieder dorthin gereist sein. Dich allein liebe ich.«

Sie zog ihn zärtlich zu sich herab und reichte ihm ihre Lippen zum Kusse. Er fiel neben sie auf das Bett, stieß sie aber sogleich mit einer Gebärde des Abscheus von sich.

»O Du Dirne, jetzt möchtest Du ... Vorhin wolltest Du nicht, weil Du kein Verlangen nach mir hattest ... Und jetzt willst Du, um mich wieder zu versöhnen, he? Wenn man einen Mann dabei hat, dann hält man ihn fest, denkst Du ... Verbrennen würde ich, wenn ich zu Dir käme, ja, das Gift würde mir meine Eingeweide verzehren, ich fühle es!«

Ihn schauderte. Der Gedanke, sie in den Armen zu haben, das Bild ihrer beiden Körper in einem gemeinsamen Bette durchzuckte ihn wie eine Flamme. Und aus der wirren Nacht seiner Seele, aus seinem verletzten,

beschmutzten Verlangen heraus wuchs plötzlich die Vorstellung von der Unvermeidlichkeit des Todes.

»Bevor ich Dich umbringe, verstehst Du, muß ich Jenen umbringen ... Ich muß ihn umbringen, ich muß ihn umbringen!«

Seine Stimme kehrte wieder. Er wiederholte den Ausruf, während er scheinbar noch größer geworden, wieder vor ihr stand. Es schien als hätte ihm dieses Wort, das einem Entschlusse gleich war, endlich seine Ruhe wieder gegeben. Weiter sagte er nichts. Dann schritt er langsam zum Tische und betrachtete dort das Messer, dessen große, offene Klinge ihm entgegenleuchtete. Mechanisch klappte er es zu und schob es in die Tasche. Mit herabhängenden Armen, mit den Augen in die Leere starrend, blieb er an derselben Stelle stehen. Er überlegte. Zwei große Falten zeigte seine Stirn, ein Zeichen, daß gewisse Hindernisse ihn keinen Entschluß fassen

ließen. Um zu einem solchen zu kommen, trat er an das Fenster, er öffnete es und lehnte sich an das Fensterkreuz, um sein Gesicht dem kühlen Luftzuge der Dämmerung darzubieten. Seine Frau hatte sich nun ebenfalls erhoben und stand von Furcht gepackt, hinter ihm. Sie wagte nicht ihn zu fragen, sondern versuchte zu errathen, was in diesem harten Schädel vorging. So wartete sie stehend im Angesicht des weiten Himmels.

In dem herniedersinkenden Abend spiegeln sich die fernen Häuser nur noch in schwarzen Umrissen wieder; über den mächtigen Eisenbahndamm lag ein violetter, dichter Nebel. Namentlich nach les Batignolles zu war die Strecke wie in Asche getaucht, durch welche die Eisenrippen des Pont de l'Europe nur noch undeutlich herüberschimmerten. Der über Paris noch schwebende letzte Widerschein des untergegangenen Tages reflectirte auf den Scheiben der großen Ankunftshallen, während sich unter ihnen die

Finsternis; immer massiger ansammelte. Jetzt blitzten kleine Lichtpunkte auf, man zündete die Gaskörper längs der Bahnsteige an. Auch ein mächtiger, weißer Lichtschein war vorhanden, die Laterne der Lokomotive eines Zuges nach Dieppe, dessen Koupeeethüren schon geschlossen waren. Der Maschinenführer wartete nur noch auf das Zeichen des diensthabenden Unterinspectors. Es war da etwas nicht in Ordnung gewesen, der Weichensteller hatte durch ein rothes Signal mitgetheilt, daß der Fahrweg noch nicht offen sei; eine Rangirmaschine hatte erst einige Waggons fortholen müssen, welche durch ein schlecht ausgeführtes Manöver mitten auf der Hauptader stehen geblieben waren. Unaufhörlich sausten zwischen dem unentwirrbaren Knäuel von Rädern hindurch und an den auf den Wartesträngen unbeweglich stehenden Waggonreihen vorüber Eisenbahnzüge durch das starker und stärker werdende Dunkel. Einer ging nach Argenteuil,

ein anderer nach Saint-Germain; nach langer Fahrt traf ein dritter von Cherbourg ein. Die Signale, das Gepfeife, die Töne der Signalhörner folgten sich ununterbrochen; von allen Seiten tauchten nacheinander rothe, grüne, gelbe und weiße Lichter auf; es herrschte um diese unbehagliche Zeit ein Chaos im Bahnbetriebe, daß es aussah, als müßte alles aufeinanderrennen. Aber alles ging glatt vorüber, mit der stets gleichen sanften, in der Dämmerung nur halb erkennbaren Bewegung wickelte sich das Knäuel immer wieder auf. Das rothe Signal des Weichenstellers erlosch jetzt, die Lokomotive piffte und der Zug nach Dieppe setzte sich in Bewegung. Vom weiten, grauen Himmel begannen vereinzelte Regentropfen zu fallen. Es schien eine regnerische Nacht werden zu wollen.

Als Roubaud sein Gesicht zurückwandte, sah es finster und verbissen aus, als hätte die Nacht da draußen auch auf sein Antlitz ihre

Schatten gesenkt. Er war mit sich einig, sein Plan gemacht. Durch das Halbdunkel spähte er nach der Kukuksuhr.

»Fünf Uhr zwanzig Minuten,« sagte er.

Er war betroffen: in knapp einer Stunde hatten sich so viele Dinge abgespielt! Ihm kam es vor, als hätten sie sich hier seit Wochen gegenseitig aufgefressen.

»Fünf Uhr zwanzig Minuten. Wir haben also noch Zeit.«

Séverine wagte nicht ihn zu fragen, doch ihre angsterfüllten Blicke wichen nicht von ihm. Sie sah ihn im Schranke wühlen und Papier, ein Fläschchen Dinte und einen Federhalter hervorziehen.

»Du wirst jetzt schreiben.«

»Wem?«

»Ihm natürlich. –Setze Dich.«

Sie hielt sich instinctiv von einem Stuhle fern,

ohne recht zu wissen, was er wollte. Er aber packte sie, führte sie an den Tisch und drückte sie dort mit solcher Wucht auf den Stuhl nieder, daß sie sich nicht wieder erhob.

»Schreibe: »»Reisen Sie heute Abend mit dem Schnellzuge um sechs Uhr dreißig Minuten und zeigen Sie sich erst in Rouen.««

Sie hielt wohl die Feder, aber ihre Hand zitterte, ihre Furcht vermehrte die unbekanntete Absicht ihres Mannes. Was bezweckte er mit diesen beiden nichtssagenden Zeilen? Sie wagte sogar, fragend den Kopf zu ihm zu erheben.

»Was willst Du beginnen? ... Ich bitte Dich, erkläre mir ...« »Schreibe, schreibe,« wiederholte er mit seiner harten, befehlenden Stimme.

Dann tauchte er ohne Zorn, ohne Schimpfworte, aber mit einer so eisernen Nachdrücklichkeit, daß es sich wie eine

Centnerlast auf sie niedersenkte und ihre Sinne schwinden machte, seine Augen tief in die ihrigen.

»Was ich thun will, Du wirst es bald sehen ... Und daß Du mich nur verstehst, was ich beginne, das thun wir Beide gemeinsam ... Wir bleiben später auch hübsch bei einander, es giebt nämlich dann so etwas Bindendes zwischen uns Beiden.«

Er erschreckte sie so, daß sie es noch einmal wagte, sich zu widersetzen.

»Nein, nein, erst will ich wissen ... Ich schreibe nicht eher, bis ich weiß, um was es sich handelt.«

Er war des vielen Redens müde. Er nahm ihre zarte Kinderhand in die seine und preßte sie in seiner eisernen Faust wie in einem Schraubstock, er hätte sie zerquetscht, wenn sie noch länger widerstrebt haben würde. Sie sollte unter Schmerzen seinen Willen kennen

lernen. Sie schrie auf, alles brach in ihrem Innern und widersetzte sich nicht länger. Eine Ignorantin wie sie, die in ihrer passiven Milde nichts gelernt hatte, konnte nicht anders als gehorchen: ein williges Instrument für die Liebe wie für den Tod.

»Also schreibe, schreibe.«

Und sie schrieb mühsam mit ihrer armen gefolterten Hand, was er verlangte.

»Gut so, immer recht artig,« sagte er, als er den Brief in Händen hatte. »Inzwischen bringe hier alles wieder in Ordnung. Ich hole Dich bald ab.«

Er war vollständig gelassen. Er brachte vor dem Spiegel den Knoten seiner Kravatte in Ordnung, nahm seinen Hut und ging. Sie hörte, wie er die Thür zweimal verschloß und den Schlüssel herauszog. Die Dunkelheit wuchs mehr und mehr. Séverine blieb noch einen Augenblick auf dem Stuhle sitzen und

lauschte gespannt auf die von draußen hereindringenden Geräusche. Nebenan in dem Zimmer der Zeitungsverkäuferin ein beständiges Heulen und Winseln; wahrscheinlich war ein Hündchen dort eingesperrt. Bei den Dauvergne war das Piano verstummt. Dagegen hörte man ein Geklapper von Topfen und sonstigem Geschirr. Die beiden Wirthschaftsvorsteherinnen hatten jetzt in der Küche zu thun. Claire bei einem Hammel-Ragout, Sophie bei einem Salatkopf. Und sie, allein, halb ohnmächtig hier oben in der schrecklichen Öde der hereinbrechenden Nacht, mußte hören, wie Jene heiter lachten.

Seit sechs und ein viertel Uhr stand die Lokomotive des Schnellzuges nach Havre bereits gekuppelt vor dem Zuge. Die Halle war mit Waggons überfüllt. Daher hatte der Zug nicht in der Halle aufgestellt werden können. Er hielt draußen neben dem Bahnsteig, der in eine Art schmalen Defilées auslief, in dem Dunkel des tintenschwarzen Himmels, das von

den wenigen längs des Fußsteiges aufgestellten Gaslaternen, die eher qualmigen Sternlein ähnelten, kaum nothdürftig erhellt wurde. Der soeben vorübergegangene Platzregen hatte einen eisigkalten Windzug hinterlassen, den man hier auf dem freien, mächtigen Raume ganz besonders spürte. Dieser Windhauch drängte auch den Nebel zurück bis zu den spärlichen Lichteerihen der Häuser in der Rue de Rome. Ebenso ungeheuerlich als tristlos der Anblick dieses durchnäßten, hier und dort von einem blutrothen Lichte durchblitzten, mit undurchsichtigen Massen, einzeln stehenden Lokomotiven und Waggons, mit Unmengen von Zugtheilen auf den Remisesträngen besetzten Terrains. Und aus diesem Schattensee heraus schallten Lärm, scheinbar von Riesen ausgestoßene, fieberhaft beschleunigte Athemzüge, das Kreischen der Dampfpeifen, ähnlich dem Schreien einer vergewaltigten Frau, der Ton jammernder,

seiner Signalhörner und daneben das Gebrause in den benachbarten Straßen. Befehle wurden laut ertheilt, es sollte noch ein Waggon herangeschoben werden. Die Schnellzugslokomotive ließ aus einem Ventil einen mächtigen Dampfstrahl heraus. Der weiße Strahl stieg hinauf in all dieses Schwarz und zerstäubte dort in kleine Rauchwölkchen und diese bethauten das so unsäglich weit am Himmel ausgespannte Kleid des Todes mit ihren heißen Thränen.

Um sechs Uhr zwanzig Minuten erschienen Roubaud und Séverine. Sie hatte soeben der Mutter Victoire in der Bedürfnisanstalt neben den Wartesälen den Schlüssel des Zimmers eingehändigt. Er drängte sie vorwärts mit der besorgten Miene eines von seiner Frau aufgehaltenen Gatten: er, den Hut im Genick, ungeduldig und unduldsam, sie mit dem Schleier vor dem Gesicht zögernd, wie gebrochen von Müdigkeit. Eine Fluth von Reisenden wälzte sich über den Perron, sie

mischten sich unter die anderen und eilten an der Reihe der Waggons entlang, um noch ein leeres Koupee erster Klasse erhaschen zu können. Und immer lebhafter wurde hier das Gewühl, die Gepäckträger rollten die vollen Karren zum Gepäckwagen hinter der Lokomotive, ein Beamter bemühte sich, eine zahlreiche Familie unterzubringen, der Unter-Inspector im Dienst beleuchtete mit der Signallaterne die Kuppelungen der Wagen, um zu sehen, ob sie fest aufgeschraubt wären. Roubaud hatte soeben ein leeres Koupee entdeckt und wollte Séverine gerade beim Einsteigen behilflich sein, als ihn der Bahnhofsvorsteher Herr Vandorpe bemerkte, der gemeinsam mit seinem ersten Assistenten für den Fernverkehr, Herrn Dauvergne, beide Hände auf dem Rücken, den Veranstaltungen zur Anhängung des verlangten Waggons zusah. Man begrüßte sich und mußte natürlich plaudern.

Zuerst sprach man über den Vorfall mit dem

Unterpräfecten, der zu Jedermanns Befriedigung nun beigelegt war. Dann war die Rede von einem frühmorgens in Havre geschehenen und telegraphisch mitgetheilten Unfall: die Treibstange einer Lokomotive, der Lison, welche am Donnerstag und Sonnabend den um sechs Uhr dreißig Minuten abgehenden Schnellzug zu führen hatte, war gebrochen, gerade als man in den Bahnhof einfuhr. Die nothwendig gewordene Reparatur zwinge nun den Maschinenführer Jacques Lantier, einen Landsmann von Roubaud, und seinen Heizer Pecqueux, den Mann der Mutter Victoire, zu einer zweitägigen Unthätigkeit. Vor der Waggonthür stand Séverine, sie war noch nicht eingestiegen; ihr Gatte trug bei der Unterhaltung mit den Herren eine auffallende Heiterkeit zur Schau, auch sprach er sehr laut. Jetzt gab es einen Ruck, der Zug rollte um einige Meter weit zurück: die Lokomotive stieß die vorderen Waggonen auf den zur Schaffung eines reservirten Koupees

verlangten. Es war der Wagen Nummer 293. Henri Dauvergne *junior*, welcher in seiner Eigenschaft als Zugführer mitfuhr und Séverine durch den Schleier erkannt hatte, zog sie noch rechtzeitig zur Seite, sonst wäre sie von der offen stehenden Koupeethür getroffen worden. Dann entschuldigte er sich lächelnd und erzählte in aufmerksamer Weise, daß jenes Koupee für einen der Verwaltungsräthe der Gesellschaft reservirt werde, der es erst eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges bestellt habe. Sie lächelte nervös, sie wußte eigentlich nicht warum, und er ging seinem Dienste wieder nach. Er war von ihr entzückt, er hatte bei sich schon oft gedacht, daß ein Verhältniß mit ihr keine unangenehme Sache sein müßte.

Die Uhr wies auf sechs Uhr siebenundzwanzig Minuten. Noch drei Minuten Zeit. Roubaud, der selbst während seines Plauderns mit dem Vorsteher die Thüren der Wartesäle nicht außer Augen gelassen hatte, verließ plötzlich

diesen und trat zu Séverine. Der Waggon war inzwischen rückwärts gerollt, sie mußten also einige Schritte bis zu ihrem Koupee zurücklegen. Er stieß seine Frau in den Rücken, als sie vor ihm ging und zwang sie durch einen Druck am Handgelenk, einzusteigen, wobei sie es trotz ihrer angstvollen Folgsamkeit nicht unterließ, rückwärts zu blicken, um zu sehen, was hinter ihr vorging. Es kam noch ein verspäteter Reisender. Er hielt nur eine Reisedecke in der Hand, der breite Kragen seines dicken blauen Ueberziehers war so weit heraufgeklappt, der Rand seines runden Hutes so tief in das Gesicht heruntergezogen, daß man bei dem unstäten Flackern der Gasflammen von seinem Gesicht nur einen Theil des weißen Bartes erkennen konnte. Trotz des durchsichtigen Verlangens des Reisenden, nicht gesehen zu werden, konnten es die Herren Vandorpe und Dauvergne nicht unterlassen, ihm zu folgen. Erst als er vier Waggons weiter das reservirte

Koupee bestieg, grüßte er sie. Er war es. Séverine zitterte am ganzen Körper und sank auf das Polster. Ihr Gatte brach ihr fast den nicht losgelassenen Arm, als wollte er ihr frohlockend zu verstehen geben, daß er seine Beute jetzt halte und seiner Sache nun gewiß sei.

In einer halben Minute mußte es halb schlagen. Ein Zeitungsverkäufer bot die Abendblätter an, auf dem Perron wandelten noch einige Reisende umher, um ihre Cigarretten zu Ende zu rauchen. Jetzt stiegen Alle eine: man hörte von beiden Enden des Zuges her die Beamten die Thüren zuschlagen. Roubaud war unangenehm überrascht, als er in der einen Ecke des Koupees, das er für leer gehalten hatte, stumm und unbeweglich eine dunkle Masse lehnen sah, eine Dame in Trauer, es entfuhr ihm aber ein lauter Ausdruck des Zornes, als die Thür plötzlich nochmals geöffnet wurde und ein Beamter ein Paar hereindrängte, einen dicken Mann und

eine dicke Frau, die pustend auf die Sitze sanken. Der Zug mußte sich sogleich in Bewegung setzen. Der Regen begann von Neuem fein zu fallen und durchnäßte das wieder im Nebel verschwimmende Gelände; unaufhörlich kreuzten sich hier die Eisenbahnzüge, von denen man nur eine Reihe kleiner, erleuchteter Fenster im Vorüberfahren erkennen konnte. Grüne Lichter tauchten auf und zur ebenen Erde tanzten einige Laternen. Nichts zu sehen als eine unermessliche Dunkelheit, aus welcher nur die vom schwachen Widerschein des Gaslichts erhellten riesigen Glasdächer der Fernverkehrshallen auftauchten. Alles war düster, selbst die Geräusche klangen abgeschwächt; alles erstickte der Lärm von der Lokomotive, die jetzt ihre Ventile geöffnet hatte und zischende Wirbel von weißen Dämpfen hinausließ. Eine Wolke stieg herauf und schwebte wie ein Bahrtuch empor; dichte schwarze Rauchsäulen, von denen man nicht

wußte, woher sie kamen, hoben sich von ihr ab. Und der Himmel schien sich noch mehr zu verdunkeln, ein Gewölk von Ruß schien sich über das nächtliche, von der eigenen Gluth verzehrte Paris zu lagern.

Jetzt hob der Unter-Inspector die Laterne empor, damit der Maschinist das Signal zur Abfahrt geben konnte. Zweimaliges Pfeifen und dort unten, wo der Weichensteller seinen Posten hatte, verschwand das rothe Licht, um einem weißen Platz zu machen. An der Thür des Gepäckwagens stand der Zugführer und wartete auf den Befehl zur Abfahrt, welchen er weitergab. Abermals ein langgedehnter Pfiff, der Maschinist öffnete seinen Regulator und setzte die Lokomotive in Bewegung. Man fuhr, zuerst kaum merklich, dann ging es schneller und schneller. Der Zug fuhr unter dem Ponte de l'Europe hindurch und stürzte sich dem Tunnel von Les Batignolles entgegen. Man sah von ihm nur noch, wie blutende offene Wunden, die drei

Schlußlaternen, das rothe Dreieck. Einige Sekunden noch konnte man seinen Weg in dem schwarzen nächtlichen Schauer verfolgen. Jetzt flog er dahin und nichts konnte mehr seinen Lauf unter vollem Dampfe aufhalten. Er verschwand.

Zweites Kapitel

In einem von der Eisenbahn durchschnittenen Park und so nahe den Geleisen, daß alle vorüberfahrenden Züge es bis in seine Grundmauern erzittern machen, liegt in schräger Linie das Landhaus von la Croix-de-Maufras. Wen einmal die Reise an ihm vorübergeführt hat, der verliert es nicht mehr aus der Erinnerung, selbst wenn er nichts Näheres von ihm weiß. Es ist immer geschlossen und mit seinen grünen Fensterläden zum Schutze vor den westlichen

Regengüssen macht es den Eindruck wüster Oede. Und diese Verlassenheit scheint die Einsamkeit dieses verlorenen Winkels noch zu erhöhen; auf eine Meile in der Runde begegnet man keiner menschlichen Ansiedlung.

Nur das Bahnwärterhäuschen steht in dem Winkel der Landstraße, die über den Eisenbahndamm fort nach dem fünf Kilometer entfernten Doinville führt. Niedrig, mit rissigen Mauern und von Schwamm angefressenen Dachziegeln kauert es wie ein armseliger Bettler inmitten des mit Gemüsebeeten bestellten, von einer lebendigen Hecke eingeschlossenen herrschaftlichen Gartens, in welchem sich auch ein tiefer Schöpfbrunnen vorfindet. Der im gleichen Niveau mit der Bahnstrecke liegende Uebergang befindet sich genau halbwegs zwischen Malaunay und Barentin, vier Kilometer von jeder Ortschaft entfernt. Er wird übrigens sehr wenig benutzt, die halb morsche Barriere öffnet sich fast nur für

die Blockwagen der Kärner aus dem in einer Entfernung von einer halben Meile mitten in der Forst gelegenen Bécourt. Man kann sich kein abseitigeres, von Menschen mehr gemiedenes Nest denken als dieses, denn der lange Tunnel nach Malaunay hin schneidet jeden Verkehr ab; so kann man zum Beispiel nach Barentin nur auf einem schlecht unterhaltenen Fußpfade gelangen, der längs der Bahnstrecke führt. Aber auch dort sieht man nur selten Leute.

An dem Abend aber, an welchem unsere Erzählung begann, sah man gegen Dunkelwerden bei einer milden, aber trüben Witterung einen Reisenden, der den Zug in Barentin verlassen hatte, mit lang ausholenden Schritten den Fußpfad nach la Croix-de-Maufras verfolgen. Das Gelände bildet hier eine ununterbrochene Folge von Thälern und Abhängen und durch dieses wellige Land führt die Eisenbahn abwechselnd auf künstlich aufgeschütteten Dämmen und in der Tiefe

zwischen den Bergen. Dieser beständige Terrainwechsel, die Höhen und Tiefen zu beiden Seiten der Strecke, verhindern die Anlegung von Landstraßen. Das Gefühl großer Einsamkeit wird dadurch noch vermehrt; das dürre, weiß schimmernde Erdreich ist unbebaut geblieben; halbwüchsige Bäume krönen einige Schwellungen des Bodens, während tief unten durch die Thäler von Weiden beschattete Bäche rieseln. Wieder andre, kreidige Anhöhen sind vollständig nackt und unfruchtbare Abhänge folgen sich; das Schweigen und die Bangigkeit des Todes lagert über der Gegend. Der junge, kräftige Reisende beschleunigte seinen Schritt, als wollte er der Traurigkeit dieses milden Halbdunkels über diesem einsamen Stückchen Erde entrinnen.

In dem Garten beim Bahnwärterhäuschen schöpfte eine große, kräftige Blondine, ein achtzehnjähriges junges Mädchen mit starken Lippen, grünlich schimmernden Augen und

einer niedern Stirn unter den schweren Haarflechten Wasser aus dem Brunnen. Niedlich konnte man sie kaum nennen, denn sie hatte kräftige Hüften und muskulöse Arme wie ein Mann, Als sie eben den den Fußpfad heruntersteigenden Fremden bemerkte, ließ sie den Eimer fallen und eilte vor die durchbrochene Thür, welche die lebendige Hecke abschloß.

»Oho! Jacques!« rief sie.

Jener blickte auf. Er mochte sechsundzwanzig Jahre zählen und war ebenfalls groß gewachsen und sehr gebräunt, ein hübscher Bursche mit einem runden regelmäßigen Gesicht, das leider zu stark entwickelte Kinnbacken verunzierten. Seine dicht stehenden Haare, ebenso sein Schnurrbart lockten sich so tiefschwarz, daß dadurch das Fahle seiner Gesichtsfarbe noch verstärkt wurde. Die Feinheit seiner auf den Backen glattrasirten Haut hätte auf einen Herrn der

besseren Gesellschaft schließen lassen, wenn man nicht auf der andern Seite die unutilgbaren Merkmale des Handwerkers erblickt haben würde: die Schmiere, welche seine Mechanikerhände schon gelb zu färben begann; übrigens waren diese Hände trotzdem klein und geschmeidig.

»Guten Abend, Flore,« gab er zurück.

Aber seine Augen, die so lange groß und schwarz in die Welt geblickt hatten, schienen zu erbleichen, als blende sie ein röthlicher Dunst. Die Lider klappten auf und nieder und die Augäpfel wanderten zur Seite. Ein Gefühl unsäglicher Verlegenheit, ja des Uebelseins ließ ihn furchtbar leiden; selbst der ganze Körper machte eine instinktive Rückwärtsbewegung.

Sie stand unbeweglich da. Ihre Blicke waren fest auf ihn gerichtet, so daß ihr das unfreiwillige Erzittern, dessen er vergebens Herr zu werden sich bemühte, nicht entgangen

war. Sie kannte es bereits, es überfiel Jenen jedesmal, wenn er sich einem weiblichen Wesen näherte. Sie schien darüber ernst und traurig gestimmt. In seiner Verlegenheit, die er gern verborgen hätte, fragte er sie, ob ihre Mutter zu Hause wäre, obwohl er ganz genau wußte, daß diese leidend und nicht im Stande war, fortzugehen. Sie antwortete durch ein bloßes Nicken mit dem Kopfe und trat zur Seite, damit Jener sie beim Vorübergehen nicht zu streifen brauchte. Dann ging sie, ohne weiter ein Wort zu verlieren, stolz aufgerichtet zum Brunnen zurück.

Jacques durchschritt eilig den schmalen Garten und betrat das Haus. Im ersten Gemach, einer mächtigen Küche, die gleichzeitig Speise- und Wohnzimmer, saß einsam am Tisch in einem Strohstuhle, die Füße mit einem alten Shawl umwickelt, Tante Phasie, wie man sie schon als er noch ein Kind nannte. Sie war eine Cousine seines Vaters, ebenfalls eine Lantier, die gleichzeitig seine Pathe war und ihn im

Alter von sechs Jahren zu sich genommen hatte, als seine Eltern plötzlich nach Paris ausgerückt waren und ihn in Plassans, woselbst er auch später die Gewerbeschule besuchte, zurückließen. Es war seit jener Zeit in ihm ein Gefühl lebhafter Erkenntlichkeit zurückgeblieben; daß er seinen Weg gemacht habe, dankte er nur ihr, behauptete er. Als er Locomotivführer erster Klasse bei der Westbahngesellschaft geworden war, nachdem er zwei Jahre bei der Bahn in Orleans gearbeitet hatte, fand er seine Tante mit ihren beiden Töchtern erster Ehe an einen Bahnwärter, namens Misard verheirathet in diesem verlorenen Winkel von la Croix-de-Maufras wieder. Heute sah die ehemals so große und kräftige Tante Phasie, trotzdem sie kaum fünfundvierzig Jahre zählte, abgemagert und eingeschrumpft, von fortwährenden Schauern durchschüttelt, wie eine Sechzigerin aus.

Sie stieß einen Ruf freudigen Erstaunens aus.

»Wie, du bist es, Jacques! ... Ach, welche Ueberraschung, mein großer Junge!«

Er küßte ihr die Wangen und erzählte ihr, daß er einen zweitägigen, unfreiwilligen Urlaub haben nehmen müsse: seine Lokomotive, die Lison, habe des Morgens bei der Ankunft in Havre einen Bruch an der Treibstange erlitten; die Reparatur dauere vierundzwanzig Stunden, er trete also seinen Dienst erst am Abend des folgenden Tages, zum sechs Uhr vierzig Schnellzug wieder an. Er habe die Gelegenheit benutzt, um sie umarmen zu können. Er wolle hier übernachten und erst morgen früh mit dem Zuge um sieben Uhr sechsundzwanzig Minuten von Barentin aus zurückkehren. Und während er ihre armen abgezehrten Hände umfaßt hielt, erzählte er ihr, wie sehr ihn ihr letzter Brief beunruhigt habe.

»Ach ja, mein Junge, so geht es auch nicht mehr weiter. Wie nett von Dir, daß Du meinen Wunsch, Dich zu sehen, errathen hast. Aber

ich weiß, wie schwer Du loskommen kannst, daher wagte ich es nicht, Dich hierher zu bitten. Jetzt bist Du da und ich habe so viel auf dem Herzen!«

Sie unterbrach sich und warf einen mißtrauischen Blick durch das Fenster. In der fortschreitenden Dämmerung sah man jenseits der Strecke ihren Mann Misard auf seinem Posten in einer der Holzbuden, die alle fünf oder sechs Kilometer aufgestellt und zur Sicherstellung des Verkehrs untereinander telegraphisch verbunden sind. Während seine Frau und später Flore mit dem Dienst bei der Uebergangsbarriere betraut waren, mußte er selbst das Amt eines Bahnwärters versehen.

Sie senkte sich schüttelnd die Stimme, als ob er sie hätte hören können.

»Ich glaube fest, er will mich vergiften!«

Jacques sprang bei dieser vertraulichen Mittheilung überrascht auf. Auch seine Augen

wandten sich dem Fenster zu und er fühlte von Neuem, wie ein schwacher, rother, mit goldenen Punkten besäter Schleier den klaren Blick seiner schwarzen Augen verdunkelte.

»Aber welcher Gedanke, Tante Phasie!« murmelte er. »Er sieht ja so sanft und nachgiebig aus.«

Ein Zug nach Havre mußte im nächsten Augenblick vorüberkommen. Misard war aus dem Wachthäuschen getreten und hatte die Barriere hinter sich geschlossen. Während er durch einen Druck auf den Hebel das Signallicht sich in ein rothes verwandeln ließ, betrachtete ihn Jacques. Er war ein kleiner, abgezehrter Mann mit einem armseligen durchfurchten Gesicht und farblosem spärlichem Haarwuchs; augenscheinlich ein schweigsamer, sich bei Seite drückender, geduldiger und vor seinen Vorgesetzten buckelnder Beamter. Inzwischen war er in die Bretterbude zurückgegangen, um in sein

Wachtbuch die Zeit des Vorbeipassirens des Zuges zu vermerken und an zwei Knöpfen der elektrischen Leitung zu drücken. Der eine meldete dem rückwärts stationirten Wärter, daß der Weg frei sei, der andre dem nächsten, daß der Zug komme.

»Ach Du kennst ihn eben nicht,« begann Tante Phasie von Neuem. »Ich sage Dir, irgend eine Gemeinheit hat er mir angethan ... mir, die ich so stark war, daß ich diesen Menschen mit Haut und Haaren hätte essen können und nun frißt mich dieses Nichts, dieser Knopf von einem Manne bei lebendigem Leibe auf!«

Ihr dumpfer und scheuer Haß ließ sie sich ins Fieber reden. Sie leerte ihr Herz aus, entzückt, einen Zuhörer zu haben. Wo hatte sie nur ihren Kopf, als sie diesen Habenichts, diesen geizigen Duckmäuser heirathete, sie, die um fünf Jahre älter war als er und schon zwei Töchter, damals im Alter von sechs und acht Jahren besaß? Jetzt waren es bald zehn Jahre

her, seit sie diesen Geniestreich ausgeführt und bisher hatte sie ihn noch in jeder Stunde zu bereuen gehabt: ein Leben voller Elend, wie verbannt in diesem eisigen Winkel des Nordens, der sie schauern machte, langweilig zum Sterben und keinen Menschen, nicht einmal eine Nachbarin, mit der man hätte reden können. Er war ein früherer Steinsetzer, der jetzt als Bahnwärter zwölfhundert Franken verdiente. Sie erhielt fünfzig Franken für den Dienst an der Barriere, den jetzt Flore versah. So sah ihre hoffnungslose Gegenwart, so ihre hoffnungslose Zukunft aus; keine Aussicht auf ein besseres Leben, als in diesem, tausend Meilen von jedem lebenden Wesen entfernten Loche sterben zu müssen. Davon erzählte sie Jacques aber nichts, welchen Trost sie gehabt, ehe sie erkrankte, als ihr Gatte noch als Streckenarbeiter thätig war und sie mit ihren beiden Töchtern den Dienst an der Barriere allein versehen mußte. Ihr Ruf als der einer schönen Frau war damals ein so weit

verbreiteter, daß die Strecken-Inspectoren nie an ihrem Häuschen vorübergingen, sie erweckte sogar Nebenbuhlerschaft, so daß selbst die abgelösten Aufseher mit verdoppelter Aufmerksamkeit stets unterwegs waren. Der Gatte genirte nicht; er war zu Jedermann unterwürfig, glitt zur Thür hinaus, ging und kam, ohne etwas zu merken. Leider aber waren diese Vertröstungen nun vorüber. Jetzt war sie in dieser Einsamkeit wochen- und monatelang an diesen Stuhl gefesselt und fühlte von Stunde zu Stunde ihren Körper mehr und mehr abnehmen.

»Ich sage Dir,« schloß sie, »er stellt mir nach und so klein er ist, er wird mit mir fertig werden.«

Ein plötzliches Anschlagen der Signalglocke ließ sie ihren unstätten Blick wieder nach draußen richten. Der weiter oben stationirte Wärter meldete Misard einen nach Paris gehenden Zug, und der Zeiger des vor dem

Fenster angebrachten Kantonnements-Apparates hatte sich gemäß der Richtung des Zuges geneigt. Misard stellte den Läuteapparat ab und trat ins Freie, um den Zug durch zweimaliges Tuten zu signalisiren. Flore zog in demselben Augenblick die Barriere nieder, dann präsentirte sie die in dem Lederfutteral steckende Fahne. Man hörte den hinter einer Kurve herannahenden Zug, einen Schnellzug, mit wachsendem Dröhnen sich nähern. Wie ein Blitz, der das erzitternde Häuschen bedrohte, fuhr er inmitten eines Orkans vorüber. Flore war inzwischen bereits zu ihren Gemüsebeeten zurückgekehrt, während Misard erst das Signal gab, daß die Strecke in der Richtung des soeben passirten Zuges gesperrt sei, und dann durch den Druck des Hebels das rothe Licht verlöschen machte, als Zeichen, daß die entgegengesetzte Richtung frei sei. Ein abermaliges Läuten, verbunden mit einer entsprechenden Bewegung des zweiten Zeigers verkündeten ihm, daß der vor fünf

Minuten vorübergekommene Zug bereits den nächsten Posten passiert habe. Er trat in die Bude, meldete es den beiden nächsten Wärtern, schrieb die Passagezeit ein und wartete. Immer der gleiche Dienst, den er durch zwölf Stunden täglich versah; in seiner Bude lebte er, aß er, ohne jemals drei Zeilen einer Zeitung zu lesen, ja selbst ohne einen Gedanken in seinem flachen Schädel zu fassen.

Jacques, der seine Pathe ehemals mit den Verwüstungen neckte, die sie in dem Herzen der Weginspectoren anrichtete, konnte sich nicht enthalten, lächelnd zu sagen:

»Vielleicht ist er eifersüchtig.«

Phasie aber hatte nur ein mitleidiges Achselzucken, während sich ein Lächeln aus ihren armen gebleichten Augen drängte.

»Du, mein lieber Junge, sagst das? ... Er eifersüchtig! Er hat sich den Teufel um mich

gekehrt, seit ich ihm nichts mehr einbrachte.«

»Nein, nein,« fuhr sie zitternd fort, er machte sich nichts daraus, er macht sich nur aus dem Gelde etwas ... Es hat ihn geärgert, daß ich ihm nicht die tausend Franken gab, die ich im vorigen Jahre von meinem Vater erbe. Er drohte mir, das brachte mir Unglück, ich erkrankte ... Ich bin seitdem nicht wieder gesund geworden, ja, seitdem nicht mehr.«

Der junge Mann verstand, er glaubte an schwarzseherische Gedanken der leidenden Frau und versuchte sie ihr auszureden. Aber ihr eifriges Kopfschütteln belehrte ihn, daß sie darüber ihre eigenen, unzerstörbaren Ansichten habe, so daß er schließlich sagte:

»Nichts ist einfacher, um der Geschichte ein Ende zu machen: Geben Sie ihm die tausend Franken.«

Wie von einer außergewöhnlichen Kraft getrieben, schnellte sie empor.

»Meine tausend Franken, niemals!« rief sie aufgebracht heftig aus. »Eher will ich krepieren ... Ah, sie sind gut geborgen, gut versteckt. Das Haus kann man auf den Kopf stellen, man wird sie doch nicht finden ... Er hat genug gekramt, der Schuft! Ich habe es in der Nacht recht gut gehört, wie er an die Mauern klopfte. Such, Such! Sehen möchte ich, wie er mit der langen Nase abzieht, das Vergnügen würde meine Geduld wieder stärken ... Möchte wissen, wer zuerst locker lassen wird, er oder ich. Ich bin mißtrauisch, ich esse nur, was auch er verzehrt. Und selbst wenn ich zusammenbrechen sollte, so würde er die tausend Franken doch nicht bekommen. Lieber lasse ich sie in der Erde.«

Sie fiel erschöpft und von dem abermaligen Getute erschreckt in den Stuhl zurück. Misard war es, der auf der Schwelle seiner Wächterbude einen nach Havre gehenden Zug meldete. Trotz ihrer hartnäckigen Weigerung, ihm die Erbschaft anzuvertrauen, empfand sie

dennoch eine heimliche, stetig zunehmende Angst vor ihm, die Furcht des Kolosses vor dem Insect, von dem er sich angefressen fühlt. Der signalisirte Zug, ein Lokalzug, der Paris um zwölf Uhr fünfundvierzig Minuten verlassen hatte, meldete sich durch dumpfes Rollen. Man hörte ihn den Tunnel verlassen, sein lauterer Keuchen unter freiem Himmel. Unter dem Donner seiner Räder passirte er dann mit der ganzen Wucht seiner Waggonn wie ein unwiderstehlicher Sturmwind.

Jacques erhobene Augen sahen die kleinen quadratförmigen Wagenscheiben vorüberfliegen, hinter welchen die Köpfe der Reisenden wie im Fluge sichtbar wurden. Er wollte Phasie von ihren düstern Gedanken abbringen und sagte:

»Sie beklagen sich, liebe Pathe, nie eine Katze in diesem Loch zu sehen und, blicken sie dorthin, haben da eine ganze Welt!«

»Wo? Eine Welt?« fragte sie erstaunt, weil sie

nicht gleich begriff. »Ach so vorüberfahrende Leute. Da habe ich etwas Rechtes! Ich kenne sie weder noch kann ich mich mit ihnen unterhalten.«

»Aber mich kennen Sie doch,« meinte er, noch immer lächelnd, »ich komme doch oft genug hier vorüber?«

»Dich kenne ich allerdings; ich weiß, um wieviel Uhr Dein Zug hier vorbeikommt und ich passe Dir auf. Aber Du jagst vorbei, vorbei! Gestern hast Du so mit der Hand gemacht; ich konnte leider nicht antworten ... Nein, nein, auf diese Weise verkehre ich nicht gern mit der Welt.«

Allein die Vorstellung von der Menschenmenge, welche die hin und her verkehrenden Züge durch die schweigende Oede täglich an ihr vorüberschleppten, stimmte sie doch nachdenklich und so blieb ihr Auge auf den Geleisen haften, auf welche bereits die Nacht herniedersank. Als sie noch

auf ihren Füßen stand und ab und zu ging, ja, selbst wenn sie mit der Fahne im Arm vor der Barriere stand, hatte sie an dergleichen nie gedacht. Aber wirre, ihr selbst nicht faßbare Träumereien summten ihr durch den Kopf, seit sie ihre Tage auf diesem Stuhle zubrachte und an nichts weiter zu denken hatte, als an ihren stumpfsinnigen Kampf mit ihrem Manne. Es erschien ihr drollig, so verlassen in dieser Einode leben zu müssen und dabei täglich ununterbrochen einen Strom von Männern und Frauen im Sturmwind der dampfenden Eisenbahnzüge, die das Haus erzittern machten, vorüberflüchten zu sehen. Wohl möglich, daß dort die ganze Welt passirte, nicht nur Franzosen, auch Fremde, Leute aus fernen Gegenden. Heutzutage bleibt ja keiner mehr zu Hause hocken und, wie es hieß, würden ja alle Völker bald ein einziges bilden. Das heißt man Fortschritt. Alle sollen Brüder sein und gemeinsam in das gelobte Land fahren. Sie versuchte sie zu zählen, einen

Durchschnitt zu finden, so und so viel in jedem Waggon: aber sie kam nicht weit, es wurden ihrer zu viele. Oft glaubte sie Physiognomien zu erkennen, die eines Herrn mit blondem Barte, gewiß ein Engländer, der in jeder Woche einmal nach Paris fuhr; oder die einer kleinen brünetten Dame, welche jeden Mittwoch und Sonnabend vorüberkam. Aber wie der Blitz waren sie wieder fort, sie war nicht einmal sicher, ob sie jene auch wirklich gesehen habe, denn die Gesichter tauchten ineinander, verwischten sich und verschwanden eins in das andere, als wären sie alle von einer Form und einem Aussehen. Der Strom fluthete vorüber und hinterließ keine Spuren seines Daseins. Besonders aber stimmte es sie traurig, daß während dieses ewigen Vorbeigehens, inmitten dieses spazieren gefahrenen Wohllebens und Reichthums, diese fortwährend in Bewegung befindliche Menschenmenge von Phasie's Dasein keine Ahnung hatte, nicht wußte, daß

diese sich in Lebensgefahr befand, ja daß, wenn ihr Mann eines Abends sein Werk vollbracht haben würde, selbst dann die Eisenbahnzüge beständig sich neben ihrem Leichname kreuzen und nicht einmal das im Innern dieses einsamen Häuschens begangene Verbrechen beargwöhnen würden.

Phasie's Augen blieben am Fenster haften. Ihre wirren Empfindungen zu erklären, dazu hätte es einer längeren Zeit bedurft, sie faßte daher ihre Gedanken kurz so zusammen:

»Solche Eisenbahn ist eine schöne Erfindung, darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Man reist schnell, man ist weiser geworden ... Aber wilde Thiere bleiben wilde Thiere und wenn man selbst noch bessere Maschinen erfinden würde, wilde Thiere würde es immer geben.«

Jacques nickte bejahend mit dem Kopfe. Er sah soeben, daß Flore einem Karren, der zwei mächtige Steinblöcke führte, die Barriere öffnete. Die Landstraße wurde fast

ausschließlich vor den Kärrnern aus Bécourt benutzt; es kam daher höchst selten vor, das Flore des Nachts aufstehen mußte, um die mit einem Vorlegeschloß versehene Barriere zu öffnen. Als er das Mädchen vertraut mit dem Kärrner, einem jungen gebräunten Manne, plaudern sah, rief er aus:

»Oho! Cabuche ist wohl krank, sein Vetter Louis fährt ja sein Gespann? ... Der arme Cabuche, sehen Sie ihn oft, Pathe?«

Sie hob die Hände ohne zu antworten und seufzte tief auf. Es hatte sich im vergangenen Herbst hier ein Drama abgespielt, das gewiß nicht geeignet war, ihr die Gesundheit wiederzugeben: ihre jüngere Tochter Louise, welche als Hausmädchen bei Frau Bonnehon in Doinville diente, hatte sich eines Abends, halb wahnsinnig, zu ihrem guten Freunde Cabuche geflüchtet, der mitten im Walde ein Häuschen besaß, und war in seinen Armen gestorben. Es liefen Gerüchte umher,

die den Präsident Grandmorin eines Verbrechens gegen die Sittlichkeit beschuldigten, aber man wagte nicht, sie sich laut zu wiederholen. Die Mutter selbst, die wohl genau wußte, wie die Sache lag, vermied es, auf diesen dunklen Punkt zurückzukommen. Heute aber sagte sie doch:

»Nein, er kehrt nicht mehr bei uns ein. Er wird immer mehr zum bissigen Wolf ... Die arme Louisette, dieses liebe, zarte, sanfte Geschöpf! Sie würde mich gewiß geliebt und gepflegt haben, während Flore ... Du lieber Gott, ich will mich gewiß nicht beklagen, aber sie hat so etwas Störendes an sich, es muß alles nach ihrem Kopf gehen, hoch hinaus ist sie und heftig, und manchesmal bleibt sie stundenlang fort ... Alles das ist so traurig, so sehr traurig!«

Jacques Blicke folgten dem Wagen, der jetzt über die Schienen rollte, während er aufmerksam zuhörte. Die Räder blieben oft an den Geleisen hängen und der Fuhrmann mußte

mit der Peitsche knallen, während Flore durch Schreien die Pferde anfeuerte.

»Teufel auch,« meinte Jacques, »wenn jetzt ein Zug käme, das gebe einen netten Brei!«

»Keine Furcht,« antwortete Tante Phasie. »Flore ist mitunter höchst eigenthümlich, aber sie kennt ihr Geschäft und ist sehr umsichtig ... Gott sei Dank, in den letzten fünf Jahren ist hier nichts vorgekommen. Vordem wurde ein Mann gerädert. Wir haben es nur mit einer Kuh zu thun gehabt, die beinahe den ganzen Zug zur Entgleisung brachte. Man hatte den Körper des armen Thieres hier und den Kopf dort unten, dicht beim Tunnel, gefunden ... Wenn Flore wacht, kann man auf beiden Ohren schlafen.«

Der Karren war glücklich hinüber, man hörte das Knirschen der Räder in den Geleisen ferner und ferner. Phasie's Gedanken kehrten zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Kapitel des körperlichen Wohlbefindens von sich und

anderen, zurück.

»Und Dir geht es jetzt ganz gut? Erinnerst Du Dich noch an die Krankheit, an welcher Du bei uns littest und für die selbst der Arzt keinen Namen fand?

Sein Blick flimmerte unstät.

»Mir geht es sehr gut, Pathe.«

»Wirklich? Also der Schmerz hinter den Ohren, der Dir das Gehirn zu durchbohren schien, die plötzlichen Fieberanfälle und die jähe Schwermuth, die Dich wie ein Thier in einen einsamen Winkel niederzukauern zwang, alles das hat aufgehört?«

Je mehr sie sprach, desto heftiger wurde in ihm das Gefühl der Uebelkeit, so daß er sie schließlich kurz angebunden unterbrechen mußte.

»Ich versichere Sie, es geht mir ausgezeichnet ... Mir fehlt gar nichts mehr.«

»Desto besser, mein Junge, desto besser ... Wenn es Dir auch schlecht ginge, mit mir stände es deshalb doch nicht anders. In Deinem Alter ist man auch immer gesund. Ach, die Gesundheit, es giebt nichts Schöneres .. Es ist jedenfalls hübsch von Dir, daß Du mich besuchst, anstatt Dich sonstwo besser zu unterhalten. Du issest bei uns und schläfst oben in der Vorrathskammer, neben Flore's Zimmerchen.«

Noch einmal schnitt ihr das Signalhorn das Wort ab. Die Nacht war nun vollständig hereingebrochen. Als Beide zum Fenster hinausblickten, unterschieden sie nur undeutlich die Umrisse von Misard und einem zweiten Manne. Es hatte soeben sechs geschlagen und Misard übergab den Dienst seinem Stellvertreter, der die Nachtwache hatte. Jetzt war er endlich frei, nachdem er zwölf Stunden in dieser nur mit einem Tische unter der Apparatplatte, einem niedrigen Stuhle und einem Ofen ausgestatteten Bude

zugebracht hatte, dessen zu starke Gluth ein forwährendes Offenhalten der Thür verlangte.

»Aha, da ist er, er wird gleich kommen,« murmelte Tante Phasie, von Furcht ergriffen, vor sich hin.

Der signalisirte Zug kam mit dem von Sekunde zu Sekunde lauter werdenden Getöse wuchtig näher. Der junge Mann mußte, gerührt von dem elenden Zustande, in welchem er sie sah und bemüht, sie zu trösten, sich vorbeugen, um verständlich zu werden.

»Hören Sie, Pathe, sollte er wirklich schlechte Gedanken haben, so läßt er sie vielleicht fallen, wenn er weiß, daß ich mich hineinmische ... Sie thaten gut, mir die tausend Franken anzuvertrauen.«

»Meine tausend Franken?« rief sie empört.
»Weder Dir noch ihm ... Lieber krepire ich, sage ich Dir!«

In diesem Augenblick sauste der Zug mit

orkanartiger Gewalt vorüber, als hätte er alles, was ihm im Wege stand, zerschmettert. Vom Winde gefaßt erbebte das Haus. Dieser nach Havre bestimmte Zug war sehr besetzt, denn am kommenden Sonntage sollte dort ein Fest, der Stappelauf eines Schiffes, gefeiert werden. Trotz der Schnelligkeit des Zuges hatte man das Gefühl, daß hinter den erleuchteten Scheiben die Koupees voller Menschen steckten, die Vision einer Reihe dicht gedrängter Köpfe, deren Profil man genau erkannte. Sie folgten sich und verschwanden. Welch eine Welt! Menge auf Menge, schier endlos inmitten des Rollens der Wagen, des Keuchens der Lokomotiven, des Anschlagens des Telegraphen und des Lätens der Glocken. Das Eisenbahnnetz, ein niedergekauertes riesenhaftes Wesen schien es zu sein, mit dem Kopfe in Paris, den Wirbelbeinen längs der ganzen Strecke der Linie, den Füßen und Händen in Havre und den andern Endpunkten. Und das zog und zog

vorüber, mechanisch, triumphierend, der Zukunft entgegen mit einer mathematischen Genauigkeit, freiwillig verkennend, was ihm zu beiden Seiten, verborgen und doch lebendig im Menschen zurückgeblieben ist: die ewige Leidenschaft und das ewige Verbrechen.

Flore war die erste, welche die Küche betrat. Sie zündete eine kleine Petroleumlampe an, die keinen Lichtschirm hatte, und stellte sie auf den Tisch. Kein Wort wurde gewechselt, kaum ein Blick glitt zu Jacques hinüber, der den Rücken ihr zugekehrt, am Fenster stand. Auf dem Herde hielt sich eine Kohlsuppe warm. Sie servierte sie gerade, als auch Misard erschien. Er bezeugte keine weitere Ueberraschung, den jungen Mann hier zu erblicken. Er hatte ihn vielleicht kommen gesehen, aber er fragte ihn nicht, er kannte eben keine Neugierde. Ein Händedruck, drei kurze Worte, nichts weiter. Jacques mußte aus sich heraus die Geschichte von der gebrochenen Treibstange, seiner Absicht, seine

Pathe zu umarmen und hier zu übernachten nochmals wiederholen. Misard hatte durch ein sanftes Neigen des Hauptes sein Einverständniß mit alledem zu erkennen gegeben, man setzte sich und aß ohne Hast, zunächst schweigsam. Phasie, die schon seit dem Morgen den Napf nicht außer Acht gelassen hatte, in welchem die Krautsuppe kochte, ließ sich auch einen Teller voll reichen. Aber als sich ihr Mann erhoben hatte, um ihr das von Flore vergessene Eisenwasser zu reichen, eine Karaffe, in welcher Nägel schwammen, nahm sie nichts. Er, demüthig und dienstbar, mit einem krankhaften Husten behaftet, sah nicht so aus, als ob er die ängstlichen Blicke bemerkte, mit denen sie seine geringsten Bewegungen verfolgte. Als sie Salz verlangte, welches auf dem Tische nicht zu sehen war, sagte er zu ihr, sie würde es noch einmal bereuen, so viel Salz zu essen, das mache sie gerade krank. Er erhob sich, um es zu holen und brachte ihr in einem Löffel ein

paar Finger voll. Das Salz nahm sie voll Vertrauen; es reinige Alles, meinte sie. Dann sprach man von der seit einigen Tagen eingetretenen wirklich warmen Witterung, von einem in Maromme vorgekommenen Unglücksfall. Jacques mußte schließlich glauben, daß seine sonst so aufgeweckte Pathe an Alpdrücken leiden müsse, denn er konnte nichts in dem Benehmen des gefälligen Männchens mit den farblosen Augen entdecken, was zum Mißtrauen herausforderte. Länger als eine Stunde saß man beisammen. Viermal war Flore beim Tönen des Signalhornes auf einen Augenblick verschwunden. Die Züge jagten vorüber und brachten die Gläser auf dem Tische zum Klirren, aber keiner der Tischgenossen schenkte ihnen irgend welche Aufmerksamkeit.

Abermals ein Signal mit dem Horn, doch diesmal kam Flore, die soeben abgedeckt hatte, nicht zurück. Sie ließ ihre Mutter und

die beiden Männer bei einer Flasche Apfelweinschnaps allein. Die drei blieben noch eine halbe Stunde sitzen. Dann nahm Misard, der vorher seine Blicke einen Augenblick forschend auf eine Ecke des Gemaches gerichtet hatte, seine Mütze und schritt mit einem einfachen Guten Abend zur Thür hinaus. Er wilddiebte in den Bächen der Nachbarschaft, in denen es prächtige Aale gab, und er ging nie eher schlafen, bis er seine Netze gründlich visitirt hatte.

Kaum war er fort, sah Phasie ihren Pflegesohn bedeutsam an.

»Glaubst Du nun? Hast Du gesehen, wie sich sein Blick dort in die Ecke wühlte? ... Es ist ihm nämlich gerade eingefallen, ich könnte meinen Schatz dort hinter dem Buttertopf verborgen haben ... O, ich kenne ihn, ich weiß genau, daß er heute Nacht den Topf von der Stelle rücken wird.«

Ein plötzlicher Schweiß drang durch die Poren

ihres Körpers und ein heftiges Zittern schüttelte ihre Glieder.

»Da, sieh her, auch das noch! Er wird mir zu viel eingegeben haben, ich habe einen bitteren Geschmack im Munde, als ob ich alte Sousstücke verschluckt hätte. Gott weiß, warum ich durchaus nichts von ihm nehmen will. Man möchte am liebsten gleich in's Wasser gehen. Heute Abend geht es leider nicht mehr, weil ich jetzt zu Bett muß. Also lebe wohl, mein Junge, da Du schon um sieben Uhr sechsundzwanzig Minuten abfährst, werde ich Dich nicht mehr sehen können. Und Du kommst bald wieder? Wir wollen hoffen, daß Du mich hier noch vorfindest.«

Er half ihr in ihr Zimmer, wo sie sich hinlegte und auch sofort zusammengekauert einschief. Allein geblieben, zögerte er einen Augenblick und überlegte, ob er auch nach oben steigen und sich auf das Heu in der Vorratskammer strecken sollte. Die Uhr war aber jetzt erst

dreiviertel auf acht, also es noch zu früh zum Schlafen. Er verließ das Gemach und ließ die kleine Petroleumlampe in dem leeren, träumenden Häuschen brennen, das von Zeit zu Zeit durch den jähen Donner eines vorüberfahrenden Zuges erschüttert wurde.

Draußen fühlte sich Jacques von der Milde der Luft angenehm überrascht, welche Regen zu verkünden schien. Eine gleichmäßige, milchartige Wolke hatte den ganzen Himmel überzogen und der hinter ihr verborgene unsichtbare Vollmond tauchte das Himmelsgewölbe in einen röthlichen Schimmer. Weit hinein sah er in das Land, dessen im friedlichen Schlummer ruhende Wiesen, Abhänge und Bäume sich in diesem gleichmäßigen todten Lichte dunkel abhoben. Er durchschritt den kleinen Küchengarten, dann wollte er nach Doinville zu spazieren gehen, weil die Straße nach jener Richtung weniger schroff aufstieg. Aber der Anblick des jenseits des Eisenbahndammes schräg

aufsteigenden, einsamen Hauses zog ihn an; da die Barriere schon für die Nacht geschlossen war, überschritt er die Geleise bei dem Pfortchen. Er kannte dieses Haus sehr gut, denn er sah es ja auf jeder Fahrt beim Dröhnen seiner brummenden Maschine. Eine unklare Empfindung, die sein Anblick hervorrief, ärgerte ihn, er wußte selbst nicht, warum. Jedesmal fürchtete er, es könnte verschwunden sein, und erboste sich, wenn er es noch an derselben Stelle vorfand. Noch nie hatte er die Thüren oder Fenster offen gesehen. Er wußte nichts weiter, als daß es dem Präsidenten Grandmorin gehörte. An diesem Abend aber trieb ihn ein unstillbares Verlangen dorthin, um vielleicht mehr zu erfahren.

Lange stand Jacques auf der Landstraße vor der Pforte. Er trat einige Schritte zurück, reckte sich in die Höhe und versuchte, sich klar zu werden. Der den Garten theilende Bahndamm hatte vor dem Hause ein schmales, von Mauern umschlossenes Parterre übrig

gelassen; weiter hinten dagegen weitete sich ein ziemlich ausgebreitetes Terrain, welches nur von einer lebenden Hecke eingefriedet war. Im röthlichen Widerschein dieser nebligen Nacht machte das Haus in seiner Verlassenheit einen unsäglich traurigen Eindruck. Jacques überließ es kalt und er wollte eben weiter gehen, als er ein Loch in der Hecke bemerkte. Der Gedanke, daß es feige wäre, nicht hineinzugehen, trieb ihn durch die Lücke. Sein Herz schlug zum Brechen. Doch gerade, als er an einem zerfallenen kleinen Gewächshause vorüberschreiten wollte, bannte ihn ein an der Thür desselben kauender Schatten.

»Wie, Du bist es?« rief er erstaunt, er hatte Flore erkannt. »Was thust Du hier?«

Auch sie war überrascht zusammen gefahren.

»Du siehst,« sagte sie jedoch gleich gefaßt, »ich hole mir Stricke. Es liegen hier so viele umher und faulen, ohne zu etwas zu nutzen.

Daher hole ich sie mir, so oft ich welche gebrauche.«

In der That hockte sie mit einer starken Scheere in der Hand am Boden. Sie entwickelte die Enden der Stricke und durchschnitt widerstrebende Knoten.

»Kommt der Eigenthümer nie hierher?« fragte der junge Mensch.

Sie lachte.

»Pah, seit der Geschichte mit Louisette hat es keine Gefahr. Der Präsident wird es nicht wagen, auch nur seine Nasenspitze in la Croix-de-Maufras hineinzustecken. Ich kann unbesorgt ihm seine Stricke nehmen.«

Er schwieg und sein Gesicht trübte sich bei der Erinnerung an jenen unglücklichen Vorfall, den Flore wachrief.

»Und glaubst Du wirklich, was Louisette erzählte? Glaubst Du, daß er ihr nachstellte

und daß sie sich bei ihrer Vertheidigung verletzte?«

Sie hörte auf zu lachen und rief heftig:

»Nie hat Louissette gelogen und Cabuche ebenso wenig ... Cabuche ist mein Freund.«

»Vielleicht jetzt auch Dein Geliebter?«

»Er? Da müßte ich ja eine famose Dirne sein! ... Nein, er ist mein Freund, einen Liebhaber habe ich nicht und will auch keinen.« Sie hatte ihren mächtigen Kopf aufgerichtet, dessen schwere, blonde Flechten tief in die Stirn hingen. Ihre ganze kräftige und geschmeidige Persönlichkeit strömte eine ungezähmte Entschlossenheit aus. Es hatte sich schon ein Märchen um ihre Person in der Umgegend gebildet. Man erzählte von ihr die wildesten Sachen: da hätte sie einen Wagen beim Herannahen eines Zuges mit einem Ruck von den Schienen gerissen, hier einen den Abhang von Barentin allein herunterlaufenden

Waggon, dort einen wild gegen den Zug anstürmenden Stier aufgehalten. Diese Kraftproben machten kein geringes Aufsehen und natürlich waren alle Männer hinter ihr her. Da man sie stets auf den Feldern sah, sobald sie mit ihrer Arbeit fertig, oder in verborgenen Winkeln einsam, stumm und unbeweglich mit in die Luft starrenden Augen, so glaubte man zuerst, man würde mit ihr ein leichtes Spiel haben. Aber die ersten, welche das Abenteuer gewagt hatten, wagten es nicht zum zweiten Male. Sie liebte es, stundenlang in einem Bache in der Nähe nackt zu baden. Eines Tages hatten ihr gleichaltrige junge Männer sie dabei belauscht; Flore aber hatte sie gesehen und ohne sich erst die Mühe zu nehmen, ihr Hemd überzustreifen, hatte sie sich einen gelangt und ihn so zugerichtet, daß man sie fortan unbehelligt ließ. Dann erzählte man sich auch noch eine Geschichte von ihr mit einem Weichensteller von der Gabelung bei Dieppe, jenseits des Tunnels: ein gewisser Ozil, ein

sehr ehrenhafter Mann von dreißig Jahren, dem sie Muth gemacht zu haben schien, versuchte es eines Abends auch, sie zu vergewaltigen. Er dachte sich die Sache sehr leicht, bekam aber einen Hieb mit dem Stock, daß er fast leblos liegen blieb. Ja, sie war eine kriegerische, jeder Gemeinheit abholde Jungfrau, und bald hatten es die Leute in der Gegend weg, daß sie ihren Kopf auf der rechten Stelle habe.

Als Jacques hörte, daß sie keinen Gefallen an einem Liebhaber hätte, fuhr er fort sie zu sticheln.

»Also wird aus Deiner Hochzeit mit Ozil nichts? Ich habe mir erzählen lassen, daß Du alle Tage mit ihm im Tunnel zusammentrifftst.«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Pah, meine Hochzeit ... Im Tunnel, das wäre so ein Spaß! Zweieinhalb Kilometer im

Dunkeln galoppieren in der steten Angst, von einem Zuge erfaßt zu werden, wenn man nicht die Augen offen hat. Man muß den Lärm hören, den so ein Zug da unten vollführt! .. Der Ozil war ein langweiliger Kerl. Er war noch nicht der rechte.«

»Du willst also einen Andern?«

»Ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht.«

Während sie sich mit dem Aufknüpfen eines Gewirrs von Knoten abquälte, ohne damit fertig zu werden, schüttelte sie ein abermaliges Gelächter. Ohne den Kopf zu heben, als wäre sie ganz vertieft in ihre Verrichtung, fragte sie:

»Und Du, hast Du schon eine Geliebte?«

Jacques wurde ernst. Seine Augen wandten sich zur Seite in die Nacht hinaus und flimmerten unstät.

»Nein,« antwortete er kurz.

»Es stimmt also,« meinte sie. »Man hat mir

nämlich erzählt, daß Du die Frauen habtest. Und dann kenne ich Dich auch nicht erst seit gestern. Etwas Liebenswertiges bekommt man von Dir überhaupt nicht zu hören ... Warum ist das so?«

Er schwieg, sie ließ die Knoten fahren und blickte zu ihm auf.

»Liebst Du nur Deine Lokomotive? Man macht sich darüber schon lustig, wie Du weißt. Man behauptet, Du putztest sie in einem fort, um sie recht leuchten zu lassen, als hättest Du nur für sie Deine Zärtlichkeiten übrig. Ich darf Dir das schon sagen als Deine Freundin.«

Auch er betrachtete sie in der bleichen Helle des bedeckten Himmels. Er erinnerte sich, daß sie schon als kleines Kind heftig und eigensinnig gewesen war, aber so oft er kam, ihm mit der Leidenschaftlichkeit einer Wilden an den Hals sprang. Später verlor er sie mehrfach aus den Augen, jedesmal aber, wenn er sie wiedersah, schien sie gewachsen;

trotzdem fiel sie auch dann noch ihm um den Hals, aber die Flammen in ihren großen, klaren Augen genirten ihn mehr und mehr. Jetzt war sie ein herrliches, begehrenswerthes Weib, er war zweifellos noch immer ihre Jugendliebe. Sein Herz klopfte heftig, er hatte das plötzliche Gefühl, daß er der von ihr Erwartete sei. Mit dem Blut zugleich aber stieg eine wachsende Verwirrung ihm zu Kopf, die ihn folternde Angst drängte ihn zunächst zur Flucht. Jedesmal, wenn das Verlangen nach einem Weibe in ihm aufstieg, wurde er wie toll und sah alles roth.

»Was stehst Du noch?« begann Flore von Neuem, »so setze Dich doch.«

Er zögerte abermals. Doch er fühlte seine Füße schwach werden und von dem Drange getrieben, es noch einmal mit der Liebe zu versuchen, ließ er sich neben sie auf den Haufen Stricke nieder. Er sagte nichts, da ihm die Kehle wie ausgedörrt schien. Sie, die

Schweigsame, Stolze, schwatzte dagegen jetzt, daß sie kaum zu Athem kam. Sie schien sich betäuben zu wollen.

»Es war eine Dummheit von Mutter, Misard zu heirathen. Das wird ihr schlecht bekommen ... Mich geht es ja weiter nichts an, ich habe genug zu thun. Und will ich einmal dazwischen fahren, dann schickt mich Mutter zu Bett ... Mag sie sehen, wie sie mit ihm fertig wird. Ich lebe außerhalb des Hauses. Ich habe an zukünftige Dinge zu denken ... Ich habe Dich heute früh von einem Strauch aus, unter welchem ich saß, auf Deiner Lokomotive vorüberfahren sehen. Aber Du siehst ja nie hin ... Ich werde Dir auch sagen, woran ich immer denke, aber nicht jetzt, erst später, wenn wir erst vollständig gute Freunde geworden sind.«

Sie hatte die Scheere fallen lassen und er hatte, noch immer stumm, sich ihrer beiden Hände bemächtigt. Entzückt ließ sie sie ihm. Trotzdem durchzuckte sie, als er jene an seine

brennenden Lippen führte, ein jungfräulicher Schrecken, die Kriegerin in ihr erwachte und bäumte sich bei dieser ersten Annäherung des Bösen streitbar auf.

»Nein, nein, lasse mich, ich will nicht ... Verhalte Dich hübsch ruhig, wir wollen plaudern ... Ihr Männer denkt nur an so etwas. Wenn ich Dir wiederholen wollte, was mir Louissette an dem Tage, als sie bei Cabuche starb, erzählt hat! ... Uebrigens wußte ich schon von der Unzucht des Präsidenten, denn er kam oft mit jungen Mädchen hierher ... Von einer vermuthet das kein Mensch, weil er sie später verheirathet hat ...«

Er hörte nicht hin, er hörte nicht zu. Er umschlang sie und drückte bei der brutalen Umarmung seinen Mund heftig auf den ihren. Ein halbunterdrückter Schrei, nein, mehr ein sanfter, von Herzen kommender Klageruf entschlüpfte ihr, das Geständniß ihrer so lange unterdrückten Liebe. Aber sie kämpfte und

wehrte sich halb unbewußt. Sie wünschte ihn sich, trotzdem rang sie mit ihm, sie wollte von ihm besiegt sein. Wortlos, Brust an Brust, mit fliegendem Athem, suchte eines das andere unterzubekommen. Einen Augenblick schien sie die Stärkere zu sein. Sie würde ihn wahrscheinlich geworfen haben, so sehr er sich auch sträubte, wenn er sie nicht an der Kehle gepackt hätte. Die Taille sprang auf und die beiden festen, von dem Ringen geschwollenen Brüste schimmerten wie flüssige Milch durch das Dunkel. Sie sank auf den Rücken, sie gab sich besiegt.

Anstatt seinen Sieg zu benutzen, kniete er, an allen Gliedern zitternd, athemlos vor ihr und starrte sie an. Dann schien ihn eine Wuth, eine Wildheit zu packen, seine Augen suchten nach einer Waffe, einem Steine, nach irgend etwas, um sie zu tödten. Seine Blicke entdeckten die aus dem Gewirr der Knoten hervorleuchtende Scheere. Er griff nach ihr und war schon im Begriff, sie in den weißen Hals, zwischen die

rosig schimmernden weißen Brüste zu tauchen, als ihn ein eisiger Schauer ernüchterte. Er warf die Scheere von sich und entfloh wie wahnsinnig, während sie mit geschlossenen Augenlidern liegen blieb und nicht anders dachte, als daß er sie verschmähte, weil sie ihm widerstanden hatte.

Jacques floh durch die melancholische Nacht. Im Galopp rannte er den Fußsteig einer Anhöhe empor und taumelte auf der andern Seite in eine enge Schlucht hinunter. Unter seinen Schritten davonrollende Kieselsteine erschreckten ihn, er drang links durch die Gebüsche und auf einem Umweg nach derselben Seite wieder hinaus, wodurch er rechts auf ein leeres Plateau gerieth. Er ließ sich herab und gerieth gegen die den Bahndamm einfriedigende Hecke: ein Zug kam schnaubend und dampfend vorüber. Er erschrak und begriff zuerst nicht recht. Ach, ganz recht, da fährt ja alle Welt vorüber, in einem fort, während er hier mit fliegenden

Pulsen fiebert! Er kletterte abermals hinauf und abermals hinunter. Immer wieder stieß er auf die Geleise, bald auf der Sohle tiefer Schluchten, an Abgründen entlang, bald auf Abhängen, deren riesige Barrikaden die Fernsicht abschnitten. Dieses wüste, von Anhöhen kupirte Gelände glich einem ausgangslosen Labyrinth. Durch die gruftähnliche Trostlosigkeit dieser unbebauten Länderstrecken jagte ihn sein Wahnsinn. Schon lange war er auf den Höhen und Abhängen umhergeklettert, als er vor sich eine schwarze Oeffnung, den offenen Schlund des Tunnels erblickte. Ein bergauf fahrender Zug stürzte sich heulend und pfeifend dort hinein und verschwand, als hätte ihn die Erde verschlungen, mit einem Gedröhne, von dem noch lange hernach der Boden erzitterte.

Jacques stürzte neben dem Eisenbahndamm zu Boden, seine Beine trugen ihn nicht weiter. Auf dem Bauche liegend und das Gesicht tief in den Rasen gedrückt schluchzte er

krampfhaft. Das Uebel, von dem er sich geheilt wähnte, war also wirklich wiedergekommen? Er hatte dieses Mädchen tödten wollen! Ein Weib tödten, ein Weib tödten wollen! Von Jugend auf, je mehr das Fieber und die Sehnsucht nach dem Besitz eines Weibes in ihm wuchsen, desto stärker wurde auch dieses Verlangen. Andere träumen beim Erwachen der Mannbarkeit nur von dem Besitz des Weibes, in ihm aber gährte der Gedanke, dann eine zu tödten! Er konnte es nicht leugnen, er hatte die Scheere ergriffen, um sie ihr in das Fleisch zu stoßen, sobald sein Auge dieses gesehen, in dieses Fleisch, in diese warme weiße Brust. Und nicht in einem Anfalle von Wuth, sondern lediglich aus dem Vergnügen an der Sache heraus. Dieses Vergnügen verlangte so mächtig seine Befriedigung, daß er am liebsten im Galopp zurückgelaufen wäre um sie zu morden, hätten seine Hände sich nicht mit aller Gewalt in den Erdboden gekrampft. Und gerade sie, mein

Gott, diese Flore, die er hatte aufwachsen sehen, dieses wilde Kind, von dem er sich so heißgeliebt fühlte! Seine gekrümmten Finger wühlten sich noch tiefer in das Erdreich, das Schluchzen zerriß ihm die Kehle, es war ein Röcheln fürchterlichster Verzweiflung.

Dann rang er nach Ruhe, er wollte klar sehen. Welch ein Unterschied war eigentlich zwischen ihm und den Anderen? Er hatte es sich schon in seiner Jugend dort unten in Plassans gefragt. Seine Mutter Gervaise erhielt ihn allerdings etwas zeitig, sie zählte damals erst fünfzehn und ein halbes Jahr, und er war noch dazu der zweite, denn Claude wurde ihr geboren, als sie knapp vierzehn alt war. Aber keiner seiner Brüder, weder Claude, noch der nach ihm geborene Etienne litt unter der Jugend seiner Mutter und seines knabenhaften Vaters, des schönen Lantier, dessen schlechtes Herz Gervaise so viele Thränen kosten sollte. Vielleicht litt auch ein jeder seiner Brüder an irgend einem Uebel und gestand es nur nicht

ein. Der Aelteste namentlich, den es so heiß danach verlangte, ein Maler zu sein, daß man ihn und sein Genie für halb verrückt hielt. Mit seiner Familie war es entschieden nicht richtig, viele Mitglieder derselben hatten etwas weg. In gewissen Stunden fühlte er sehr wohl diesen erblichen Riß. Seine Gesundheit war keine schlechte, nur hatten ihn die Furcht und die Scham vor seinen Krisen etwas abmagern lassen. Aber von Zeit zu Zeit verlor er das Gleichgewicht seines Lebens und dann schien es, als zeigte sein Wesen Risse und Löcher, aus welchen sein eigenes Selbst inmitten einer dichten Rauchwolke entströmte, in welcher alles sich anders gestaltete. Er war dann nicht mehr Herr über sich, sondern gehorchte nur seinen Muskeln wie eine wüthende Bestie. Dabei trank er nicht, er versagte sich selbst das kleinste Glas Branntwein, denn er hatte bemerkt, daß der unbedeutendste Tropfen Alkohol ihn verrückt machte. Er kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß er die

Schuld der Anderen bezahlen müßte, der Väter und Großväter, die Trinker gewesen waren, der Generationen von Trunkenbolden, die sein Blut verdorben hatten. Was er fühlte, war eine schrittweise Vergiftung, eine Wildheit, die ihn mit dem im Dickicht lauernden Wolf, der auch Frauen frißt, auf eine Stufe stellte.

Jacques hockte jetzt auf einem Knie und blickte hinüber zum schwarzen Schlunde des Tunnels, aber ein erneutes Schluchzen fuhr ihm durch die Nerven in den Nacken, er fiel rücklings zur Erde und wälzte sich, vor Schmerz aufschreiend, auf dem Boden umher. Dieses Mädchen, dieses Mädchen hatte er tödten wollen! Da kam es wieder, dieses spitzige, gräßliche Gefühl, als hätte er die Scheere sich selbst in die Brust gestoßen. Kein Vernunftgrund schaffte ihm Ruhe: er hatte sie tödten wollen, er würde sie tödten, wenn sie noch mit geöffnetem Kleide und entblößter Brust vor ihm läge. Er war gerade sechzehn Jahre alt, er erinnerte sich dessen ganz genau,

da hatte ihn das Uebel zum ersten Male gepackt. Eines Abends hatte er mit einem um zwei Jahre jüngeren Mädchen, der Tochter eines Verwandten, gescherzt: sie war gefallen, er hatte ihre Beine gesehen und war über sie hergefallen. Er erinnerte sich, im folgenden Jahre ein Messer geschärft zu haben, um es einer anderen, einer Blondine, die täglich an seiner Thür vorüberging, in die Kehle zu stoßen. Der Hals dieses Mädchens war sehr fett und rosig, er hatte sich bereits den Platz ausgesucht, wo er das Messer ansetzen wollte, nämlich bei einem kleinen braunen Zeichen unter dem Ohre. Und das waren nicht die einzigen, deren Erinnerung ihm die Brust beengte, auf der Gasse hockende, zufällig zu Nachbarinnen gewordene Frauen, alle diese hatten die Mordlust in ihm entfacht; eine namentlich, eine jung verheirathete Frau, die im Theater neben ihm saß und außerordentlich laut lachte. Mitten in einem Act mußte er aufstehen, um sie nicht anzufallen. Alle diese

kannte er kaum, warum also dieser Zorn auf sie? Jedesmal, wenn ihn diese blinde Wuth befiel, schien es ihm ein brennender Durst nach Rache für verjährte längst vergessene Beleidigungen zu sein. Das Unheil also, welches die Frauen seinem Geschlecht gebracht, ihre von Mann zu Mann gesteigerte Schlechtigkeit, hatte seinen Ursprung wirklich in so ferner Zeit, vielleicht gar begann es mit dem ersten im Dunkel der Höhlen begangenen Betrug? Aus seinem Anfalle heraus fühlte er die Nothwendigkeit, das Weib zu bekämpfen und zu bezwingen, es todt hinzustrecken wie eine Anderen für immer abgejagte Beute. Sein Schädel barst unter der Anstrengung des Denkens, er war zu unwissend, um sich die rechte Antwort zu geben. In dem Angstgefühl zu Thaten gedrängt zu werden, denen gegenüber seine Willenskraft gleich null war, und deren Grund er nicht einsehen konnte, stumpfte sich sein Gehirn ab.

Abermals stürzte sich beim Schimmer seiner

Laternen ein Zug mit Getöse in den Tunnel, das, wie beim Donner allmählich erstarb. Jacques hatte sich aufgerichtet und sein Schluchzen eingestellt, als glaubte er, diese gleichgültige, zusammengepferchte, ihm unbekannte Menge könnte ihn hören. Er nahm jetzt eine unverdächtige Haltung an. Schon immer hatte er nach solchen Anfällen beim geringsten Geräusch die Gewissensbisse eines Schuldbehafteten empfunden! Ruhig, glücklich, fern von aller Welt lebte er nur auf seiner Lokomotive. Wenn sie ihn beim Erzittern ihrer Räder pfeilschnell davonführte, wenn er die Hand an der Kurbel seine ganze Wachsamkeit auf die Strecke und die Signale lenken mußte, dachte er an nichts anderes, mit vollen Lungen athmete er die reine, ihm sturmwindartig zugewehrte Luft ein. Aus diesem Grunde liebte er seine Maschine, als wäre sie eine friedfertige Geliebte, von der er nur Glückseligkeiten zu erwarten hätte. Nach Verlassen der Gewerbeschule hatte er trotz

seiner großen Intelligenz sich die Laufbahn eines Lokomotivführers gewählt, um ein einsames, betäubendes Leben führen zu können. Auch war er nicht ehrgeizig. Nach vier Jahren war er bereits Lokomotivführer erster Klasse und bezog als solcher einen Gehalt von zweitausendachthundert Franken, der mit den Heiz- und Putzprämien auf über viertausend wuchs. Mehr verlangte er nicht. Er sah seine Kameraden der zweiten und dritten Klasse, welche die Gesellschaft selbst in solche eintheilte, die Hilfsarbeiter, die sie als Lehrlinge annahm, fast immer Arbeiterinnen heirathen, ausgemergelte Frauen, die man nur zur Zeit der Abfahrt sah, wenn sie ihren Männern die Vorrathskörbchen brachten. Ehrgeizige Kameraden dagegen, namentlich solche, die eine Fachschule durchgemacht hatten, warteten mit ihrer Heirath, bis sie Depotchefs geworden, in der Hoffnung, eine Bürgerliche zu bekommen, eine Dame mit Hut. Ihm war alles das gleichgiltig, er floh ja

doch die Frauen. Er wollte nie heirathen, sondern stets allein und abermals allein rastlos dahinrollen. Seine Vorgesetzten stellten ihn daher auch als einen Musterlokomotivführer hin, weil er nicht trank und nicht davonlief. Die bummlerisch veranlagten Kameraden natürlich neckten ihn wegen seiner ausbündig guten Führung, die Solideren aber erschreckte er, wenn er stumm, mit farblosen Augen und schrecklich verzerrtem Gesicht in seine Traurigkeit verfiel. Er erinnerte sich nicht mehr, wie viele Stunden er in seinem Kämmerchen in der Rue Cardinet schon zugebracht haben mochte, von welchem aus er das Depot von les Batignolles erblicken konnte, zu welchem seine Lokomotive gehörte. Er wußte nur, daß es so ziemlich seine sämtlichen Freistunden gewesen waren, die er wie ein in seiner Zelle eingeschlossener Mönch dort verlebte. Hier kämpfte er gegen den Aufruhr seiner begehrliehen Wünsche mit Hilfe des Schlafes an, den er nur auf dem

Bauche liegend fand.

Jacques versuchte aufzustehen. Was machte er in dieser feuchten, nebligen Winternacht hier im Grase? Das Land blieb in Schatten gehüllt; nur am Himmel war es hell, dort ruhte noch der feine Dunst, die mächtige Kuppel aus unpolirtem Glas, vom dahinter verborgenen Monde mit einem fahlen, gelblichen Scheine durchleuchtet. Der düstere Horizont schlummerte in todesähnlicher Unbeweglichkeit. Auf! Es mußte schon auf neun Uhr gehen und es war rathsamer, heim zu gehen und sich auf's Ohr zu legen. Aber seine Beklemmung spiegelte ihm vor, wie er jetzt zu den Misard kommen, die Treppe zur Vorratskammer hinaufsteigen, sich auf das Heu werfen und im Raume nebenan, durch eine dünne Plankenwand nur von dem seinen getrennt, Flore athmen hören würde! Er wußte sogar, daß sie sich nie einschloß, daß er also ohne Umstände bei ihr würde eintreten können. Und wieder überlief ihn ein heftiger

Schauder, dachte er an das entkleidete Mädchen mit den vom Schläfe widerstandslosen, heißen Gliedern. Noch einmal drückte ihn das Schluchzen zu Boden. Er hatte sie tödten wollen, er wollte sie noch tödten! Der Gedanke, daß er sich jetzt anschicken wollte, sie nach seiner Heimkehr in ihrem Bette zu tödten, würgte und zerrte an ihm. Was half es ihm, daß er keine Waffe zur Hand haben, daß sie seinen Kopf mit ihren beiden Armen niederdrücken würde; er fühlte, das Uebel würde ihn dennoch gegen seinen Willen antreiben, die Thür zu ihrer Kammer zu öffnen und sie zu erwürgen. Unter dem Geißelhieb des raubthierartigen Instinktes und unter dem Zwange, das alte Unrecht zu rächen, konnte er nicht anders. Nein, nein! Lieber wollte er die ganze Nacht im Freien zubringen, als dorthin zurückkehren! Mit einem Sprunge stand er auf den Beinen. Er entfloh.

Und abermals jagte er wohl eine halbe Stunde über das düstre Gefilde, als wollte ihn die

losgelassene Meute aller Schrecken der Hölle zu Tode Hetzen. Er jagte die Anhöhen hinauf, er kroch in enge Schluchten. Hinter einander stellten sich ihm zwei Bäche entgegen, er durchschritt sie, wobei er bis zu den Hüften versank. Ein ihm den Weg verlegendes Gebüsch brachte ihn zur Verzweiflung. Sein einziger Gedanke war, immer geradeaus und so weit als möglich zu laufen, um der wüthenden Bestie in seinem Innern zu entfliehen. Seit sieben Monaten schien sie ihm verjagt zu sein, und er hatte sich wieder Mensch gefühlt; und jetzt heulte sie von Neuem, abermals mußte er sie bekämpfen, um nicht von ihr auf die erste Frau, die ihm der Zufall in den Weg führen würde, gehetzt zu werden. Die große Stille, die mächtige Einsamkeit in der Runde beruhigten ihn indessen allmählich ein wenig und ließen ihn von einem stummen, einsiedlerischen Leben, ähnlich dieser Gegend, träumen, in welchem man auch abseits von den gebahnten Pfaden

umherschweifen könnte, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Unbewußt war er im Kreise gegangen und im großen Bogen wieder an dem bebuschten Abhang des Eisenbahndammes, oberhalb des Tunnels gelangt. Er machte zornig kehrt, weil er fürchtete, auf Menschen zu stoßen. Um eine Anhöhe herum gedachte er den Weg abzuschneiden, verlief sich aber und stieß nun erst recht auf die Hecke längs der Geleise hart am Eingang zum Tunnel neben der Wiese, auf der er kurz zuvor sich in Schmerzen gekrümmt hatte. Da stand er nun besiegt, als ihn das noch ferne, von Sekunde zu Sekunde anschwellende, aus der Tiefe der Erde heraufschallende Dröhnen eines Zuges an diese Stelle bannte. Es war der Schnellzug nach Havre, der Paris um sechs Uhr dreißig Minuten verlassen hatte und hier um neun Uhr fünfundzwanzig Minuten vorüberkommen mußte; diesen Zug führte Jacques einen Tag um den andern.

Er sah zunächst den dunklen Schlund sich erhellen, wie die Oeffnung eines Backofens, in welchem das Reisig entzündet wird. Das Geräusch näherte sich, plötzlich sprang die Lokomotive daraus hervor mit ihrem großen runden, blendenden Auge, deren Licht die Gegend zu durchdringen suchte und auf den Schienen weit voraus schon ein zweites Feuer zu entzünden schien. Aber das Ganze war eine blitzartige Erscheinung, denn vorüber flüchtete die Reihe von Waggons mit ihren grell beleuchteten Koupeefenstern, vorüber sausten die mit Reisenden gefüllten Koupee's mit einer so schwindelerregenden Schnelligkeit, daß das Auge unmittelbar an den gesehenen Bildern zweifelte. Aber Jacques hatte in dieser Viertelsekunde dennoch durch die hellerleuchteten Scheiben eines Koupee's gesehen, wie ein Mann einen zweiten auf den Sitz niedergedrückt hielt und ihm ein Messer in den Hals stieß, während eine schwarze Masse, vielleicht eine dritte Person, vielleicht

heruntergestürztes Gepäck, mit ihrem ganzen Gewicht auf den krampfhaft angezogenen Beinen des Opfers lastete. Schon entfloh der Zug und verschwand in der Richtung von la Croix-de-Maufras, und man sah in der Dunkelheit nichts weiter mehr von ihm als die drei Schlußlaternen, das rothe Dreieck.

Wie auf den Platz gebannt folgten die Blicke des jungen Mannes dem Zuge, dessen Brausen in dem großartigen Frieden des Todes, der auf der Gegend ruhte, erstarb. Hatte er wirklich richtig gesehen? Er zweifelte jetzt daran und wagte nicht mehr die ihm wie vom Blitze zugetragene und von ihm entführte Begebenheit als eine Thatsache zu behaupten. Kein einziger Gesichtszug der beiden Hauptacteurs dieses Dramas stand ihm lebendig vor der Erinnerung. Die dunkle Masse war vielleicht eine über den Körper des Opfers gefallene Reisedecke. Und doch war es ihm, als hätte er unter einer aufgelösten Menge dichten Haares ein feines, bleiches Profil

erkannt. Aber alles mischte sich in einander und verflog wie ein Traum. Noch einmal trat das vermeintliche Profil vor seine innern Blicke, dann verlor er es ganz und gar. Das Ganze war wahrscheinlich überhaupt nur eine Einbildung. Alles das aber machte sein Mark erstarren; er gab schließlich selbst zu, daß es eine Sinnestäuschung gewesen sein mochte, welche die schreckliche Krisis seines Zustandes heraufbeschworen hatte.

Fast eine ganze Stunde noch trieb sich Jacques, den Kopf mit wüsten Gedanken voll, auf den Feldern umher. Er war wie zerschlagen, eine Art Entnervung hatte ihn befallen, das eisige Gefühl in seinem Innern hatte das Fieber ausgelöscht. Er kam schließlich, ohne es gewollt zu haben, nach la Croix-de-Maufras zurück. Als er vor dem Bahnwärterhäuschen stand, überlegte er, daß es besser sei, nicht einzutreten, sondern in der kleinen Hütte neben dem Schuppen zu schlafen. Aber ein Lichtstrahl drang durch die

Thür und mehr unbewußt als bewußt öffnete er. Ein unerwarteter Anblick bannte ihn auf die Schwelle.

Misard hatte in der That den in der Ecke stehenden Buttertopf von seinem Platze gerückt. Mit allen vieren lag er auf dem Boden, neben sich hatte er eine Laterne stehen und mit der Faust pochte er leise an verschiedene Stellen der Wand. Das Geräusch der aufgehenden Thür ließ ihn den Kopf zurückwenden. Er zeigte aber keine Spur von Verlegenheit und sagte höchst gelassen:

»Ich suche Streichhölzchen auf, die mir heruntergefallen sind.«

Als er nun den Buttertopf wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, setzte er hinzu:

»Ich habe mir eben die Laterne geholt, weil ich beim Nachhausegehen ein Individuum habe auf den Schienen liegen sehen ... Ich glaube, er ist todt.«

Jacques hatte der Gedanke, Misard beim Suchen nach Tante Phasie's Schatz ertappt zu haben, fast übermannt. Aber die jähe Gewißheit, daß sein Zweifel grundlos und die Beschuldigungen der Tante berechtigte waren, wurde durch die Neuigkeit von dem Funde eines Leichnams sofort verdrängt. Er vergaß das zweite Drama, das sich hier in diesem abseits von der Welt gelegenen Häuschen abspielte. Die Szene im Koupee, die kurze Vision von der Ermordung eines Mannes durch einen zweiten tauchte mit blitzartiger Schnelligkeit wieder vor ihm auf.

»Ein Mensch auf der Strecke, wo denn?« fragte er erbleichend.

Misard war nahe daran zu erzählen, daß sich zwei Aale in seinen Netzen gefangen hätten, die er vorhin im Galopp nach Hause getragen habe, um sie zu verstecken. Aber wozu sich diesem Knaben anvertrauen? Er machte daher nur eine unbestimmte Bewegung und

erwiderte:

»Dort unten, vielleicht fünfhundert Meter von hier ... Weiter weiß ich nichts, müssen mal erst die Sache bei Licht betrachten.«

Jacques hörte in diesem Augenblicke über sich eine dumpfe Erschütterung. Er war so geängstet, daß er zusammenfuhr.

»Das ist nichts,« sagte der Vater, »Florumort wahrscheinlich.«

Der junge Mann hörte jetzt in der That das Umhertappen zweier nackter Füße auf dem Estrich. Sie hatte zweifellos auf ihn gewartet und durch ihre nur halbgeschlossene Thür ihn kommen gehört.

»Ich begleite Euch,« sagte Jacques .. »Ihr glaubt wirklich, daß er todt ist?«

»Zum Teufel auch, mir scheint es so. Die Laterne wird es ja zeigen.«

»Und was haltet Ihr davon? Ein Unfall

wahrscheinlich?«

»Vielleicht. Irgend einen Strick, der sich hat überfahren lassen, oder vielleicht auch ein aus dem Koupee gesprungener Reisender.«

Jacques überlief es kalt.

»Kommt schnell, kommt schnell!«

Noch nie hatte ihn das Fieber, zu sehen und wissen zu wollen, so gepackt. Während sein Gefährte vollständig gleichgiltig auf dem Eisenbahndamm dahinschritt, wobei die Laterne hin- und her schwankte, deren runde Helle sanft an den Schienen entlang glitt, lief er voraus. Diese Langsamkeit ärgerte ihn. Ihn trieb ein physisches Verlangen, dieselbe Gluth, welche den Gang der Liebenden zum Stelldichein beflügelt. Er empfand Furcht vor dem ihn erwartenden Anblick und doch flog er mit gespannten Muskeln dorthin. Als er an Ort und Stelle anlangte, fiel er beinahe über die dicht neben den Schienen liegende dunkle

Masse. In seiner Aufregung konnte er nichts deutlich erkennen. Fluchend rief er dem Anderen zu, der noch mehr als dreißig Schritt zurück war:

»So beeilt Euch doch, in des Teufels Namen. Vielleicht kann man ihm noch helfen, wenn er noch lebt.«

Misard aber schwankte gemächlich weiter. Als er endlich seine Laterne über den Körper des Verunglückten hielt, sagte er:

»O je, der hat seinen Theil.«

Das zweifellos aus dem Waggon gestürzte Individuum war höchstens fünfzig Centimeter von den Schienen entfernt mit dem Gesicht nach dem Boden auf den Leib gefallen. Man sah von seinem Kopfe nur den mit dichten weißen Haaren bedeckten hintern Theil. Seine Beine lagen gespreizt. Sein rechter Arm schien wie ausgerenkt, der andere lag unter der Brust. Sein Anzug verrieth einen Angehörigen der

bessern Stände. Er trug einen weiten Paletot von blauem Tuch, elegante Stiefel und seine Wäsche. Der Körper zeigte keine Spuren der Vergewaltigung, nur war viel Blut aus einer Halswunde geronnen und hatte den Hemdkragen besudelt. »Ein Bürger, der sein Fett fort hat,« bemerkte Misard nach einigen Minuten lautloser Prüfung.

»Faßt ihn nicht an, das ist verboten,« sagte er dann zu Jacques, der mit offenem Munde sich nicht zu rühren wagte. »Bewachen Sie ihn, ich will inzwischen nach Barentin laufen und den Bahnhofsinspector benachrichtigen.«

Er hob seine Laterne in die Höhe und sah nach dem Kilometerpfahl.

»Schön, gerade bei Pfahl 153 also.«

Er stellte die Laterne auf den Boden neben die Leiche und entfernte sich schleppenden Schritts.

Jacques bewegte sich nicht, als er allein war.

Er blickte unentwegt auf diese träge am Boden liegende Masse, deren Umrisse das flackernde Licht kaum erkennen ließ. Die Aufregung, die vorhin seine rasende Wanderung veranlaßt, der fürchterliche Magnet, der ihn hier festbannte, sie weckten in ihm den gleichen scharfen, sein ganzes Wesen durchblitzenden Gedanken: der andere, der mit dem Messer zugestoßen, der hatte es gewagt! Der war bis an's Ziel gelangt, der hatte getötet! O nur nicht feige sein, seinen Sinn befriedigen und dann tief hinein das Messer! Seit zehn Jahren marterte ihn dieser Gedanke. Sein Fieber malte ihm eine Verachtung seiner selbst, eine Bewunderung für den Anderen vor, besonders aber das unstillbare Verlangen, zu sehen und die Augen zu weiden an diesem menschlichen Fetzen, diesem zerbrochenen Hanswurst, diesem Waschlappen, zu welchem ein einziger Messerstich ein menschliches Geschöpf umwandeln kann. Seinen Traum hatte der andere verwirklicht. Das war es also! Wenn er

tödtete, würde ihm dasselbe, was da vor ihm lag, bleiben. Sein Herz schlug zum Springen, seine lüsterne Mordlust machte ihn angesichts dieses tragischen Todes rasend. Ein Schritt brachte ihn näher an die Leiche heran; er glich jetzt einem nervösen Kinde, das sich die Furcht abgewöhnen will. –Ja, er würde es wagen, auch er würde es wagen!

Ein Schnauben hinter seinem Rücken zwang ihn, zur Seite zu springen. Von seinen Gedanken gepackt, hatte er das Kommen eines Zuges überhört. Fast wäre er zermalmt worden. Der heiße Athem, das fürchterliche Keuchen der Maschine warnten ihn noch rechtzeitig. Der Zug schoß in einem Orkan von Lärm, Rauch und Flammen vorüber. Er war ebenfalls sehr besetzt. Der Strom von Reisenden nach Havre zu dem Feste am nächsten Tage fluthete noch immer. Ein Kind hatte sein Näschen gegen die Scheibe gedrückt und blickte in die dunkle Landschaft hinaus. Profile von Männern hoben sich ab und eine

junge Frau ließ eine Fensterscheibe hinunter, um ein mit Butter und Zucker beschmiertes Stück Papier hinauszuworfen. Lustig fuhr der Zug in die Ferne; er ahnte nicht, daß seine Räder fast einen Leichnam berührt hatten. Und der Körper ruhte noch immer auf dem Gesicht, umflackert von dem unsteten Licht der Laterne inmitten dieses überwältigenden Friedens der Nacht.

Jacques verlangte es, die Wunde zu sehen, so lange er noch allein war. Aber die Furcht, man könnte vielleicht bemerken, daß er den Kopf berührt habe, hemmte sein Vorhaben. Er hatte sich ausgerechnet, daß Misard nicht vor dreiviertel Stunden mit dem Stationsvorsteher zurück sein könnte. Er zählte die Minuten, er dachte an Misard, diesen schleichenden, stillen Jammermenschen, der mit der ruhigsten Miene von der Welt mit kleinen Dosen Giftes ebenfalls mordete. Der Mord war also weiter kein Kunststück? Denn alle Welt mordete ja. Von Neuem beugte er sich über den Todten,

das Verlangen kitzelte ihn so, daß ihm der ganze Körper juckte. Er wollte gar zu gern sehen, wie das gemacht worden, was da eigentlich ausgeflossen war, vor allem das rothe Loch! Wenn er den Kopf vorsichtig anfaßte, konnte kein Mensch etwas merken. Aber etwas anderes, eine sich selbst nicht eingestandene Furcht hielt ihn zurück, die Furcht vor dem Blut. Immer und überall gesellte sich in ihm zu dem Verlangen die Angst. Nur noch eine Viertelstunde mußte er allein aushalten und trotz seiner Furcht würde er sein Vorhaben vielleicht gewagt haben, wenn nicht ein Rascheln an seiner Seite ihn hätte erschrecken lassen.

Es war Flore. Sie stand neben dem Leichnam und betrachtete ihn wie er. Sie mußte überall sein, wo es ein Unglück gab; wenn man meldete, daß ein Thier von einem Zuge zermalmt oder ein Mensch überfahren worden sei, sah man sie sicher herbeigelaufen kommen. Sie hatte sich wieder angezogen, sie

wollte den Todten sehen, von welchem ihr Vater gesprochen. Nachdem sie einen Blick darauf geworfen, zögerte sie keinen Augenblick. Sie bückte sich, hob mit der einen Hand die Laterne auf und mit der anderen drehte sie den Kopf herum.

»Achtsam, es ist verboten,« mahnte Jacques leise.

Sie zuckte mit den Schultern. Der Kopf zeigte sich jetzt in dem gelblichen Lichte, das Gesicht eines Greises mit einer großen Nase und den blauen Augen eines ehemals blonden Menschen, die weit offen standen. Unter dem Kinn klaffte die entsetzliche Wunde, ein tiefer und erweiterter Schnitt durch die Kehle, als wäre mit dem Messer suchend darin herumgewühlt worden. Die rechte Seite der Brust war vollständig mit Blut begossen. Auf der linken Seite schimmerte in dem Knopfloche des Ueberziehers die Rosette der Ehrenlegion wie ein vereinzelter, dorthin

verirrter Blutstropfen.

Flore stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

»Bei Gott, der Alte!«

Jacques beugte sich noch weiter hinunter, um besser sehen zu können, wobei sein Haar das ihrige streifte. Sein Athem ging ihm fast aus, so weidete er sich an dem Schauspiel.

»Der Alte, der Alte!« wiederholte er, ohne zu wissen, was er sagte.

»Ja doch, der alte Grandmorin –der Präsident.«

Einen Augenblick noch sah sie prüfend in das bleiche Antlitz mit den zusammengebissenen Lippen und den unheimlich blickenden Augen. Schon begann die Todesstarre den Körper steif zu machen. Sie ließ den Kopf fallen, der auf den Boden aufschlug und die Wunde verdeckte.

»Nun hört das Gescherze mit jungen Mädchen

auf,« begann sie etwas leiser. »Das ist gewiß wegen Einer so gekommen ... O meine arme Louissette! O dieses Schwein, so hat man es recht gemacht!«

Ein langes Schweigen trat ein. Flore hatte die Laterne wieder hingestellt und wartete. Verstohlene Blicke wanderten zu Jacques hinüber, der, durch den Todten von ihr getrennt, kaum noch athmete und wie kopflos von dem soeben Gesehenen, wie ohnmächtig dastand. Es mußte bald elf Uhr sein. Sie geduldete sich noch einige Augenblicke, sie schien überrascht von seinem Schweigen. Eine nach den Vorgängen des Abends natürliche Verlegenheit hinderte sie, zuerst zu sprechen. Jetzt ließen sich aber Stimmen vernehmen, es war der Vater, der den Bahnhofsinspector geholt hatte. Sie wollte nicht gesehen werden und entschloß sich daher, ihn anzureden.

»Du willst nicht bei uns schlafen?«

Er zitterte, ein innerer Kampf schien ihn

erbeben zu lassen.

»Nein, nein!« stieß er endlich mit der letzten Kraft der Verzweiflung hervor.

Sie rührte sich nicht, aber die glatt herniederfallende Linie ihrer kräftigen Mädchenarme drückte deutlich genug ihren Kummer aus. Sie wollte, daß er ihr ihr Widersetzen nicht nachtrage und fragte nochmals demüthig:

»Du wirst also nicht zu uns kommen, ich soll Dich nicht wiedersehen?«

»Nein, nein!«

Die Stimmen kamen näher. Ohne nach seiner Hand zu haschen, denn er schien absichtlich den Todten zwischen sich und ihr zu lassen, ja selbst ohne ihm das kameradschaftliche Lebewohl aus ihren Kindertagen zugerufen zu haben, ging sie davon und verlor sich in der Finsterniß. Ihr Athem ging rauh, als unterdrückte sie ein Schluchzen.

Gleich darauf war der Bahnhofsinspector mit Misard und zwei Arbeitern zur Stelle. Er konstatarie ebenfalls sofort die Identität: es war in der That der Präsident Grandmorin. Er kannte ihn sehr gut, denn er sah ihn oft genug auf seiner Station den Zug verlassen, wenn er sich nach Doinville zu seiner Schwester, Frau Bonnehon, begab. Der Körper konnte auf dem Platze bleiben, wo er lag, nur ließ er ihn mit einem von einem seiner Leute mitgebrachten Mantel bedecken. Ein Beamter sollte mit dem elf Uhr Zuge von Barentin abreisen, um den kaiserlichen Prokurator in Rouen von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Doch war auf das Erscheinen desselben vor fünf oder sechs Uhr Morgens nicht zu rechnen, denn er mußte gemeinsam mit dem Untersuchungsrichter, dem Gerichtsschreiber und einem Arzt an die Unglücksstätte kommen. Der Bahnhofsvorsteher ließ also einen Mann, der sich während des übrigen Theiles der Nacht mit einem zweiten

abzulösen hatte, mit der Laterne als Wache bei dem Todten zurück.

Ehe Jacques sich entschloß, in irgend einem Schuppen der Station Barentin, von wo aus er erst um sieben Uhr zwanzig Minuten nach Havre zurückkehren konnte, seine müden Glieder auszustrecken, stand er dort noch lange unbeweglich, wie besessen. Der Gedanke, daß man den Untersuchungsrichter erwarte, verwirrte ihn, als wäre er selbst ein Mitschuldiger. Sollte er sagen, was er beim Vorüberjagen des Schnellzuges gesehen hatte? Er entschloß sich zunächst, es sagen zu wollen, denn was hatte er zu fürchten? Uebrigens war es zweifellos seine Pflicht. Dann aber überlegte er sich, wozu würde das gut sein? Er konnte kein einziges thatsächliches Factum melden, er konnte keine einzige genaue Einzelheit von dem Mörder angeben. Er wäre ein Thor, sich da hineinzumischen, seine Zeit zu vergeuden und sich aufzuregen, ohne Nutzen für irgend

Jemand. Nein, nein, er wollte lieber nichts sagen! Er ging endlich davon, sah sich aber noch zweimal nach der düsteren Masse um, welche der vom gelblichen Scheine der Laterne beleuchtete Körper am Boden bildete. Eine empfindlichere Kälte sank vom nebligen Himmel auf die Trostlosigkeit dieser Einöde mit ihren dünnen Anhöhen hernieder. Zug folgte noch immer auf Zug. Ein sehr langer ging nach Paris. Die unerbittliche mechanische Kraft trieb sie an einander vorüber ihren fernen Zielen, der Zukunft entgegen. Sie achteten nicht darauf, daß sie das halb abgeschnittene Haupt dieses Menschen streiften, den ein anderer Mensch umgebracht hatte.

Drittes Kapitel

Am folgenden Tage, einem Sonntage, um fünf

Uhr Morgens –es läuteten gerade alle Glocken von Havre –betrat Roubaud die Abfahrtshalle, um seinen Dienst anzutreten. Es war noch vollständig Nacht, aber der vom Meere herausstreichende Wind hatte zugenommen und vertrieb die Nebel von den Abhängen der Höhen, die sich von Saint-Adresse bis zum Fort von Tourneville erstrecken. Im Westen hellte sich der Himmel ein wenig auf, an einem Stückchen blauen Himmel blitzten die letzten Sterne. In der Halle brannten noch immer die Gaslampen, doch ihr Licht schien der frostige Morgenhauch zu bleichen. Arbeiter formirten unter der Aufsicht des Unter-Inspectors vom Nachtdienst den ersten Frühzug nach Montvilliers. Die Thüren der Wartesäle waren noch geschlossen, verödet ruhten noch die Perrons beim starren Erwachen des Bahnhofs.

Als Roubaud seine über den Wartesälen gelegene Wohnung verließ, hatte er die Frau des Kassirers Lebleu wie eine Bildsäule im

Hauptkorridor bemerkt, auf welchen die Wohnungen der Beamten sämmtlich führten. Seit Wochen schon erhob sich diese Dame mitten in der Nacht, um Fräulein Guichon, der Billetverkäuferin aufzulauern, welche nach ihrer Meinung mit dem Bahnhofsvorsteher, Herrn Dabadie, verbotenen Umgang pflegte. Uebrigens hatte sie nie etwas entdecken können, nicht einen Schatten, nicht einen Athemzug. An diesem Morgen aber kehrte sie schnurstracks zu ihrem Gatten zurück, denn sie hatte mit Erstaunen bemerkt, als Roubaud eine Sekunde nur die Thür öffnete, um fortzugehen, daß die schöne Séverine schon fertig angezogen, frisirt und gestiefelt im Eßzimmer stand, sie, die sonst gewöhnlich bis neun Uhr im Bett lag. Frau Lebleu hatte sofort ihren Mann geweckt, um dieses außerordentliche Ereigniß zu melden. Am Abend vorher hatten sie sich erst nach Ankunft des Pariser Schnellzuges um elf Uhr fünf Minuten zur Ruhe begeben, weil sie vor

Verlangen brannten, zu erfahren, was aus der Geschichte mit dem Unterpräfekten geworden war. Aus der Haltung der Roubauds halten sie indessen nichts zu entnehmen vermocht, die hatten eben ausgesehen wie alle Tage. Und bis nach Mitternacht hielten sie die Ohren gespitzt: aber kein Geräusch drang aus der Wohnung ihrer Nachbarn, die waren jedenfalls sofort entschlummert. Ihre Reise hatte trotzdem wohl kein gutes Resultat gebracht, sonst wäre Séverine nicht so frühzeitig aufgestanden. Als der Kassierer fragte, was für ein Gesicht jene gemacht hätte, gab sich seine Frau alle Mühe, es zu schildern: sie hätte sehr starr und bleich geblickt mit ihren großen, blauen, unter den schwarzen Haaren hervorblitzenden Augen; auch hätte sie sich nicht gerührt, kurz wie eine Nachtwandlerin wäre sie ihr erschienen. Im Laufe des Tages würde man ja erfahren, was eigentlich los wäre.

Unten traf Roubaud seinen Kollegen Moulin,

der Nachtdienst gehabt. Er übernahm von diesem den Dienst, während dieser einige Schritte mit ihm ging und ihm erzählte, was alles während der Nacht passirt war; man hatte Diebe abgefaßt, gerade als sie sich in den Gepäckraum schleichen wollten. Drei Mann hätten wegen Ungehorsams fortgeschickt werden müssen, ein Kuppelgewinde sei während des Rangirens des Zuges nach Montvilliers gebrochen. Roubaud hörte schweigend mit ruhiger Miene zu. Er war ein wenig bleich, wahrscheinlich in Folge noch nicht überwundener Müdigkeit, worauf auch die gesenkten Augenlider schließen liehen. Er sah so aus, als hätte er seinen Kollegen noch fragen wollen, ob sonst etwas passirt wäre, als Jener schwieg. Doch unterließ er es. Es war das wohl alles. Er senkte den Kopf und blickte einen Augenblick zu Boden.

Die beiden Männer waren auf dem Bahnsteig bis zum Ende der bedeckten Halle gelangt und standen jetzt da, wo rechter Hand sich eine

Remise befand, in welcher die Waggon untergebracht waren, die am gestrigen Abend angekommen. Er erhob den Kopf und seine Augen hefteten sich auf einen Waggon erster Klasse, welcher nur ein Coupé hatte und die Nummer 293 zeigte, wie im flackernden Lichte einer Gaslaterne zu lesen war. In diesem Augenblick sagte der Andere:

»Ah, ich vergaß ...«

Roubaud's bleiches Gesicht färbte sich, er konnte eine leise Bewegung nicht unterdrücken.

»Ich vergaß,« wiederholte Moulin, »dieser Wagen soll hier bleiben, lassen Sie ihn also nicht in den Schnellzug um sechs Uhr vierzig rangieren.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann fragte Roubaud in höchst natürlichem Tone:

»Warum das?«

»Weil ein reserviertes Coupé für den Abendschnellzug bestellt ist. Man weiß nicht, ob während des Tages eins eintrifft, daher soll dieses hierbehalten werden.«

Er blickte den Waggon noch immer an und sagte:

»Wohl möglich.«

Doch ein anderer Gedanke beschäftigte ihn bereits und diesem gab er sofort Worte:

»Das ist doch abscheulich! Sehen Sie nur, wie diese Hallunken waschen! Der Waggon sieht aus, als ob der Schmutz von acht Tagen noch nicht weggebracht ist.«

»Das will ich schon glauben,« erwiderte Moulin, »um die Züge, die nach elf Uhr Abends ankommen, kümmert sich keine Seele ... Man muß zufrieden sein, wenn sich die Kerle noch zu einer Visitation verstehen. Haben sie doch eines Abends einen Reisenden in seiner Ecke bis zum nächsten Morgen

weilerschlafen lassen!«

Er unterdrückte ein Gähnen und meinte, er wollte sich noch ein wenig hinlegen. Er wollte schon gehen, als ihn die Neugier nochmals bleiben hieß.

»Nun, und Ihre Angelegenheiten mit dem Unterpräfecten, Alles gut abgelaufen?«

»Ja, wir hatten eine glückliche Reise, ich bin zufrieden.«

»Desto besser ... Denken Sie daran, daß 293 hier bleibt.«

Als Roubaud sich allein befand, ging er langsam zum Zuge nach Montvilliers, der fertig wartete. Die Saalthüren waren schon geöffnet und Reisende erschienen, einige Jäger mit ihren Hunden, zwei oder drei Kleinbürgerfamilien, die den Sonntag benutzen wollten, im Ganzen nur wenige Menschen. War dieser Zug erst fort, dann war keine Zeit zu verlieren, denn er mußte gleich

darauf den Bummelzug um fünf Uhr fünfundvierzig Minuten nach Rouen und Paris rangieren lassen. Um diese Tageszeit war das Betriebspersonal noch nicht in genügender Anzahl zur Stelle, der diensthabende Unter-Inspector hatte dann alle möglichen Obliegenheiten. Kaum war er mit der Überwachung des Rangirens fertig –jeder Waggon mußte einzeln aus der Remise geholt und von den Arbeitern auf den in der Halle rangierten Zug geschoben werden –hatte er nach dem Vestibül zu eilen, um bei der Billetausgabe und der Gepäckexpedition selbst nachzuschauen. Eine Streitigkeit war zwischen einem Beamten und einigen Soldaten entstanden, die er beilegen mußte. Eine halbe Stunde hindurch hatte er inmitten des eisigen Zugwindes und der frierenden, noch halb schlafenden und in Folge des Gedränges im Dunkeln in schlechter Laune befindlichen Fahrgäste keine Sekunde Zeit, an sich zu denken. Kaum war der Bummelzug aus dem

Bahnhof, mußte er den Weichensteller aufsuchen und sich selbst überzeugen, daß hier Alles glatt ging, denn ein directer Zug von Paris kam gleich mit Verspätung an. Er ging sofort zurück und überwachte das Aussteigen der Reisenden, wartete bis der Strom der Reisenden die Billets abgegeben hatte, und sah sich durch die Hotelwagen hart bedrängt, die in so früher Morgenstunde in der Halle warten durften und von den Schienen nur durch eine einfache Barriere getrennt waren. Dann erst, als der Bahnhof wieder einsam und verlassen dalag, konnte er etwas aufathmen.

Es schlug sechs Uhr. Roubaud verließ die bedeckte Halle wie ein müßiger Spaziergänger. Draußen, vor sich die freie Fernsicht, erhob er den Kopf und athmete auf. Endlich sah er den Morgen anbrechen, einen schönen, klaren Morgen, denn der Seewind hatte die Nebel ganz verjagt. Er sah im Norden sich die Küste von Ingouville bis zu den Bäumen des Kirchhofes als ein violetter

Streifen vom erbleichenden Himmel abheben; sich nach Süden und Westen wendend, bemerkte er das letzte weißliche Gewölk davonschweben, als segle ein Geschwader in der Ferne. Der ganze Osten aber über dem mächtigen Plateau der Seinemündung flammte auf in Erwartung des baldigen Aufgehens der Sonne. Fast unbewußt nahm Roubaud die Dienstmütze mit dem Goldstreifen vom Kopfe, um seine Stirn in der frischen, reinen Luft zu kühlen. Dieser wohlbekannte Horizont, das mächtige Gebiet der Bahnhofsanlagen, links die Ankunftsseite, dann der Lokomotivenschuppen, rechts die Güterexpedition, eine ganze Stadt, schien ihm die Ruhe zurückzugeben und ihn zur Aufnahme seiner täglichen, stets gleichen Beschäftigung fähig zu machen. Jenseits der Mauer der Rue Charles Laffitte qualmten die Fabrikschornsteine, riesige Haufen von Kohlen sah man längs des Bassins Vauban lagern. Aus den anderen Bassins schallte

schon Leben herauf. Das Pfeifen der Güterzüge, das Brausen und der Geruch der Wogen, das ihm der Wind zutrug, lenkten seine Gedanken auf das heutige Fest und das Schiff, zu dessen Stapellauf die Menge drängen würde.

Als Roubaud die bedeckte Halle wieder betrat, fand er das Personal mit der Zusammenstellung des sechs Uhr vierzig Schnellzuges beschäftigt; er glaubte, daß man auch den Waggon 293 nähme, und ein jäher Zornesausbruch hob die Wirkung seiner Abkühlung in der frischen Morgenluft wieder auf.

»In des Teufels Namen, nicht den Waggon dort! Laßt ihn stehen! Er geht erst am Abend mit.«

Der Rangirmeister setzte ihm auseinander, daß man den Waggon nur fortschiebe, um zu einem hinter ihm stehenden zu gelangen. Aber er hörte nicht auf ihn in seiner außer

Verhältnis zu dem Gegenstand stehenden Wuth.

»Ungeschickte Kerle, ich habe Euch doch soeben gesagt. Ihr sollt ihn stehen lassen.«

Als er endlich begriff, um was es sich handle, verrauchte seine Wuth auch noch nicht, er schimpfte auf die schlechte Anlage des Bahnhofs, die nicht einmal das Beiseiteschieben eines Waggons ermögliche. In der That war der Bahnhof, einer der ersten dieser Linie, vollständig unzureichend mit seiner alten Holzremise, seinem Dach aus Holz und Zink und schmalen Scheiben, seinen nackten und traurigen Gebäuden, an denen Risse an allen Enden klafften, und einer Stadt wie Havre unwürdig.

»Es ist eine Schande, es ist nur unklar, warum die Gesellschaft das hier noch nicht der Erde gleich gemacht hat.«

Die Arbeiter sahen ihn an, sie waren erstaunt,

ihn so frei heraus reden zu hören, der sonst das Muster von Disciplin war. Er fühlte das und schwieg plötzlich. Innerlich sich boßend, überwachte er das Rangiren. Eine Falte der Unzufriedenheit zeigte sich auf seiner niedrigen Stirn, während sein geröthetes, rundes, von einem rothen Barte umrahmtes Gesicht den Ausdruck fester Entschlossenheit annahm.

Von nun an hatte Roubaud sein kaltes Blut wieder. Er beschäftigte sich lebhaft mit dem Schnellzuge und prüfte jedes Detail. Die Koppelungen schienen ihm schlecht gemacht zu sein, er verlangte, daß sie nochmals vor seinen Augen gemacht würden. Eine Frau und deren beide Töchter, die häufig zu seiner Frau kamen, verlangten ein Damencoupé für sich. Ehe er mit der Pfeife das Signal zur Abfahrt gab, überzeugte er sich nochmals, daß am Zuge alles in Ordnung. Lange blickte er ihm nach mit dem klaren Blick des Mannes, dessen nur eine Minute lang gezeigte

Unaufmerksamkeit vielen Menschen das Leben kosten kann. Gleich darauf mußte er die Geleise überschreiten, um einen soeben einfahrenden Zug von Rouen zu empfangen. Er stieß hier auf einen Postbeamten, mit dem er täglich Neuigkeiten austauschte. Jetzt trat an dem arbeitsreichen Morgen eine kurze Ruhepause von einer Viertelstunde ein, während der er aufathmen konnte, weil kein unmittelbarer Dienst ihn abrief. Er drehte sich wie gewöhnlich eine Cigarette und plauderte sehr vergnügt. Der Tag nahm zu, man konnte die Gaslaternen auslöschen. Die Halle war so spärlich mit Fenstern versehen, daß ein grauer Schatten in ihr ruhte. Draußen aber hatten die Sonnenstrahlen das weite Himmelsgewölbe, auf welches sie eine Aussicht eröffneten, schon in Flammen getaucht. Der Horizont schwamm in Rosa und in der reinen Luft dieses Wintermorgens zeichneten sich alle Einzelheiten scharf und präzise ab.

Um acht Uhr pflegte der Bahnhofsvorsteher,

Herr Dabadie in's Bureau zu kommen; der Unter-Inspector trat dann zum Rapport an. Jener war ein schöner, sehr gebräunter, gut conservirter Mann, der das Benehmen eines ganz seinen Geschäften sich widmenden Großkaufmanns hatte. Er interessirte sich auch herzlich wenig für den Personenverkehr; er widmete seine Aufmerksamkeit mit Vorliebe dem Treiben in den Hafenbassins, dem enormen Transitverkehr und stand in ständiger Verbindung mit dem Großhandel Havres und der ganzen Welt. An diesem Morgen hatte er sich verspätet. Roubaud hatte schon zweimal die Thür zum Bureau geöffnet, ihn aber noch nicht anwesend gefunden. Die Post lag noch uneröffnet auf dem Tische. Die Augen des Unter-Inspectors hatten ein Telegramm unter den Briefen entdeckt. Ein Zauber schien ihn an den Ort zu bannen, denn er wich nicht mehr von der Thür des Bureaus, er kam immer wieder gegen seinen Willen dorthin zurück und seine Blicke schweiften verstohlen zum

Tische hinüber.

Endlich, um acht und einviertel Uhr, erschien Herr Dabadie. Roubaud, der sich gesetzt hatte, schwieg, um Jenem Zeit zur Entfaltung der Depesche zu lassen. Doch der Chef hatte es nicht eilig, er wollte sich herablassend zeigen, denn er achtete seinen Untergebenen.

»Nun, ist in Paris alles gut gegangen?«

»Ja, Herr Vorsteher, ich danke für gütige Nachfrage.«

Er hatte endlich die Depesche geöffnet, las aber nicht, sondern lächelte immer noch den Andern an, dessen Stimme durch die Anstrengung, ein nervöses Zucken am Kinn zu unterdrücken, einen rauhen Ton angenommen hatte.

»Wir sind also in der glücklichen Lage, Sie hier zu behalten?« »Ich bin zufrieden, bei Ihnen bleiben zu können.« Endlich entschloß sich Herr Dabadie zur Lectüre der Depesche,

Roubaud beobachtete ihn, er fühlte, daß ihm der Schweiß in's Gesicht trat. Aber das erwartete Erstaunen zeigte sich nicht. Der Chef las das Telegramm gelassen zu Ende und warf es dann auf seinen Schreibtisch: wahrscheinlich enthielt es eine dienstliche Nachricht. Während er mit der Sichtung der Post fortfuhr, stattete Roubaud, wie üblich, seinen mündlichen Bericht über die Vorgänge in der Nacht und am frühen Morgen ab. An diesem Morgen jedoch floß ihm nicht der Bericht so glatt von den Lippen, er mußte sich erst auf die Diebe besinnen, die im Gepäckraum abgefaßt worden waren. Man wechselte noch einige Worte, dann verabschiedete er ihn mit einer Handbewegung, als seine beiden Assistenten, der eine von den Hafengebühren und der andere vom Güterverkehr, zum Rapport erschienen. Sie überbrachten eine zweite Depesche, die ihnen soeben ein Beamter draußen eingehändigt hatte.

»Sie können gehen,« sagte Herr Dabadie laut, als er Roubaud an der Thür zögern sah. Doch dieser blieb und seine runden Augen spähten scharf hinüber. Er ging erst, als auch dieses Papier mit derselben gleichgiltigen Bewegung auf den Tisch geworfen worden war. Einen Augenblick stand er verwirrt und betroffen in der Halle. Der Zeiger wies auf acht Uhr fünfunddreißig Minuten, vor neun Uhr fünfzig Minuten ging kein Zug ab. Gewöhnlich benutzte er die freie Stunde zu einem Rundgang durch den Bahnhof. Er wanderte einige Minuten, ohne zu wissen, wohin ihn seine Füße trugen. Als er den Kopf erhob und den Waggon 293 erblickte, wandte er sich ab und ging zum Maschinenschuppen, obgleich es dort nichts zu besichtigen gab. Die Sonne stieg jetzt am Horizont empor und ein goldiger Staub erfüllte die Luft. Er hatte keine Freude mehr an dem schönen Morgen, er beschleunigte seinen Schritt und seine geschäftig aussehende Miene suchte

vergeblich die Ungeduld der Erwartung zu verbergen.

Ein Zuruf nöthigte ihn zum Stillstehen.

»Guten Tag, Herr Roubaud ... Haben Sie meine Frau gesehen?«

Pecqueux war es, der Heizer, ein großer, magerer Bursche von dreiundvierzig Jahren mit kräftigen Knochen und von Feuer und Rauch geschwärztem Gesicht. Seine grauen Augen unter der niederen Stirn und sein breiter Mund mit stark hervorstehenden Backenknochen zeigten das ewige Grinsen des Trunkenboldes.

»Wie, Ihr seid es?« sagte Roubaud erstaunt.
»Ach so, ich erinnere mich. Ihr habt ja Pech mit der Lokomotive gehabt. –Ihr fahrt erst heute Abend? Eine angenehme Sache, so ein Urlaub von vierundzwanzig Stunden, was?

»Sehr angenehme Sache,« echote der Andre, dessen Trunkenheit vom Abend vorher noch

nicht gewichen war.

Aus einem Dorfe bei Rouen gebürtig, war er schon in jugendlichem Alter als Monteur in die Dienste der Gesellschaft getreten. Als er dreißig Jahre alt geworden, fing es an ihm in der Werkstatt langweilig zu werden; er wollte erst als Heizer fahren, um später Lokomotivführer zu werden. Damals hatte er Victoire, die aus demselben Dorfe stammte, geheirathet. Die Jahre vergingen, er blieb Heizer, ohne gute Führung und gutes Benehmen, als Trunkenbold und Frauenjäger hatte er jetzt keine Aussicht mehr auf Karriere. An zwanzig Male schon hätte er seinen Abschied erhalten, wenn er nicht unter dem Schutze des Präsidenten Grandmorin gestanden wäre und man sich an seine Sünden gewöhnt hätte, die er durch seine gute Laune und seine Erfahrungen als gewiegter Arbeiter stets wieder wett zu machen mußte. Er war nur zu fürchten, wenn er betrunken war, denn dann kam seine wahre Brutalität zum Vorschein, die

ihn jeder schlechten That fähig machte.

»Haben Sie meine Frau wirklich gesehen?« fragte er nochmals mit der Hartnäckigkeit des Gewohnheitstrinkers, während sich sein Mund zum Grinsen öffnete.

»Ja gewiß haben wir sie gesehen,« antwortete der Unter-Inspector. »Wir haben sogar in Eurem Zimmer gespeist ... Ihr habt eine brave Frau, Pecqueux. Es ist sehr unrecht von Euch, ihr untreu zu sein.«

»O wie kann man so etwas sagen,« sagte er unter noch lauterem Lachen. »Im Uebrigen will sie ja, daß ich mich amüsiren soll.«

Pecqueux sagte die Wahrheit. Victoire, die um zwei Jahre älter als er, in Folge ihres stattlichen Umfanges sehr bequem und schwerfällig geworden war, steckte ihm Fünffrancsstücke in die Taschen, damit er außerhalb des Hauses seinen Vergnügungen nachgehen konnte. Sie hatte nie unter seiner

Untreue zu leiden gehabt; seine Natur zwang ihn, den Frauenzimmern nachzulaufen. Jetzt führte er übrigens ein regelmäßiges Leben mit zwei Frauen auf beiden Endstationen der Linie. In Paris hatte er seine eigene und in Havre eine zweite für die Zeit seines kurzen Aufenthaltes daselbst. Für ihre Person war Victoire genau, ja knauserig. Sie wußte alles, behandelte ihn wie eine Mutter und erzählte gern, sie leide es nicht, daß er sich mit der Andern überwerfe. Sie sorgte sogar für seine Wäsche, wenn er abfuhr; sie hätte es sich nie verzeihen können, wenn die Andere sie beschuldigt haben würde, für ihren Mann schlecht zu sorgen.

»Ganz egal,« sagte Roubaud, »schön ist es nicht von Euch. Meine Frau, die ihre Amme verehrt, wird Euch einmal ordentlich den Kopf waschen.«

Er schwieg, denn er sah aus dem Schuppen, vor welchem sie standen, eine große, dürre

Frau treten, Philomène Sauvagnat, die Schwester des Depotchefs. Sie war Pecqueux's Ersatzgattin seit einem Jahre. Beide plauderten wahrscheinlich gerade in dem Schuppen, als Pecqueux den Unter-Inspector anrief. Sie sah trotz ihrer zweiunddreißig Jahre noch jugendlich aus. Schlank und knochig gewachsen, mit platter Brust und abgezehrt vor Leidenschaft, besaß sie den länglichen Kopf einer Stute mit wollüstigen, stechenden Augen. Man hatte sie im Verdacht, daß sie trinke. Es gab keinen Beamten auf dem Bahnhof, der sie nicht schon einmal in dem kleinen Hause neben dem Maschinenschuppen, das sie mit ihrem Bruder bewohnte und sehr unsauber hielt, besucht hätte. Dieser, ein starrköpfiger Beichtbruder, aber als Beamter streng auf Disciplin haltend und von seinen Vorgesetzten sehr geschätzt, hatte schon die größten Unannehmlichkeiten dieserhalb gehabt, mehrfach war ihm schon mit Versetzung gedroht worden. Und wenn

man sie auch jetzt seinetwegen duldete, so behielt er sie nur noch aus Familienrücksichten bei sich, was ihn nicht hinderte, wenn er sie einmal mit einem Manne abfaßte, so brutal zu schlagen, daß sie für todt auf der Erde liegen blieb. Zwischen ihr und Pecqueux war ein festes Verhältniß entstanden, mit welchem beide Theile zufrieden waren; sie hatte endlich Jemand gefunden, in dessen Armen sie volle Befriedigung fand, er dagegen war seiner dicken Frau überdrüssig und glücklich, diese magere entdeckt zu haben. Er brauche sich jetzt nicht weiter umzusehen, pflegte er im Scherz zu sagen. Séverine hatte für ihre Person mit Philomène gebrochen, sie glaubte das Victoire schuldig zu sein. Ihr natürlicher Stolz hatte sie schon früher von jener etwas fern gehalten, jetzt aber grüßte sie sie gar nicht mehr.

»Meinethalben gleich, Pecqueux,« meinte Philomène frech. »Ich gehe, weil Herr Roubaud Dir im Namen seiner Frau Moral

predigen will.«

»Bleibe doch, er neckt mich nur,« antwortete der Heizer mit gutmüthigem Lachen.

»Nein, ich danke. Ich muß Frau Lebleu die zwei frischen Eier bringen, die ich ihr versprochen habe.«

Sie sprach diesen Namen absichtlich aus, denn sie kannte die hartnäckige Rivalität zwischen der Frau des Kassirers und der des Unter-Inspectors. Sie hielt es für richtiger, sich mit der Ersteren gut zu stehen, um so die Andere noch mehr ärgern zu können. Aber sie blieb trotzdem, mit einem Male interessirt, als sie den Heizer nach dem Verlauf der Geschichte mit dem Unterpräfecten fragen hörte.

»Alles beigelegt? Sie sind also zufrieden, Herr Roubaud?«

»Sehr zufrieden.«

Pecqueux kniff seine Spitzbubenaugen

zusammen.

»Sie brauchen doch nicht besorgt zu sein? Sie gewinnen Ihr Spiel ja doch immer ... Nicht? Sie verstehen mich? Auch meine Frau schuldet ihm vielen Dank.«

Der Unter-Inspector unterbrach diese Erinnerung an den Präsidenten Grandmorin kurz mit der nochmaligen Frage:

»Ihr fahrt also heute Abend?«

»Ja, die Lison ist wieder hergestellt, man setzt ihr soeben die Triebstange an ... Ich erwarte meinen Lokomotivführer, der seinen freien Tag ebenfalls ausgenutzt hat. Sie kennen doch Jacques Lantier? Er ist ja Ihr Landsmann.«

Einen Augenblick schien es so, als wäre Roubaud mit seinen Gedanken Gott weiß wo gewesen. Dann aber sagte er, als besänne er sich jetzt plötzlich:

»Wie, Jacques Lantier, den

Lokomotivführer? ... Gewiß kenne ich ihn. So auf guten Tag, guten Weg. Wir haben uns erst hier kennen gelernt, in Plasans habe ich ihn nie gesehen, er ist ja auch jünger als ich ... Im letzten Herbst hat er meiner Frau einen kleinen Dienst erwiesen, er hat für sie eine Bestellung bei ihren Cousinen in Dieppe ausgerichtet ... Ein befähigter Mensch, wie man sich erzählt.«

Er sprach mehr als nöthig in's Blaue hinein. Plötzlich ging er weiter.

»Auf Wiedersehen, Pecqueux ... Ich muß mal sehen, was hier los ist.«

Jetzt ging auch Philomène mit ihrem weit ausholenden Pferdetritt, während Pecqueux mit den Händen in den Hosentaschen und von dem schönen Morgen zu freundlichem Grinsen gereizt, erstaunt zurückblieb; denn schon kam der Unter-Inspector wieder zurück, nachdem er nur um den Schuppen gegangen war. »Sein Visitiren hat nicht lange gedauert,« meinte Pecqueux bei sich, »möchte wissen, was er da

zu schnüffeln hatte.«

Als Roubaud die Halle wieder betrat, schlug es gerade neun Uhr. Er ging bis an's Ende derselben, blickte in die Gepäckexpedition, ohne, wie es schien, das Gesuchte gefunden zu haben. Ebenso ungeduldig kam er zurück. Nach einander suchten seine Blicke die verschiedenen Bureaus auf. Um diese Zeit lag der Bahnhof einsam und verlassen da. Außer ihm lief Niemand dort umher. Dieser Frieden aber wirkte auf ihn nervenstörend. Er fühlte die wachsende Unruhe eines Mannes, der eine Katastrophe kommen sieht und mit brennender Ungeduld ihren Ausbruch erwartet. Seine Kaltblütigkeit war dahin, er hatte sie nicht bewahren gekonnt. Seine Augen verließen das Zifferblatt der Uhr nicht mehr. Neun Uhr, neun Uhr 5 Minuten. Gewöhnlich suchte er seine Wohnung erst um zehn Uhr auf, um zu frühstücken, wenn der Zug um neun Uhr fünfzig Minuten fort war. Heute aber ging er jetzt schon nach oben, er dachte an Séverine,

die dort oben ebenso ungeduldig wartete, wie er hier unten.

Im Corridor wurde genau um diese Zeit von Frau Lebleu Philomène, die als Nachbarin ohne Hut mit zwei Eiern in der Hand auf Besuch gekommen war, die Thür geöffnet. Sie gingen aber nicht hinein und so mußte Roubaud sich entschließen, unter ihren beobachtenden Blicken seine Wohnung zu betreten. Er hatte den Schlüssel bei sich und eilte sich. Trotzdem sahen Jene in der kurzen Zeit des Aufschließens und Zuwerfens der Thür Séverine auf einem Stuhl im Eßzimmer mit müßigen Händen und bleichem Antlitz unbeweglich sitzen. Frau Lebleu zog nun Philomène in ihr Zimmer und erzählte ihr, was sie am frühen Morgen gesehen hatte: jedenfalls war die Geschichte wegen des Unterpräfecten böse abgelaufen. Weit gefehlt, erklärte ihr Philomène, sie käme deshalb her, weil sie Neues wüßte, sie hätte es soeben aus dem Munde des Unter-Inspectors selbst

gehört. Nun verloren sich beide Frauen in Vermuthungen. So war es immer, wenn sie zusammentrafen, ein Klatschen ohne Ende.

»Man hat ihnen den Kopf gewaschen, meine Liebe, dafür lege ich meine Hände in's Feuer ...«

»Ach, liebe Dame, wenn wir sie doch los würden!«

Die mehr und mehr zugespitzte Feindseligkeit zwischen der Lebleu und den Roubaud war aus einer Wohnungsfrage entstanden. Die ganze erste Etage über den Wartesälen war zu Beamtenwohnungen hergerichtet. Der Hauptcorridor ein wahrer Hotelcorridor, mit gelbgetünchten Wänden, der sein Licht von oben erhielt, theilte die Etage in zwei Flügel, rechts und links mündeten auf ihn braune Thüren. Aber nur die auf der rechten Seite gelegenen Wohnungen hatten Fenster, welche auf den mit alten Ulmen bestandenen Bahnhofsplatz führten; über letzteren fort hatte

man einen herrlichen Blick auf die Küste von Ingouville; die links gelegenen Wohnungen dagegen hatten schmale, gewölbte Fenster, die sich direct auf das Bahnhofsdach öffneten, so zwar, daß die hohe Wölbung, dieses Gerippe aus Zinn und schmutzigen Scheiben jeden Fernblick abschnitt. Die einen konnten sich keine bessere Unterhaltung wünschen als das fortwährende Treiben vor dem Bahnhof, das Grün der Bäume, die mächtige Landschaft sie gewährte. Die Anderen dagegen mußten in dem Halbdunkel ihrer Zimmer und angesichts der gefängnißartigen Vermauerung des Himmels von Langeweile umkommen. Nach vorn heraus wohnten der Bahnhofsvorsteher, der Unter-Inspector Moulin und die Lebleu; nach hinten die Roubaud und die Billetverkäuferin, Fräulein Guichon; dann waren noch drei Zimmer vorhanden, die für die kontrollirenden Inspectoren reservirt wurden. Nun war es notorisch, daß die beiden Unter-Inspectoren stets neben einander

gewohnt hatten. Daß aber neben Moulin jetzt die Lebleu wohnten, kam daher, weil der Vorgänger von Roubaud, ein kinderloser Wittwer, Frau Lebleu zu Gefallen ihr seine Wohnung abgetreten hatte. War es in der Ordnung, daß sie nach seinem Abgange Roubaud nicht wieder zufiel, daß man sie nach hinten verwies, trotzdem sie ein Anrecht auf die vordere Wohnung hatten? So friedlich und einträchtig die beiden Familien vordem gelebt hatten, so umgekehrt war es jetzt. Séverine hatte sich von ihrer zwanzig Jahre älteren Nachbarin zurückgezogen, mit deren Gesundheit es übrigens schlecht stand. Sie war mächtig dick und litt an wassersüchtigen Fußanschwellungen. Der Krieg war aber erst offen erklärt worden, seit Philomène durch abscheuliche Klatschereien die beiden Frauen erst recht auf einander gehetzt hatte.

»Die sind im Stande,« begann sie jetzt von Neuem, »ihre Reise nach Paris benutzt zu haben, um Ihre Vertreibung durchzusetzen ...

Man hat mir versichert, daß sie dem Director einen langen Brief geschrieben haben, worin sie auf ihr gutes Recht pochen.«

Frau Lebleu barst fast vor Wuth.

»Die Elende! ... Ich glaube bestimmt, sie wollen die Billetverkäuferin auf ihre Seite ziehen, denn seit vierzehn Tagen grüßt mich das Fräulein kaum ... Auch ein sauberes Früchtchen! Ich werde ihr schon aufpassen ...«

Sie senkte die Stimme, um der Anderen zu versichern, daß das Fräulein jede Nacht zum Bahnhofsvorsteher schleiche. Beide Thüren lagen sich gegenüber. Herr Dabadie, der Wittwer und Vater einer großen, stets in Pension befindlichen Tochter war, hatte Jener die Stellung verschafft, die eine schon verwelkte, schlanke, schweigsame und reizbare Blondine von dreißig Jahren war, eine ehemalige Erzieherin. Es war unmöglich, sie abzufassen, denn sie verstand es, ohne jegliches Geräusch durch die schmalsten

Oeffnungen zu schlüpfen. Ihre Person als solche zahlte nichts. Aber da sie des Bahnhofsvorstehers Liebste war, war ihr Einfluß ein schwerwiegender; hatte man erst ihr Geheimniß entdeckt, dann hatte man sie auch in Händen.

»Und ich werde es schließlich herausbringen,« fuhr Frau Lebleu fort ... »Hier sind wir, hier bleiben wir, alle braven Leute stehen zu uns, nicht wahr, Liebe?«

In der That nahm der ganze Bahnhof einen leidenschaftlichen Antheil an diesem Kriege der beiden Familien.

Der Hauptcorridor namentlich war der Schauplatz heftigster Auftritte. Nur der Unter-Inspector Moulin nahm nicht Theil daran; er war zufrieden, nach vorn heraus wohnen zu können und an eine furchtsame, spröde Frau verheirathet, die man nie sah, die ihm aber in jedem Sommer ein Kind schenkte.

»Und wenn sie auch wackeln, der eine Schlag streckt sie doch nicht nieder ... Vertrauen Sie nicht zu sehr, denn die kennen die Leute mit dem weit reichenden Arm.«

Sie hatte noch immer die beiden Eier in der Hand und bot sie jetzt Frau Lebleu an, es seien frische Eier von heute früh, sie hätte sie soeben ihren Hühnern fortgenommen. Die alte Dame erschöpfte sich in Danksagungen.

»Wie liebenswürdig, Sie beschämen mich. Kommen Sie doch öfter. Mein Mann ist, wie Sie wissen, stets an der Kasse und ich langweile mich so sehr. Meine Beine lassen mich leider nicht aus dem Zimmer. Was sollte aus mir werden, wenn mir jene Elenden die Aussicht nähmen?« Als sie die andere an die Thür begleitete und öffnete, legte sie den Finger an die Lippen.

»Pst! Wir wollen mal hören!«

Beide standen an fünf Minuten bewegungslos

im Korridor. Man hörte nicht einmal ihren Athem. Sie neigten den Kopf nach dem Eßzimmer der Roubaud und spitzten die Ohren. Aber es war nichts zu hören, es herrschte dort eine todesähnliche Stille. Sie fürchteten überrascht zu werden und trennten sich daher. Sie nickten sich mit dem Kopfe ein Lebewohl zu, sagten aber nichts. Die eine entfernte sich auf den Fußspitzen, die Andere schloß die Thür so leise, daß man nicht einmal den Schnepper in's Schloß fallen hörte.

Um neun Uhr zwanzig Minuten sah man Roubaud wieder in der Halle. Er überwachte das Rangiren des Bummelzuges um neun Uhr fünfzig Minuten. Trotz seiner Selbstbeherrschung gestikulirte er viel, er stampfte mit den Füßen und wandte fortwährend den Kopf, um die Halle von einem Ende bis zum anderen zu durchforschen. Nichts geschah, seine Hände zitterten.

Plötzlich, gerade als er einen flüchtigen Blick hinter sich warf, hörte er neben sich die Stimme eines Telegraphenboten, der athemlos fragte:

»Wissen Sie nicht, wo der Herr Bahnhofsvorsteher und der Polizeicommissär zu finden sind, Herr Roubaud? ... Ich habe hier zwei Depeschen für sie und suche sie schon zehn Minuten ...«

Er hatte sich umgedreht, kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, so beherrschte er sein ganzes Wesen. Seine Augen hafteten auf den beiden Depeschen in der Hand des Austrägers. Angesichts der Aufregung des Anderen war er jetzt seiner Sache sicher. Die Katastrophe war da.

»Herr Dabadie ist vor Kurzem hier vorbeigegangen,« sagte er gelassen.

Noch nie hatte er sich so kaltblütig, bei vollem Bewußtsein, so gewappnet für seine

Vertheidigung gefühlt, wie gerade jetzt.

»Da kommt Herr Dabadie,« setzte er gleich hinzu.

Der Bahnhofsvorsteher kam langsam näher. Kaum hatte er aber die Depesche gelesen, rief er laut aus: »Ein Mord auf unserer Strecke ... Der Inspector von Rouen telegraphirt es mir.«

»Wie,« fragte Roubaud, »ein Mord unter unserem Personal?«

»Nein, nein, ein Reisender in seinem Koupee ... der Körper muß gleich hinter dem Tunnel von Malaunay bei Pfahl 153 aus dem Waggon geworfen sein. –Das Opfer ist einer unserer Verwaltungsräthe, der Präsident Grandmorin.«

Jetzt schrie der Unter-Inspector auf:

»Der Präsident! ... O, meine arme Frau, das wird ihr Kummer machen!«

Der Ausruf kam so passend und schmerzlich

von seinen Lippen, daß Herr Dabadie stehen blieb:

»Ja, ganz recht. Sie kennen ihn ja. Ein braver Mann, nicht?«

Dann fiel ihm das zweite, an den Polizeicommissär gerichtete Telegramm ein:

»Das kommt gewiß vom Untersuchungsrichter, irgend einer Formalität wegen ... Es ist erst fünf Minuten vor halb zehn, Herr Cauche natürlich noch nicht hier ... Es soll Jemand schnell nach Café du Commerce am Napoleonsgraben laufen, dort wird er sicher zu finden sein.«

Fünf Minuten später kam Herr Cauche in der Begleitung des nach ihm gesandten Arbeiters. Ein ehemaliger Offizier, betrachtete er sein Amt nur als einen Ruheposten; er erschien deshalb nie vor zehn Uhr im Bahnhof, flanirte dort etwas umher und ging dann wieder ins Café zurück. Dieses Drama, das gerade

zwischen zwei Partien Piquet hineinregnete, versetzte ihn zunächst in großes Erstaunen, denn für gewöhnlich waren die Geschäfte, die er zu erledigen hatte, weniger bedenklicher Natur. Die Depesche kam in der That vom Untersuchungsrichter in Rouen. Der Umstand, daß sie erst zwölf Stunden nach Entdeckung des Leichnams eintraf, erklärte sich daraus, daß der Untersuchungsrichter zuvor an den Bahnhofsvorsteher in Paris depeschirt hatte, um zu erfahren, unter welchen Umständen das Opfer abgefahren war. Dadurch erfuhr er auch die Nummer des Zuges und des Waggons und jetzt erging an den Polizeicommissär der Befehl, die Koupees in Waggon 293 zu visitiren, falls sich dieser Wagen noch in Havre befinden sollte. Schnell war die von Herrn Cauche gezeigte schlechte Laune über die Störung verflogen und machte einer strengen Amtsmiene Platz, ganz entsprechend der außergewöhnlichen Bedeutsamkeit des Vorfalles.

»Der Waggon wird aber nicht mehr hier sein,« rief er besorgt, er fürchtete, die Untersuchung könnte ihm entgehen, »er ist jedenfalls heute früh nach Paris zurückgegangen.«

»Bitte um Entschuldigung,« sagte Roubaud mit ruhiger Miene ... »Für heute Abend ist ein reservirtes Koupee bestellt, deshalb ist der Waggon zurückgehalten worden und steht dort in der Remise.«

Er ging voran, der Commissär und der Bahnhofsvorsteher folgten ihm. Inzwischen hatte sich die Neuigkeit schon verbreitet, die Männer ließen ihre Arbeit ruhen und schlossen sich neugierig Jenen an. In den Thüren der verschiedenen Bureaus zeigten sich die Beamten und kamen einer nach dem andern näher. Bald war ein ganzer Auflauf fertig.

Als man bei dem Waggon anlangte, bemerkte Herr Dabadie laut:

»Der Wagen ist jedenfalls gestern Abend

schon visitirt worden. Wenn etwas zu sehen gewesen wäre, hätte man es jedenfalls rapportirt.«

»Wir wollen trotzdem einmal nachsehen,« meinte Herr Cauche.

Er öffnete die Thür und betrat das Koupee. Im selben Augenblick schrie und fluchte er auch schon wie besessen.

»In des Teufels Namen! Das sieht ja aus, als hätte man hier ein Schwein abgestochen.«

Ein gelindes Frösteln überlief die Anwesenden, die Köpfe streckten sich vor. Herr Dabadie trat zunächst auf das Trittbrett. Hinter ihm reckten die Uebrigen, auch Roubaud, die Häuse, um besser sehen zu können.

Das Innere des Koupees zeigte keine auffallende Unordnung. Die Fenster waren geschlossen geblieben, alles schien an seinem Platze. Aber ein ekler Geruch strömte durch

die geöffnete Thür. Und dort mitten auf einem Polster war schwarzes Blut zu einer Lache geronnen und diese tiefe, breite Lache hat ein Bächlein von Blut entsendet, das über den Boden dahinfloß. Die Vorhänge zeigten ebenfalls Blutflecke, nichts anders als dieses widerliche Blut war zu sehen.

»Wo sind die Leute, die gestern Abend den Waggon visitirt haben? Sie sollen sofort herkommen,« herrschte Herr Dabadie.

Sie waren schon zur Stelle und traten, Entschuldigungen stotternd, näher: sie hätten bei Nacht nichts erkennen können, hatten aber alles gehörig nachgesehen, das könnten sie beschwören.

Herr Cauche blieb noch im Koupee und machte sich mit einem Bleistift Notizen für seinen Bericht. Er rief Roubaud heran, mit dem er gern verkehrte und auf dem Quai in dessen Freistunden, Cigarretten rauchend, umherschlenderte.

»Steigen Sie mal herauf, Herr Roubaud, und helfen Sie mir.«

Als der Unter-Inspector behutsam über das Blut am Fußboden gestiegen war, rief Herr Cauche ihm zu:

»Sehen Sie unter dem andern Polster nach, ob da was zu finden ist.«

Roubaud hob das Kissen auf und suchte mit vorsichtig tastenden Händen und den Blicken eines Neugierigen.

»Nichts zu sehen.«

Aber ein Fleck auf dem Schoner des Rückenkissens zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er zeigte ihn dem Commissär. War es nicht der blutige Abdruck eines Fingers? Nein, man einigte sich, daß es ein Spritzer war. Die Menschen waren nahe herangedrängt, um dem Gange der Untersuchung besser folgen zu können und besprachen hinter dem Rücken des Stationsvorstehers das Verbrechen, der als

feinfühligem Mann auf dem Trittbrett stehen geblieben war.

Plötzlich schien ihm etwas einzufallen.

»Sagen Sie mal, Herr Roubaud, befanden Sie sich nicht in demselben Zuge? ... Sie sind doch gestern Abend mit dem Schnellzuge zurückgekommen? ... Können Sie uns einige Aufschlüsse geben?«

»Ganz recht,« rief der Commissär. »Haben Sie etwas gesehen?«

Drei oder vier Sekunden hindurch blieb Roubaud stumm. Er hielt den Kopf so lange etwas gesenkt und sondierte den Fußboden. Dann aber erhob er sofort das Gesicht und antwortete mit seiner natürlichen, etwas fetten Stimme:

»Gewiß, was ich weiß, will ich Ihnen gern erzählen ... Meine Frau war bei mir. Da meine Aussagen zu Protokoll genommen werden, möchte ich gern, daß meine Frau herkommt,

um durch ihre Erinnerungen die meinen zu kontrollieren.«

Herrn Cauche erschien dieser Vorschlag sehr vernünftig und Pecqueux, der soeben hinzugekommen war, erbot sich, Séverine zu holen. Er rannte spornstreichs davon; man mußte sich etwas gedulden. Philomène, die sich mit ihm zugleich eingefunden hatte, blickte ihm nach, sie verstand nicht recht, warum gerade er sich zu dieser Dienstleistung anbot. Als sie aber jetzt Frau Lebleu bemerkte, die sich mit der ganzen Kraft ihrer wassersüchtigen Beine vorwärts wälzte, lief sie ihr entgegen und unterstützte sie. Die beiden Frauen erhoben die Hände zum Himmel und stießen leidenschaftliche Betheuerungen angesichts des entdeckten Verbrechens aus. Obwohl Niemand etwas Genaueres wissen konnte, behaupteten sie aus den Gesten und von den Gesichtern schon vieles abgelesen zu haben. Das Gewirr der Stimmen überschreiend, betheuerte

Philomène, ohne dieses Factum von Jemandem gehört zu haben, auf Ehrenwort, daß Frau Roubaud den Mörder gesehen habe. Erst als Pecqueux mit dieser zurückkehrte, trat Stillschweigen ein.

»Da sehen Sie nur,« murmelte Frau Lebleu. »Die Frau eines Unter-Inspectors mit der Miene einer Prinzessin! Ehe der heutige Tag anbrach, stand sie schon frisirt und geputzt da, als wollte sie gleich auf Besuch gehen.«

Séverine kam mit kleinen, regelmäßigen Schritten heran. Sie hatte unter den auf sie gerichteten Blicken eine hübsche Strecke auf dem Perron zurückzulegen. Aber sie wankte nicht, sie hielt nur das Taschentuch vor das Gesicht als Zeichen des großen Schmerzes über das Geschehene. Sie trug ein einfaches, aber elegantes Kleid, es schien, als hatte sie schon Trauer in Folge des Todes ihres Wohlthäters angelegt. Ihre schweren Flechten leuchteten in der Sonne, denn sie hatte sich

nicht einmal Zeit genommen, ihr Haupt trotz der Kälte zu bedecken. Ihre sanften blauen, ängstlich blickenden Augen schwammen in Thränen, was sehr rührend aussah.

»Sie hat guten Grund zu weinen,« sagte Philomène halblaut, »nun man ihnen ihre Vorsehung getödtet, sind sie aufgeschmissen.«

Als Séverine mitten unter den Leuten vor der offenen Koupeethür stand, kletterten Herr Cauche und Roubaud heraus. Der letztere begann sofort zu sagen was er wußte.

»Wir sind gestern früh gleich nach unserer Ankunft in Paris zu Herrn Grandmorin gegangen, so war es doch, mein Herz? ... Es konnte ungefähr ein Viertel nach elf sein, nicht wahr?«

Er sah sie scharf an und sie plapperte gelehrig nach:

»Ja, ein viertel nach elf.«

Ihre Blicke blieben auf dem vom Blute getränkten Polster haften. Ein krampfartiges Schluchzen hob ihre Brust. Der teilnahmsvolle gerührte Bahnhofsvorsteher legte sich ins Mittel.

»Wenn Sie diesen Anblick nicht ertragen können –wir begreifen Ihren Schmerz vollkommen, so ...«

»O, nur noch zwei Worte,« unterbrach ihn der Commissär. »Wir entlassen Frau Roubaud dann sofort in ihre Wohnung.«

Roubaud beeilte sich mit seinem Bericht.

»Nachdem wir über verschiedene Angelegenheiten geplaudert, theilte Herr Grandmorin uns mit, daß er am folgenden Tage zu seiner Schwester nach Doinville reisen würde ... Ich sehe ihn noch vor seinem Schreibtische sitzen. Ich stand hier, meine Frau dort ... Nicht wahr, er sagte doch, daß er am nächsten Tage reisen wollte?«

»Ja, am nächsten Tage.«

Cauche, der unausgesetzt schrieb, sah auf.

»Wie, am nächsten Tage? Er ist ja aber noch am selben Abend gereist!«

»Warten Sie nur,« versetzte der Unter-Inspector. »Erst als er hörte, daß wir noch am selben Abend zurückreisen würden, sprach er die Absicht aus, denselben Zug zu benutzen, wenn meine Frau ihn nach Doinville begleiten wollte, wo sie wie schon früher einige Tage bei seiner Schwester zubringen sollte. Aber meine Frau, die gerade sehr viel zu thun hat, lehnte sein Anerbieten ab ... So war es doch?«

»Ja, ich lehnte es ab.«

»Und dann wurde er sehr liebenswürdig. Er erzählte sich mit mir etwas und begleitete uns bis an die Thür seines Cabinets. So war es, nicht wahr?«

»Ja, bis an die Thür.«

»Am Abend reisten wir ab ... Ehe wir in unser Koupee stiegen, habe ich mit Herrn Vandorpe, dem Bahnhofsvorsteher, geplaudert. Ich habe nichts weiter gesehen. Ich ärgerte mich sehr, weil ich mich zuerst allein mit meiner Frau glaubte, bei näherem Hinsehen aber in einer Ecke eine vorher nicht bemerkte Dame sah. Im letzten Augenblick sind dann noch zwei weitere Leute, ein Ehepaar, eingestiegen ... Bis Rouen ist mir nichts Außergewöhnliches aufgefallen ... In Rouen stiegen wir aus, um uns die Beine etwas zu vertreten. Wir waren aber nicht wenig erstaunt, drei oder vier Waggons von dem unsrigen entfernt Herrn Grandmorin an einer Koupeeethür stehen zu sehen. »Wie, Herr Präsident, Sie sind doch gereist? Daran haben wir, weiß Gott, nicht gedacht, noch mit Ihnen zusammen zu fahren!« Er erzählte uns, er habe eine Depesche erhalten ... Dann pfiiff es, wir gingen schnell zu unserm Koupee zurück, welches jetzt nebenbei bemerkt, leer war, da unsere

Reisegenossen in Rouen geblieben waren, worüber wir uns übrigens nicht grämten ... Das ist wohl alles, mein Herz, nicht wahr?«

»Ja, es ist wohl alles.«

Dieser Bericht, so einfach er lautete, hatte doch Eindruck auf das Auditorium gemacht. Alle lauschten mit offenem Munde auf das, was noch kommen sollte. Der Commissär hörte auf zu schreiben und gab der allgemeinen Ueberraschung durch die Frage Ausdruck:

»Und Sie sind überzeugt, daß sich im Koupee des Herrn Grandmorin Niemand befand?«

»Ich bin davon überzeugt.«

Ein Zittern durchlief die Menge. Diese geheimnißvolle That trug in ihren Fittichen die Furcht und Jeder fühlte ein gelindes Frösteln über seinen Nacken kriechen. Wenn sich der Reisende in der That allein befand, wer konnte ihn ermordet und drei Meilen weiter noch vor

der nächsten Haltestation zum Fenster hinausgeworfen haben?

Die böswillige Stimme Philomènes brach zuerst das Schweigen.

»Eigenthümlich bleibt die ganze Sache.«

Roubaud fühlte ihren Blick auf sich ruhen und sah sie, mit dem Kopfe zuckend, ebenfalls an, als wollte er damit ausdrücken, daß auch er die Sache eigenthümlich fände. Neben jener standen Pecqueux und die Lebleu, die ebenfalls den Kopf schüttelten. Aller Augen hatten sich ihm zugewandt, man wartete noch auf etwas Anderes, man suchte an ihm eine vergessene Einzelheit, die Licht in den Vorfall bringen konnte. In diesen gierigen Blicken lag keine Anklage. Trotzdem schienen sie ihm verdächtig, er las aus ihnen eine leise Verdächtigung, einen Zweifel, den die kleinste Ursache in Gewißheit verwandeln konnte.

»Außergewöhnlich,« murmelte Herr Cauche.

»Ganz außergewöhnlich,« wiederholte Herr Dabadie.

Roubaud hatte sich inzwischen zu etwas entschlossen.

»Ich weiß ferner noch ganz genau, daß der Eilzug, der zwischen Rouen und Barentin nicht hält, mit seiner regulären Schnelligkeit fuhr. Ich habe nichts Unregelmäßiges entdeckt. Ich sage das, weil ich die Scheibe heruntergelassen hatte, sobald wir uns allein befanden, um eine Cigarette zu rauchen. Ich blickte von Zeit zu Zeit hinaus und lauschte auf den Lärm, den der Zug machte. Nichts Verdächtiges war zu hören. In Barentin sah ich den Vorsteher, Herrn Bessièrè, meinen Nachfolger, auf dem Perron stehen; ich rief ihn heran und wir wechselten drei Worte. Er stieg sogar auf das Trittbrett, um mir die Hand zu schütteln ... So war es doch, Frau? Uebrigens kann ja Herr Bessièrè gefragt werden, er wird es bestätigen.«

Séverine mit ihrem noch immer bleich und unbeweglich starrenden, in Kummer getauchten Antlitz bestätigte auch diesmal die Aussage ihres Gatten.

»Ja er wird es bestätigen.«

Jeder Schein von Verdacht war nun abgewendet, da die Roubaud in Rouen ihr Koupee wieder bestiegen hatten und in demselben in Barentin von einem Freunde angetroffen waren. Der Schatten von Argwohn, den Roubaud in den Blicken der Umstehenden zu lesen geglaubt hatte, war verflogen; das Erstaunen wuchs. Die Angelegenheit nahm eine immer geheimnißvollere Wendung.

»Und Sie wissen es genau,« fragte der Commissär, »daß in Rouen Niemand in das Koupee von Herrn Grandmorin gestiegen ist, nachdem Sie ihn verlassen hatten?«

Roubaud hatte ersichtlich diese Frage nicht

vorausgesehen, denn zum ersten Male war er verwirrt, er hatte sich die Antwort hierauf vorher eben nicht zurechtlegen können. Er blickte zögernd seine Frau an.

»Ich glaube nicht ... Die Thüren wurden geschlossen, die Maschine pfiß, mir hatten gerade noch Zeit zu unserm Koupee zu gelangen ... Uebrigens war das Koupee des Herrn Grandmorin reservirt, wie mir scheint, es konnte also Niemand dort einsteigen ...«

Die Augen seiner Frau veränderten sich und blickten fürchterlich groß, sie schien erschreckt über die Sicherheit seiner Behauptung.

»Im Uebrigen, weiß ich es nicht. –Ja, vielleicht ist noch Jemand zu ihm eingestiegen. –Es war dort ein großes Gedränge ...«

Je länger er sprach, desto klarer wurde seine Stimme, diese neue Geschichte, die in ihm auftauchte, klang überzeugend.

»In Folge des Festtages in Havre war die Menge auf dem Perron eine gewaltige ... Wir mußten unser Koupee gegen Reisende der zweiten, selbst der dritten Klasse vertheidigen ... Der Bahnhof ist auch so mangelhaft beleuchtet, daß man kaum etwas sehen konnte, man stieß sich und schrie durcheinander vor der Abfahrt ... Es ist ja in der That möglich, daß Jemand, der nicht wußte, wo er unterkommen sollte oder Jemand, der den Andrang benutzte, noch in der letzten Sekunde sich mit Gewalt Eintritt in das Koupee verschafft hat. So wird es wahrscheinlich auch gekommen sein, nicht wahr, mein Herz?«

Und Séverine, wie gebrochen, das Taschentuch vor den überfließenden Augen, wiederholte mechanisch:

»So wird es gewiß gewesen sein.«

Jetzt war eine Spur vorhanden. Ohne ein Wort zu wechseln, tauschten der Polizeicommissär

und der Bahnhofsvorsteher einen Blick des Einverständnisses aus. In der Menge machte sich eine Bewegung kund, man fühlte, daß die Untersuchung beendet war und jeden kitzelte es, die Geschichte mit eigenen Commentaren weiter zu verbreiten, jeder wußte eine andere Thatsache. Der Bahnhofsdienst war augenblicklich so gut wie eingestellt, das ganze Personal war, von dem Drama angelockt, hier versammelt. Man war überrascht, als man schon den neun Uhr achtunddreißig Zug einfahren sah. Man eilte davon, die Koupeeethüren öffneten sich, der Strom der Passagiere ergoß sich über den Bahnsteig. Die meisten Neugierigen aber waren bei dem Commissär geblieben, der als gewissenhafter Mann noch einmal das blutige Koupee durchsuchte.

Pecqueux, der zwischen Frau Lebleu und Philomène heftig gestikulirte, bemerkte in diesem Augenblick seinen Lokomotivführer Jacques Lantier, der soeben mit dem Zuge

angekommen war und unbeweglich von fern den Auflauf beobachtete. Er winkte ihm eifrig mit der Hand herbei. Zunächst rührte sich Jacques nicht, dann aber entschloß er sich langsam näher zu kommen.

»Was ist hier los?« fragte er seinen Heizer.

Er kannte ja die Geschichte von dem Morde und hörte auf die Vermuthungen nur mit halbem Ohr hin. Was ihn überraschte und fremd berührte, war der zufällige Umstand, daß gerade er in diese Untersuchung hineinplatzen, daß er dieses in der Dunkelheit mit rasender Schnelligkeit bei ihm vorübergeflogene Koupee hier wiederfinden sollte. Er streckte den Kopf vor und sah das geronnene Blut auf dem Polster. Die Todtschlagsscene trat ihm wieder vor die Erinnerung, er sah im Geiste den Leichnam mit durchschnittenem Halse ausgestreckt neben dem Geleise liegen. Als er die Augen abwandte, bemerkte er die Roubaud, während

Pecqueux fortfuhr zu erzählen, wie Jene in die Geschichte verflochten worden seien, indem sie von Paris aus in demselben Zuge mit dem Ermordeten reisten, und welches des Präsidenten letzte Worte in Rouen gewesen waren. Den Mann kannte er, er wechselte, seitdem er den Eilzug führte, fast täglich einen Händedruck mit ihm, die Frau hatte er schon von Weitem gesehen; sein krankhafter Zustand hatte ihn von ihr, wie von allen andern fern gehalten. Aber in dieser Minute, wie er sie so bleich und weinend, mit dem sanften Blick ihrer trauernden blauen Augen unter dem schwarzen Lockengewirr dort stehen sah, fühlte er sich tief ergriffen. Sein Auge verließ sie nicht mehr, er war wie abwesend, er fragte sich wie betäubt, warum die Roubaud und er eigentlich hier ständen, warum dieser Mord gerade sie vor diesem Waggon zusammenbrächte, sie, die am Abend vorher von Paris, er, der soeben erst aus Barentin gekommen war.

»Ich weiß, ich weiß,« unterbrach er laut den Heizer. »Ich stand gerade am Ausgange des Tunnels und glaube etwas gesehen zu haben, als der Zug vorüberfuhr.«

Das war ein Drängen, Alle rückten ihm so dicht als möglich auf den Leib. Er selbst war der erste, der erzitterte und sich erstaunt und bestürzt fragte, was er soeben gesagt hätte. Warum hatte er nun doch gesprochen, trotzdem er es sich so fest vorgenommen hatte, zu schweigen? Er hatte so viele gewichtige Gründe, die ihn schweigen hießen! Aber die Worte waren ihm wider seinen Willen entschlüpft, während er jene Frau ansah. Sie hatte ihr Taschentuch vom Gesicht entfernt und wandte ihm ihre starren, sich unheimlich vergrößernden Augen zu.

Der Commissär war mit dem Bahnhofsvorsteher ebenfalls hart an ihn herantreten.

»Was haben Sie gesehen?«

Und Jacques sagte unter dem Banne von Séverine's durchbohrendem Blicke, was er gesehen hatte: das erleuchtete Koupee, das mit Sturmeseile durch die Nacht geführt wurde, die flüchtigen Profile der beiden Männer, der eine in die Ecke gedrückt, der andere mit dem Messer in der Faust. Roubaud horte neben seiner Frau stehend zu und heftete ebenfalls seine großen, erleichteten Augen auf ihn.

»Würden Sie also den Mörder wiedererkennen?« fragte der Commissär.

»Nein, ich glaube nicht.«

»Trug er einen Ueberrock oder eine Blouse?«

»Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. Denken Sie doch, ein Zug, der mit einer Schnelligkeit von achtzig Kilometer fährt!«

Séverine tauschte gegen ihren Willen einen Blick mit Roubaud aus, der es über sich gewann zu sagen:

»In der That, der müßte gute Augen haben.«

»Thut nichts,« schloß Herr Cauche, »hier haben wir eine wichtige Aussage. Der Untersuchungsrichter wird Ihnen helfen klar zu sehen ... Herr Lantier und Herr Roubaud nennen Sie mir Ihre genauen Namen wegen der Vorladung.«

Die Untersuchung war zu Ende, die Gruppe der Neugierigen zerstreute sich allmählig, der Bahnhofsdienst nahm wieder seinen regelmäßigen Verlauf. Rouboud eilte zu dem Bummelzuge um neun Uhr fünfzig, in welchem die Reisenden schon Platz nahmen. Er hatte mit Jacques einen kräftigeren Händedruck als gewöhnlich gewechselt. Dieser blieb allein mit Séverine hinter Frau Lebleu, Pecqueux und Philomène zurück, die tuschelnd davongingen. Er sah sich auf diese Weise gezwungen, die junge Frau durch die Halle bis zur Treppe zu den Beamtenwohnungen zu begleiten. Er hatte für

sie keine Worte, konnte aber doch nicht von ihr fort, als hätte sich soeben ein geheimes Band um Beide geschlungen. Die Heiterkeit des Tages war inzwischen gewachsen, die Sonne stieg siegreich aus den Nebeln des Morgens in die große Durchsichtigkeit des blauen Himmels auf, während der Seewind mit der Fluth an Stärke zunahm und eine salzige Frische herbeiwehte. Als er sie endlich mit einem banalen Abschiedswort verließ, begegnete er abermals ihren großen Augen, deren schreckensvoller, flehender, sanfter Blick ihn so sehr gerührt hatte.

Ein leises Pfeifen. Roubaud gab das Zeichen zur Abfahrt. Die Lokomotive antwortete durch einen langgedehnten Pfiff und der neun Uhr fünfzig Zug rasselte hinaus, er fuhr schneller und schneller und verschwand in dem goldenen Geflimmer der Ferne.

Viertes Kapitel

An einem Tage der zweiten Märzwoche hatte Herr Denizet, der Untersuchungsrichter, abermals gewisse wichtige Zeugen in der Sache Grandmorin in das Gerichtsgebäude von Rouen geladen.

Seit drei Wochen machte der Vorfall ungeheuren Lärm. Er hatte in Rouen alles auf den Kopf gestellt, beschäftigte Paris leidenschaftlich und die Oppositionsblätter benutzten ihn in ihrem Kampfe gegen des Kaisers Regiment als Angriffswaffe. Die Nähe der allgemeinen Wahlen, welche jedes andre politische Interesse in den Hintergrund drängte, entfachte den Streit um so heißer. In der Kammer hatte es sehr stürmische Sitzungen gegeben: in der einen hatte man außerordentlich heftig die Bestätigung der Machtvollkommenheit zweier an die Person des Kaisers attachirter Deputirter bestritten; in

einer anderen hatte man die Finanzverwaltung des Sainepräfecten angegriffen und die Wahl eines Stadtrathes beanstandet. Die Sache Grandmorin kam gerade zur rechten Zeit, um die Agitation fortzusetzen, man erzählte sich die ungeheuerlichsten Geschichten darüber und die Zeitungen stellten täglich neue, von Injurien gegen die Regierung strotzende Hypothesen auf. Die Einen wollten wissen, daß das Opfer, ein in den Tuileries gern gesehener Mann, der Kommandeur der Ehrenlegion und mehrfacher Millionär war, sich den niedrigsten Ausschweifungen hingegeben hatte; die Anderen, daß die Untersuchung nichts herausbringen könne; man begann sogar die Polizei und die Behörden käuflicher Bestechlichkeit zu zeihen und machte sich über den verschollen bleibenden, geheimnißvollen Mörder lustig. Es lag ja viel Wahres diesen Beschuldigungen zu Grunde, um so unangenehmer war es, sie ertragen zu müssen.

Auch Herr Denizet fühlte sehr wohl, welche schwere Verantwortlichkeit auf ihm ruhte. Er nahm sich der Sache um so leidenschaftlicher an, als er sehr ehrgeizig war und sehnsüchtig eine Aufsehen machende Untersuchung herbeigewünscht hatte, um seine bisher nur von ihm sich selbst zugestandene hohe Begabung, was Energie und Scharfblick anbetraf, zur Kenntniß aller Welt zu bringen. Sohn eines normandischen reichen Züchters hatte er in Laon die Rechte studirt und war erst spät in den Richterstand eingetreten, wo seine bürgerliche Herkunft, verschlimmert durch das Fallissement seines Vaters, seinem Emporsteigen sehr hinderlich war. Zunächst Substitut in Bernay, Dieppe und Havre hatte er zehn Jahre gebraucht, um kaiserlicher Prokurator in Pont-Audemer zu werden. Dann wurde er nach Rouen abermals als Substitut versetzt, wo er jetzt in seinem fünfzigsten Lebensjahr seit achtzehn Monaten Untersuchungsrichter war. Ohne Vermögen,

aber reich an Bedürfnissen, deren Befriedigung seine mageren Einkünfte nicht gestatteten, lebte er in der Abhängigkeit eines schlecht bezahlten, nur von kleinen Leuten aufgesuchten Beamten, in welcher selbst intelligente Menschen untergehen und darauf warten, daß man sie kauft. Seine Intelligenz zeugte von einem sehr lebendigen, aufgeknöpften Verstande; er war sogar ein ehrenhafter von Liebe zu seinem Berufe erfüllter, und von seiner Allmacht als absoluter Herr über die Freiheit anderer, in sein Arbeitscabinet getretener Menschen berauschter Herr. Lediglich sein Interesse hielt seine Leidenschaftlichkeit in Grenzen, er dürstete darnach, decorirt und nach Paris versetzt zu werden. Und so ging er jetzt nur noch mit äußerster Vorsicht zu Werke, nachdem ihn am ersten Tage sein Eifer zu weit geführt hatte. Er ahnte die Abgründe, die ihn von allen Seiten umgaben und in die seine Zukunft für immer versinken konnte.

Es muß aber auch gesagt werden, daß Herr Denizet gleich bei Beginn der Untersuchung einen Wink erhalten hatte. Ein guter Freund rieth ihm, das Justizministerium in Paris aufzusuchen. Dort hatte er lange mit dem Generalsekretär, Herrn Camy-Lamotte konferirt, einer hoch in Gunst stehenden Persönlichkeit, in deren Hand das Wohl aller Angestellten lag, insofern als er die Beförderungen besorgte und mit den Tuileries in fortwährendem Verkehr stand. Herr Camy-Lamotte war ein schöner Mann, der seine Laufbahn ebenfalls als Substitut begonnen hatte; aber Dank seiner Verbindungen und seiner Frau hatte er es verstanden, sich zum Deputirten wählen und zum Großoffizier der Ehrenlegion ernennen zu lassen. Die Sache Grandmorin war auf ganz natürliche Weise in seine Hände gelegt worden, denn der kaiserliche Prokurator in Rouen, besorgt ob dieses nicht ganz reinlichen Trauerspiels, dem ein einstiger Justizbeamter zum Opfer gefallen

war, hatte die Vorsicht gebraucht, dem Minister darüber zu berichten, welcher seinerseits seinen Generalsekretär mit der Überwachung derselben betraut hatte. Es war das ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände: Herr Camy-Lamotte war nämlich ein ehemaliger Mitschüler des Präsidenten Grandmorin, um einige Jahre jünger als dieser, aber mit ihm so eng befreundet, daß er ihn durch und durch kannte, selbst seine Laster. Er sprach deshalb von dem tragischen Tode seines Freundes mit großer Theilnahme und aus seiner Unterredung mit Herrn Denizet konnte dieser sein brennendes Verlangen, den Schuldigen zu erwischen, mehr als einmal heraushören. Er verbarg ihm aber auch nicht, daß man in den Tuileries sehr ungehalten wäre über den unverhältnißmäßigen Lärm, den die Angelegenheit machte und empfahl ihm taktvoll vorzugehen. Kurz also, der Richter hatte eingesehen, daß er sich nicht übereilen und nichts ohne vorher eingeholte

Genehmigung wagen dürfte. Er brachte nach Rouen die feste Ueberzeugung heim, daß der Generalsekretär seinerseits ebenfalls Agenten beauftragt habe, die ebenso begierig waren, Ruhm zu erwerben als er. Man wollte die Wahrheit wissen, um sie, wenn es nöthig sein sollte, besser zu verbergen.

Die Tage verflossen, und Herr Denizet ärgerte sich, trotzdem er sich mit Geduld zur Ruhe zwang, über die Sticheleien der Presse. Jetzt erschien auch der Polizist, die Nase im Winde wie ein guter Hund, auf der Bildfläche. Ihn trieb die Begier, die richtige Fährte zu finden, der Ruhm, der erste zu sein, der den Mörder gewittert, aber auch die Bereitwilligkeit, ihn laufen zu lassen, wenn er Befehl bekam. Vergebens harrte Herr Denizet auf einen Brief, einen Rath, ein bloßes Zeichen aus dem Ministerium, nichts kam und so machte er sich denn eifrig wieder an die Untersuchung. Zwei oder drei Verhaftungen waren erfolgt, aber keine konnte aufrecht erhalten werden. Aber

die Eröffnung des Testamentes des Präsidenten bestärkte in ihm einen Verdacht, den er schon von Beginn der Untersuchung an, oberflächlich allerdings nur, empfunden hatte: die Schuldigen waren möglicherweise die Roubaud. Dieses mit merkwürdigen Schenkungen bedachte Testament enthielt auch ein Legat für Séverine, die zur erblichen Eigenthümerin des Landhauses von la Croix-de-Maufras bestimmt wurde. Damit schien ihm der bisher vergebens gesuchte Beweggrund des Mörders gefunden: die Roubaud kannten die Bestimmung und hatten es sich über sich vermocht, ihren Wohlthäter zu ermorden, um auf diese Weise den sofortigen Nießbrauch zu haben. Diese Möglichkeit wurde in ihm zu um so größerer Wahrscheinlichkeit, als er sich auch erinnerte, daß Herr Camy-Lamotte in eigenthümlicher Weise von Frau Roubaud gesprochen hatte, der er einst bei dem Präsidenten noch vor ihrer Verheirathung begegnet war. Und doch wie

viele Unwahrscheinlichkeiten, wie viele materielle und moralische Unmöglichkeiten auch hier! Seit er den Gang der Untersuchung in diesem Sinne leitete, stieß er bei jedem Schritt auf Thatsachen, die seinen Entwurf einer wahrhaft klassisch erdachten gerichtlichen Untersuchung wieder über den Haufen warfen. Alles blieb dunkel wie zuvor, die große, zu Grunde zu liegende Klarheit, die Grundursache des Mordes, die, wenn gefunden, alles erhellen mußte, fehlte.

Es gab allerdings auch noch eine zweite, von Roubaud selbst angelegte Fährte, die des Mannes, der in dem Gedränge möglicher Weise ungesehen in das Koupee gelangt war; Herr Denizet hatte sie nicht außer Acht gelassen. Es war das der famose, nicht ausfindig zu machende, sagenhafte Mörder, den die Oppositionspartei als Trumpf ausspielte. Die Untersuchung machte alle Anstrengungen, das Signalement dieses Menschen zu erhalten, der von Rouen aus

abgereist und in Barentin ausgestiegen sein mußte. Aber es war nichts genaues zu ermitteln gewesen, einige Zeugen leugneten selbst die Möglichkeit, daß ein reservirtes Koupee im Sturme genommen werden könne, andere machten die widersprechendsten Aussagen. Die Fährte schien zuerst nichts zu erbringen. Da stieß bei der Vernehmung des Bahnwärters Misard der Richter, ohne es gewollt zu haben, auf das tragische Abenteuer von Louisette und Cabuche, dieses Kindes, das, vom Präsidenten vergewaltigt, zu seinem guten Freunde sterben kam. Das war für ihn der Blitzstrahl der Erleuchtung, mit einem Schlage bildete sich in seinem Kopfe der Act einer klassischen Anklage. Da war ja, was er brauchte: die von dem Kärner gegen das Opfer ausgestoßenen Drohungen, daß er ihn todtschlagen wollte, klägliche Antecedentien, ein ungeschickt vorgebrachtes und unmöglich aufrecht zu erhaltendes Alibi. Er hatte in einer Anwandlung von willensstarker Inspiration am

Abend vorher Cabuche in seinem Häuschen mitten im Walde, das mehr einer abseits gelegenen Höhle ähnelte, verhaften lassen. Man hatte dort auch einen blutigen Pantoffel gefunden. So sehr Herr Denizet sich auch vornahm, seine feste Ueberzeugung nicht fallen zu lassen, so fest er sich es auch versprach, die auf die Roubaud zielende Möglichkeit noch mehr zu kräftigen, so war er doch außer sich bei dem Gedanken, daß er die einzige feine Nase gewesen, die den wirklichen Schuldigen entdeckt hätte. Um sich Gewißheit zu verschaffen, hatte er mehrere schon am Tage nach dem Morde vernommene Zeugen an dem genannten Tage in sein Kabinet entboten.

Der Untersuchungsrichter hauste nach der Rue Jeanne d'Arc hinaus in dem alten verfallenen Gebäude neben dem alten Palast der Herzöge in der Normandie, welchen es verunstaltete. Heute steht dort ein palastartiges Gerichtsgebäude. Der im Erdgeschoß gelegene

große Raum wurde vom Tageslicht nur so nothdürftig erhellt, daß im Winter schon von drei Uhr an Licht gebrannt werden mußte. Er war mit einer alten verblichenen Tapete, zwei Fauteuils, vier Stühlen, einem Arbeitstische des Richters und einem kleineren für den Schreiber ausstaffirt. Auf dem ungeheizten Kamine glänzten zwei Bronzekannen neben einer Uhr aus schwarzem Marmor. Hinter dem Schreibtische führte eine Thür in ein zweites Gemach, in welchem der Richter öfter zu seiner Disposition zurückgehaltene Personen verbarg. Die Entreethür öffnete sich dann auf den großen, mit Bänken für wartende Zeugen besetzten breiten Corridor.

Obgleich die Vorladung erst auf zwei Uhr lautete, warteten die Roubaud schon seit halb zwei. Sie kamen von Havre und hatten sich kaum die Zeit genommen, in einem kleinen Restaurant der Grande Rue zu frühstücken. Beide schwarz gekleidet, er im Ueberrock, sie in Seide wie eine große Dame trugen eine

etwas lässige Würde und den Kummer von Leuten zur Schau, die einen Verwandten verloren haben. Sie saß unbeweglich und stumm auf einer Bank, während er stehen geblieben war und mit auf den Rücken gefalteten Händen mit kleinen Schritten vor ihr auf und ab ging. Aber so oft er umkehrte, begegneten sich die Blicke Beider und ihre heimliche Angst huschte dann wie ein Schatten über ihr stummes Gesicht. Die Erbschaft von la Croix-de-Maufras hatte sie sehr erfreut, machte sie aber zugleich auch sehr besorgt, denn die Familie des Präsidenten, vor Allem seine Tochter war geradezu außer sich über diese befremdlichen Legate, die so zahlreich waren, daß sie fast die Hälfte des ganzen Vermögens beanspruchten. Sie sprach davon, dieses Testament angreifen zu wollen. Gegen ihre ehemalige Freundin Séverine benahm sich Frau von Lachesnaye, die von ihrem Gatten aufgehetzt wurde, ganz besonders hartherzig, sie überhäufte jene mit

den schlimmsten Verdächtigungen. Außerdem jagte ihn der Gedanke an ein belastendes Moment, an das Roubaud zuerst garnicht gedacht, unausgesetzt in Furcht: es war das der Brief, den er seine Frau hatte schreiben lassen, um den Präsidenten Grandmorin zur Abreise zu veranlassen. Dieser Brief mußte sich noch vorfinden, falls er nicht gleich vernichtet worden war und die Schreiberin konnte aus der Handschrift ermittelt werden.

Die Tage verstrichen, bis jetzt war glücklicher Weise nichts entdeckt worden, der Brief schien in der That vom Präsidenten zerrissen worden zu sein. Aber jede neue Vorladung vor den Untersuchungsrichter war für das verbrecherische Ehepaar nichtsdestoweniger eine Ursache kalten Schweißes unter ihrer sonst correcten Haltung als Zeugen und Erben.

Es schlug zwei Uhr, jetzt kam Jacques, und zwar von Paris. Sofort ging Roubaud ihm entgegen und streckte ihm die Hand hin.

»Sie auch hier, auch Sie hat man wieder belästigt? ... Ist diese traurige Geschichte langweilig. Man kommt damit nicht zu Stande.«

Als Jacques die noch immer unbeweglich dasitzende Séverine erblickte, blieb er stehen. Sei drei Wochen überhäufte ihn der Unter-Inspector, so oft er an jedem zweiten Tage in Havre eintraf, mit Aufmerksamkeiten. Einmal hatte er sogar eine Einladung zum Mittagessen annehmen müssen. Und als er neben der jungen Frau saß, hatte er in wachsender Verwirrung wieder den alten Schauer gefühlt. Also auch sie wollte er morden? Sein Herz schlug, seine Hände brannten, als er nur die weiße Linie ihres Halses über dem Kragen des Kleides erblickte. Er war deshalb fest entschlossen, ihr aus dem Wege zu gehen.

»Was sagt man zu der Geschichte in Paris?« fragte Roubaud. »Nichts neues, nicht wahr? Man weiß eben nichts und wird nie etwas

herausbekommen ... So sagen Sie doch meiner Frau wenigstens guten Tag!«

Er zog ihn zu ihr, Jacques mußte sich ihr also nähern; er grüßte und Séverine lächelte genirt ihn nach Art scheuer Kinder an. Er zwang sich, von unbedeutenden Dingen zu sprechen, während die Augen von Mann und Frau auf ihm ruhten, als versuchten sie, hinter seinen Gedanken, in den wirren Träumen zu lesen, an die er selbst nicht zu denken wagte. Warum benahm er sich so kühl? Warum suchte er sie zu meiden? Waren seine Erinnerungen wieder wach geworden, hatte man sie zu einer Confrontation mit ihm herbeigerufen? Er war der einzige Zeuge, den sie fürchteten, ihn mußten sie mit den Banden so enger Brüderschaft an sich zu fesseln suchen, daß er nicht mehr den Muth haben durfte, gegen sie zu zeugen.

Der gequälte Unter-Inspector kam zuerst auf die Sache, selbst zurück.

»Sie wissen auch nicht, warum wir vorgeladen sind? Vielleicht hat man etwas Neues entdeckt?«

Jacques schien es gleichgültig.

»Als ich vorhin ankam, sprach man auf dem Bahnhofe von einer Verhaftung.«

Die Roubaud staunten, nicht wenig über diese Mittheilung betroffen. Wie, eine Verhaftung? Davon hätten sie nichts gehört! War dieselbe schon erfolgt oder sollte sie noch geschehen? Sie bestürmten ihn mit Fragen, auf die er keine Antwort zu geben wußte.

In diesem Augenblick hörte man im Korridor das Geräusch sich nähernder Schritte. Séverine wandte ihr Gesicht nach dieser Richtung.

»Berthe und ihr Mann,« sagte sie leise.

Es waren in der That die Lachesnaye. Sie gingen stolz an den Roubaud vorüber, die junge Frau hatte keinen einzigen Blick für ihre

Genossin. Ein Gerichtsdienner führte sie sofort in das Zimmer des Untersuchungsrichters.

»Wir müssen uns noch in Geduld fassen,« meinte Roubaud. Wir sind schon gut zwei Stunden hier ... Setzen Sie sich doch.«

Er setzte sich links von Séverine und lud Jacques durch eine Handbewegung ein, auf der andern Seite seiner Frau Platz zu nehmen. Dieser folgte nicht sofort der Aufforderung. Als ihn aber ihre sanften, furchtsamen Blicke trafen, ließ er sich auch auf die Bank nieder. Wie zerbrechlich sie zwischen Beiden aussah! Er witterte ihre unterwürfige Zärtlichkeit; die leichte Wärme, die diese Frau ausstrahlte, betäubte ihn während des langen Wartens mehr und mehr, schließlich gänzlich.

Inzwischen hatte im Zimmer des Richters die Verhandlung begonnen. Der Gang der Untersuchung hatte schon ein mächtiges Actenbündel gezeitigt, mehrere in blaue Deckel geheftete Stöße Papier. Man hatte

versucht, dem Opfer von Paris aus zu folgen. Der dortige Bahnhofsvorsteher, Herr Vandorpe, hatte ausgesagt, daß der Waggon 293 im letzten Augenblicke dem Zuge angehängt worden wäre, was er mit Roubaud gesprochen, daß dieser kurz vor Ankunft des Präsidenten in sein Koupee gestiegen sei und auch wie der Letztere seinen Platz gefunden hätte; das Koupee des Präsidenten sei zweifellos von keiner anderen Person betreten worden. Der Zugführer sollte aussagen, was während des zehnminütigen Aufenthalts in Rouen passirt wäre. Er konnte garnichts fest behaupten. Er hatte die Roubaud plaudernd vor ihrem Koupee stehen gesehen und mußte annehmen, daß sie dieses wieder bestiegen hatten, als der Beamte die Thüren zuwarf. Aber auch das wollte er in dem herrschenden Halbdunkel und bei dem Gedränge der Menge dahingestellt sein lassen. Er glaubte nicht an die abenteuerlich klingende Vermuthung, daß ein Mann, der famose unauffindbare Mörder,

gerade als der Zug sich in Bewegung setzte, das Koupee habe öffnen können; aber es wäre ja trotzdem immerhin möglich. Soweit seine Kenntnisse reichten, war schon zweimal ähnliches geschehen. Andere Beamte vom Bahnhof in Rouen hatten durch ihre widersprechenden Aussagen über gewisse Punkte die Sache mehr verwickelt als erleuchtet. Eine beglaubigte Thatsache aber war der Händedruck, den Roubaud aus seinem Koupee heraus mit dem Bahnhofsvorsteher in Barentin, Herrn Bessière, wechselte, der zu diesem Zwecke auf das Trittbrett gestiegen war. Dieser hatte die Aussage Roubaud's in allen Theilen bestätigt und hinzugefügt, daß sein Kollege sich mit seiner Frau allein im Koupee befunden habe, die, halb angelehnt, ruhig zu schlummern schien. Dann hatte man die Reisenden ausfindig zu machen gesucht, die von Paris aus mit den Roubaud in einem Koupee gefahren waren. Die dicke Frau und der dicke Mann, Bürger aus Petit-Couronne,

die im letzten Augenblick gekommen waren, hatten ausgesagt, daß sie sofort eingeschlafen wären und daher von nichts wüßten. Die schwarze Frau, die stumm in ihrer Ecke gesessen hatte, war verschwunden wie ein Schatten, ganz unmöglich, ihrer wieder habhaft zu werden. Andere Zeugen hatten über die Identität der in Barentin ausgestiegenen Reisenden aussagen müssen, denn der Mörder mußte dort den Zug verlassen haben: man hatte die Billets nachgezählt, man hatte sogar alle Reisenden wieder erkannt bis auf einen, einen großen Schlingel, der den Kopf mit einem blauen Tuche umwickelt getragen hatte und den die Einen mit einem Paletot, die Anderen mit einer Blouse bekleidet gesehen haben wollten. Auch dieser, wie ein Traum verflogener Mann, war nicht wieder zu eruiren. Dreihundert Stücke enthielt bereits das Actenbündel und nur diese unmäßige Menge hatte die Confusion herbeigeführt, denn jedes neue Zeugniß hob ein anderes wieder auf.

Und das Actenbündel erhielt auch noch andere Beläge: das vom Schreiber aufgenommene Protokoll über den Thatbestand, wie er vom kaiserlichen Prokurator und dem Untersuchungsrichter an dem Fundort des Verbrechens festgestellt worden war; es war das eine umfangreiche Beschreibung der Stelle neben den Geleisen, wo das Opfer gelegen, der Lage des Körpers, der Kleidung, der in den Taschen gefundenen Gegenstände, durch welche die Identität des Ermordeten hatte festgestellt werden können; dann den Befund des gleichfalls an den Schauplatz mitgenommenen Arztes, ein Actenstück, in welchem mit vielen medizinischen Ausdrücken die Wunde am Halse ausführlich beschrieben wurde, diese eine Wunde, ein fürchterlicher, zweifellos mit einem scharf schneidenden Instrumente, wahrscheinlich einem Messer gemachter Stich; ferner noch Protokolle über die Ueberführung der Leiche in das Hospital von Rouen, über die Zeit, die

sie dort geblieben, bis die merkwürdige schnelle Zersetzung eine Auslieferung an die Familie nothwendig machte. Aber in diesem ganzen Berg von Schriftstücken waren nur zwei oder drei Punkte ernstlich zu berücksichtigen. Erstens hatte man in den Taschen des Ermordeten weder die Uhr noch eine Portefeuille gefunden; letzteres hatte zehntausend Franken enthalten, welche Summe der Präsident seiner Schwester, Frau Bonnehon schuldete und die sie erwartete. Man hätte also zweifellos sofort auf einen Raubmord geschlossen, wenn der Mörder nicht einen mit einem mächtigen Brillanten geschmückten Ring am Finger des Opfers gelassen hätte. Aus diesem Umstande ergab sich eine ganze Menge von Möglichkeiten. Auch besaß man unglücklicher Weise nicht die Nummern der Banknoten, dagegen war die Uhr bekannt, eine sehr starke Remontoiruhr mit den verschlungenen Initialen des Namens des Präsidenten auf der äußeren Kapsel und

auf der innern Seite derselben mit der Chiffre des Fabrikanten und der Fabriknummer 2546. Der zweite bedeutsame Punkt war, daß die Waffe, das Messer, dessen sich der Mörder bedient hatte, zu umfassenden Recherchen längs der Strecke, in den Gebüsch, überall dort, wo er es möglicher Weise hätte fortwerfen können, Veranlassung gegeben hatte. Aber sie waren vergeblich gewesen, der Mörder mußte das Messer in demselben Loche versteckt haben wie die Uhr und das Geld. Man hatte nichts weiter aufgefunden als ungefähr hundert Meter vor der Station Barentin die Reisedecke des Opfers, die als ein compromittirender Gegenstand dort zurückgelassen worden war. Sie figurirte jetzt unter dem Belastungsmaterial.

Als die Lachesnaye eintraten, las Herr Denizet vor seinem Schreibtische stehend gerade eines der ersten Untersuchungsprotokolle noch einmal durch, welches ihm der Schreiber soeben herausgesucht hatte. Herr Denizet war

ein kleiner, untersetzter, schon ergrauender Mann, mit glattrasirtem Gesicht. Die starken Backen, die quadratische Stirn, die kräftige Nase zeigten eine starre, bleiche Farbe, deren Eindruck die schweren, die klar blickenden, großen Augen halb verdeckenden Augenlider noch erhöhten. Seine ganze sich selbst zugeschriebene Weisheit und Geschicklichkeit verrieth die Mundparthie; Herr Denizet besaß den Mund eines Schauspielers, der jedes Gefühl mit außerordentlicher Geschicklichkeit an dieser Stelle zum Ausdruck bringt, der ihn zuspitzt, so oft er etwas Feines sagen will. Meistens aber verleitete den Richter seine Finesse; er war zu schlau, er spielte mit der einfachen, gesunden Wahrheit viel zu viel Versteckens. Er hat sich von seinem Berufe ein Ideal gebildet, er führte seine Thätigkeit als eine Art moralischer Anatom aus, der mit einem hochgeistigen zweiten Gesicht begabt war. Er war im Uebrigen aber nichts weniger als ein Dummkopf.

Er spielte sofort den Liebenswürdigen, denn auch er gehörte zu den Beamten, den die gute Gesellschaft von Rouen und Umgegend gern bei sich sah.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen, gnädige Frau?«

Er rückte der jungen Frau selbst einen Stuhl hin. Frau von Lachesnaye war eine nüchterne, in Trauer gehüllte Blondine mit einem unangenehmen, häßlichen Gesicht. Auch zu Herrn von Lachesnaye, einem ebenfalls blonden, abgezehrten Herrn, war er sehr höflich, nur etwas mehr von oben herab. Denn dieses Männchen, der, erst sechsunddreißig Jahre alt, bereits Gerichts Rath und dekorirt war, Dank dem Einflusse seines Schwiegervaters und Vaters, der, gleichfalls Gerichtsbeamter, früher in den gemischten Commissionen gesessen hatte, stellte in seinen Augen den nach Gunst haschenden Beamten, das reiche Beamtenthum, den mittelmäßigen Geist vor,

der aber weiß, daß er mit Hilfe seiner Verwandten und seines Geldes Carriere machen wird; er dagegen, arm und ohne Protektion, mußte unter dem unaufhörlich zurückfallenden Steine des Avancements für immer seinen Rechtspflegerrücken krümmen. Er war deshalb garnicht so böse, Herrn von Lachesnaye seine Allmacht in diesem engen Kabinet, daß er hier der unumschränkte Gebieter über alle sei, fühlen zu lassen. Der Zeuge brauchte nur ein einziges verdächtiges Wort zu sagen und, wenn es ihm beliebte, wurde er unverzüglich festgenommen.

»Sie verzeihen, gnädige Frau, sagte er, »daß ich Sie noch einmal mit dieser schmerzlichen Geschichte quäle. Aber ich weiß, daß Sie ebenso lebhaft als ich Klarheit hierüber haben und den Schuldigen bestraft sehen wollen.«

Er gab dem Schreiber, einem großen, gelbgesichtigen, knochigen Menschen ein Zeichen und die Verhandlung begann.

Aber schon nach den ersten an seine Frau gerichteten Fragen bemühte sich Herr von Lachesnaye, der ebenfalls sich gesetzt hatte und sah, daß man seiner Person keine Achtung schenkte, an deren Stelle zu treten. Er freute sich, seine Galle über das Testament seines Schwiegervaters hier von sich geben zu können. War so etwas erhört! Was bedeuteten diese zahlreichen Legate, die fast die Hälfte der ganzen Hinterlassenschaft absorbirten, eines Vermögens von circa drei Millionen siebenmalhunderttausend Franken? Und diese Legate fielen Leuten zu, die man zum größten Theile garnicht kannte, namentlich Frauen aus allen Klassen! Ja, selbst eine unter einem Thorwege der Rue du Rocher gewöhnlich stehende kleine Veilchenverkäuferin befand sich unter ihnen. Ein solches Testament war unannehmbar, er wartete nur darauf, bis die kriminelle Untersuchung abgeschlossen, um zu sehen, ob dieses unmoralische Testament nicht umzustoßen wäre.

Während er sich so mit fest aufeinander gepreßten Zähnen ereiferte und sich als den echten Trottel und querköpfigen, vor Geiz umkommenden Provinzialen hinstellte, beobachtete ihn Herr Denizet mit seinen großen, klaren, halb verdeckten Augen und sein seiner Mund drückte die eifersüchtige Verachtung dieses Menschen aus, dem zwei Millionen noch nicht genug waren und den er wahrscheinlich eines schönen Tages noch mit Hilfe seines vielen Geldes den Purpur des Höchsten würde tragen sehen. »Ich glaube, Sie würden Unrecht daran thun, mein Herr,« sagte er endlich. »Das Testament könnte nur angefochten werden, wenn die Totalziffer der Legate die Hälfte des Vermögens überschreiten würde. Das ist aber nicht der Fall.«

Dann sich an seinen Schreiber wendend meinte er: »Laurent, Sie schreiben hoffentlich nicht meine persönlichen Ansichten nieder.«

Mit einem schwachen Lächeln und der Miene eines erfahrenen Mannes beruhigte ihn sein Gehilfe.

»Aber man bildet sich doch nicht etwa ein,« fing Herr von Lachesnaye von Neuem und noch spitziger an, »daß ich la Croix-de-Maufras diesen Roubaud lassen werde? Ein solches Geschenk macht man doch nicht der Tochter eines Bedienten! Und warum, unter welcher Bezeichnung? Wenn es erst bewiesen ist, daß sie unbetheiligt an dem Verbrechen ...«

»Sie glauben wirklich daran?«

»Nun, wenn sie Kenntniß von dem Testament besaßen, ist auch ihr Interesse an dem frühzeitigen Tode meines Schwiegervaters erwiesen, denke ich ... Bedenken Sie ferner, daß sie ihn zuletzt gesprochen haben ... Mir scheint alles das sehr verdächtig.«

Ungeduldig und wieder irre an seiner neuen Voraussetzung, wandte sich der Richter an

Berthe.

»Und Sie, gnädige Frau, halten Sie Ihre einstige Genossin eines solchen Verbrechens für fähig?«

Sie blickte, ehe sie antwortete, auf ihren Gatten. Die Beiden angeborene Mißgunst und Engherzigkeit hatten sich in den wenigen Monaten ihrer Ehe noch mehr entwickelt und verdoppelt. Die Schlechtigkeit war Beiden gemeinsam. Er hatte sie auf Séverine gehetzt und ihr wäre es jetzt nicht darauf angekommen, diese in's Gefängniß zu bringen, wenn sie dadurch das Landgut für sich hätte retten können.

»Mein Gott,« sagte sie endlich, »die Person, von der Sie sprechen, hatte schon als Kind sehr schlechte Instinkte.«

»Und in wiefern? Hat sie sich in Doinville schlecht aufgeführt?«

»O nein, sonst würde mein Vater sie aus dem

Hause gejagt haben.«

In diesem Ausruf lag die ganze Empörung einer ehrbaren Bürgersfrau die sich keinen Fehltritt Zeit ihres Lebens hatte zu Schulden kommen lassen und die ihren Ruhm darin suchte, eine unanfechtbar, von Jedermann begrüßte und empfangene Tugendheldin von Rouen zu sein.

»Sie hatte schlechte Eigenschaften,« fuhr sie fort, »vor allem Leichtsinn und Verschwendungssucht ... Viele Dinge, die ich damals nimmermehr geglaubt haben würde, scheinen mir heute selbstverständlich.«

Abermals zeigte Herr Denizet etwas Ungeduld. Diese Fährte hatte er schon längst fallen gelassen, wer sie noch verfolgte, war sein Gegner und schien die Unfehlbarkeit seiner Intelligenz anzuzweifeln.

»Nun, das muß alles erst noch bewiesen werden,« sagte er. »Leute wie die Roubaud

tödteten nicht einen Mann wie Ihren Herrn Vater, um schneller erben zu können. Ihre Hast könnte sich nur aus der Freude am Besitz und am Leben erklären; ist diese vorhanden, werde ich ihr auch auf die Spur kommen. Nein, das Mobilium ist kein ausreichender Beweis, ein anderer muß noch beigebracht werden, den aber giebt es nicht. Sie selbst könnten ihn nicht finden ... Denn, wenn Sie sich die Thatsachen vergegenwärtigen, müssen Sie nicht materielle Unmöglichkeiten konstatiren? Kein Mensch hat die Roubaud in das Koupee des Herrn Präsidenten steigen gesehen, ein Beamter behauptet sogar, daß sie ihr eigenes wieder bestiegen hätten. Und da man sie in Barentin noch in diesem eigenen Koupee gesehen und gesprochen hat, so müßten sie gerade ihren Waggon mit dem des Präsidenten, die drei andere Waggon von einander trennten, gewechselt haben und das während der wenigen Minuten der Fahrt von Rouen nach Barentin, denn der Zug war ein

Eilzug. Ist das anzunehmen? Ich habe Lokomotivführer und Zugführer gefragt. Alle sagten mir, nur die tägliche Gewohnheit allein könnte solche Kaltblütigkeit und Energie verleihen ... Die Frau wäre dann jedenfalls nicht bei der Mordthat zugegen gewesen, der Mann müßte sie gerade ohne sie gewagt haben. Aber warum, warum einen Beschützer tödten, der ihm soeben erst aus einer bedenklichen Klemme geholfen hatte? Nein, nein, entschieden nicht! Diese Voraussetzung läßt sich nicht aufrecht erhalten, wir müssen an anderer Stelle suchen ... Es giebt vielleicht einen Mann, der in Rouen eingestiegen und auf der nächsten Station ausgestiegen ist, der vielleicht Drohungen gegen das Opfer ausgestoßen hat ...«

In seiner Leidenschaft hätte er fast zu viel von seinem neuen System gesagt, als plötzlich die Thür sich öffnete und sich der Kopf des Gerichtsdieners durch die Spalte drängte. Aber noch ehe dieser ein Wort gesprochen hatte,

öffnete eine behandschuhte Frauenhand die Thür vollständig und eine Blondine in sehr eleganter Trauerkleidung trat ein, eine trotz ihrer fünfzig Jahre noch schöne Frau von der gesättigten und vollen Schönheit einer gealterten Göttin.

»Ich bin es, mein lieber Richter. Ich habe mich verspätet, doch werden Sie mich hoffentlich entschuldigen? Die Wege sind heute nicht zu passiren, aus den drei Meilen bis Doinville sind heute sechs geworden.«

Herr Denizet hatte sich galant erhoben.

»Sie befinden sich wohlauf seit dem letzten Sonntag verehrte Frau?«

»Sehr wohl. Und Sie, mein lieber Richter, haben Sie sich von dem Schrecken erholt, den Ihnen mein Kutscher bereitet hat? Der Bursche hat mir erzählt, daß er Sie auf der Rückkehr nur zwei Kilometer vom Schloß entfernt beinahe umgeworfen hätte.«

»O, nur ein bloßer Anprall, ich weiß garnichts mehr davon ... Ich bitte, nehmen Sie Platz und verzeihen Sie mir, wie ich soeben auch zu Frau von Lachesnaye sagte, wenn ich Ihren Schmerz über diese abscheuliche Angelegenheit noch einmal wachrufen muß.«

»Mein Gott, wenn es sein muß ... Guten Tag, Berthe, guten Tag, Lachesnaye.«

Das war Frau Bonnehon, die Schwester des Ermordeten. Sie umarmte ihre Nichte und drückte deren Mann die Hand. Seit dreißig Jahren war sie Wittwe. Ihr Mann, ein Industrieller, hatte ihr zu ihrem eigenen Reichthum noch ein großes Vermögen hinterlassen. Bei der Theilung mit ihrem Bruder fiel ihr die Domaine Doinville zu. Dort führte sie ein angenehmes Leben voller Herzensromane, wie man sich erzählte, doch ihr Benehmen war ein so correctes und ehrlich freimüthiges, daß sie die Königin der Gesellschaft von Rouen geblieben war. Ihre

Freunde erwählte sie sich, durch die Umstände, Vielleicht auch durch den Zug des Herzens genöthigt, aus dem Beamtenstand; in ihrem Schlosse empfing sie den gesammten Richterstand von Rouen und ihre Wagen führten ihr ununterbrochen Gäste aus diesen Kreisen zu. Selbst jetzt schlug ihr Herz noch immer stürmisch; man hatte sie im Verdacht mütterlicher Zuneigung zu einem jungen Substituten, dem Sohne eines Hofrathes, Herrn Chaumette; sie arbeitete an der Beförderung des Sohnes und überhäufte den Vater mit Einladungen und Aufmerksamkeiten. Auch besaß sie noch von alten Zeiten her einen guten Freund, ebenfalls Gerichtsrath und Junggeselle, Herrn Desbazeilles, den litterarischen Stolz von Rouen, dessen sein gedrechselte Sonnets man allenthalben citirte. Jahrelang hatte er in Doinville sein eigenes Zimmer gehabt. Jetzt, obwohl er die sechzig schon überschritten erschien er noch immer als alter Kamerad zu den Diners, den die Gicht

nur noch die Erinnerung an vergangene Freuden gestattete. Sie wahrte sich ihre königliche Herrschaft trotz des drohend herannahenden Alters durch ihre liebenswürdige Grazie und Niemand dachte daran, ihr dieselbe streitig zu machen. Seit dem letzten Winter allerdings hatte sie eine Rivalin in Frau Leboucq, der Gattin eines Rathes, einer großen, in der That sehr schönen brünetten Dame von zweiunddreißig Jahren, die viele Herren des Beamtenstandes zu fesseln verstand. Dieser Umstand allein konnte etwas Melancholie in ihre sonst ewig heitere Laune mischen.

»Wenn Sie also gestatten, meine verehrte Frau,« sagte Herr Denizet, »möchte ich auch Ihnen einige Fragen vorlegen.«

Das Verhör der Lachesnaye war beendet, doch er verabschiedete sie noch nicht; sein so ödes, frostiges Kabinet verwandelte sich in einen Salon der guten Gesellschaft. Der

phlegmatische Schreiber bereitete sich von Neuem zum Protokolliren vor.

»Ein Zeuge hat von einer Depesche gesprochen, die Ihr Herr Bruder empfangen und die ihn sofort nach Doinville gerufen haben soll ... Wir haben eine solche Depesche nicht auffinden können. Haben Sie eine solche an Ihren Herrn Bruder gerichtet?«

Die sehr aufgeräumte, freundlich lächelnde Frau Bonnehon antwortete ganz im Tone freundschaftlichen Geplauders.

»Ich habe meinem Bruder nicht geschrieben, ich erwartete ihn allerdings, ich wußte, daß er kommen würde, aber ein bestimmter Tag war nicht festgesetzt worden. Gewöhnlich fiel er mir unvermuthet in's Haus und meistens in der Nacht. Da er einen alleinstehenden Pavillon im Park bewohnte, der sich auf eine öde Landstraße öffnete, so haben wir ihn nie ankommen gehört. Er miethete in Barentin einen Wagen und zeigte sich mitunter erst sehr

spät am nächsten Tage, wie wenn ein seit langem bei mir heimischer Nachbar auf freundschaftlichen Besuch kommt ... Diesmal erwartete ich ihn deshalb, weil er mir behufs eines Ausgleichs unsres Contos zehntausend Franken bringen wollte. Er hatte diese Summe jedenfalls bei sich. Aus diesem Grunde glaube ich auch noch immer, daß man ihn ermordete, um ihn berauben zu können.«

Der Richter erwiderte nicht gleich, dann sah er ihr scharf in's Gesicht und fragte:

»Was halten Sie von Frau Roubaud und ihrem Manne?«

Sie machte eine Bewegung heftiger Abwehr.

»Aber mein lieber Herr Denizet, Sie werden doch diesen braven Leuten nichts in die Schuhe schieben wollen ... Séverine war ein gutes, sehr sanftes, ja selbst sehr gelehriges, überaus entzückendes Kind, sie kann sich nicht verschlechtern haben. Da Sie es

wünschen, so wiederhole ich nochmals ausdrücklich, daß ich die Beiden keiner ehrlosen Handlung für fähig halte.«

Der Richter nickte mit dem Kopfe, er warf einen triumphirenden Seitenblick auf Frau von Lachesnaye, die pikirt jetzt intervenirte.

»Ich finde. Du bist sehr leichtgläubig, liebe Tante.«

»So lasse mich nur Berthe, über diesen Punkt werden wir Beide uns doch nie verständigen ... Sie war stets fröhlich und lachte gern, sie that recht so ... Ich weiß genau, wie Ihr, Du und Dein Gatte, gesinnt seid. Aber jetzt muß das Geldinteresse Euch vollends den Kopf verdreht haben, sonst würdet Ihr nicht so erstaunt über das der guten Séverine seitens Deines Vaters gemachte Legat von la Croix-de-Maufras sein. Er hat sie erziehen lassen, er hat sie ausgestattet, nichts natürlicher, als daß er sie auch in seinem Testament bedachte. Hat er sie nicht geradezu als seine leibliche

Tochter angesehen? ... O, meine Liebe, das Geld ist doch ein so unbedeutender Faktor des Glücks!«

Ihr, die stets in größtem Ueberfluß gelebt, war jedes materielle Interesse völlig fremd. Mit dem Raffinement einer angebeteten Frau lehrte sie, daß das wahre Leben nur im Dienste der Schönheit und Liebe stehe.

»Roubaud gerade hat von dieser Depesche gesprochen,« bemerkte Herr von Lachesnaye trocken. »Wenn der Präsident keine Depesche empfangen hat, konnte er Jenem auch nicht erzählen, daß er eine solche erhalten hätte. Warum also hat Roubaud gelogen?«

»Der Präsident kann sehr wohl,« ereiferte sich jetzt auch Herr Denizet, »das Eintreffen der Depesche vorgeschützt haben, um den Roubaud seine plötzliche Abreise erklärlich zu machen. Nach ihrer eigenen Aussage wollte er erst am folgenden Tage fahren. Da sie ihn aber unerwartet in demselben Zuge antrafen, mußte

er schon eine Ausrede erfinden, um ihnen nicht den wahren Grund seiner Reise mitzutheilen, den wir Alle übrigens nicht kennen ... Dieser Umstand ist völlig bedeutungslos und führt zu nichts.«

Abermaliges Schweigen. Als der Richter fortfuhr, ging er völlig beruhigt und vorsichtig zu Werke.

»Ich muß jetzt einen delikaten Gegenstand berühren, meine Gnädigste, ich bitte also schon im Voraus um Entschuldigung wegen der Natur meiner Fragen. Niemand respektirt mehr als ich das Andenken Ihres Herrn Bruders ... Man sagte ihm nach, daß er viele Liebschaften unterhalten habe. Ist dem so?«

Frau Bonnehon lächelte abermals, ihre Duldsamkeit schien unerschöpflich.

»In seinem Alter, mein werther Herr! ... Mein Bruder war schon frühzeitig Wittwer, ich habe mir nie das Recht angemaßt zu tadeln, was er

für gut fand. Er hat nach seinen Neigungen gelebt und ich habe mich in nichts hineingemischt. Ich weiß nur, daß er seinem Stande nichts vergeben hat und bis zu seinem Lebensende ein Mann der besten Gesellschaft geblieben ist.«

Berthe, empört, daß man vor ihr von den Liebschaften ihres Vaters sprach, hatte die Augen gesenkt, während ihr Gatte, ebenso genirt wie sie an das Fenster getreten war und den Anwesenden den Rücken kehrte.

»Verzeihen Sie, wenn ich diesen Gegenstand noch nicht fallen lasse,« beharrte Herr Denizet. »Ist im Schloß nicht etwas mit einem jungen Hausmädchen passirt?«

»Ach, Sie meinen Louisette? .. Ja, lieber Herr, dieses Kind steckte voller Laster. Schon zu vierzehn Jahren hatte sie ein Verhältniß mit einem schon vorbestraften Burschen. Man hat ihren Tod gegen meinen Bruder auszubeuten versucht. Das ist eine Gemeinheit; ich will

Ihnen die Geschichte erklären.«

Sie sprach zweifellos im guten Glauben. Obwohl sie wußte, woran sie mit der Sittenlosigkeit ihres Bruders war, und obgleich sein tragischer Tod sie nicht im Geringsten überrascht hatte, fühlte sie doch die Notwendigkeit einer Vertheidigung der hohen Stellung ihrer Familie. Was nun diese unglückselige Geschichte mit Louissette betraf, so war auch sie überzeugt, daß der Präsident jener nachgestellt habe, ebenso aber davon, daß jene bereits vorher Verkehr mit Männern gehabt.

»Stellen Sie sich ein junges Mädchen vor, klein, zierlich, blond und rosig wie ein Engelchen und dazu so sanft, so göttlich mild, daß man ihr den ganzen Himmel auch ohne Beichte vom Gesicht las ... Schön! dieser Engel war schon im Alter von vierzehn Jahren die Busenfreundin eines brutalen Menschen, eines Karrenführers, Namens Cabuche, der

wegen Todtschlags erst kurz vorher fünf Jahre Gefängniß verbüßt hatte. Dieser Mensch hauste wie ein Wilder im Walde von Bécourt, wo ihm sein vor Kummer gestorbener Vater eine aus Baumstämmen und Erde geformte elende Hütte hinterlassen hatte. Dort beutete er die verlassenen Steinbrüche aus, die in früheren Zeiten gewiß die Hälfte der Steine, aus denen Rouen erbaut ist, hergegeben haben. Hier im Dunkel dieser Löcher suchte die Kleine ihren Wärwolf auf, den das ganze Land fürchtet und wie einen Verpesteten flieht, so daß er einsam und abgeschlossen von der Welt leben muß. Oft begegnete man Beiden, wenn sie Hand in Hand durch die Wälder streiften, sie so winzig, er dagegen wie ein Riese und wildes Thier zugleich. Ein unglaubliches Verhältniß! Ich habe natürlich diese Dinge erst später erfahren. Ich hatte Louisette fast nur aus Mitleid zu mir genommen, um ein gutes Werk zu thun. Ihre Eltern, die Misard, die mir als arme Leute bekannt waren, hatten sich

natürlich schön gehütet, mir zu sagen, daß sie das Kind trotz aller Schläge nicht haben abhalten können, zu Cabuche zu laufen, sobald eine Thür im Hause offen stand ... Und dann passirte das Unglück. Mein Bruder hatte in Doinville keinen Diener um sich. Louissette und eine zweite Frau besorgten die Aufwartung in dem kleinen Pavillon, den er sich reservirt hatte. Eines schönen Morgens hatte sie sich allein dorthin begeben und kam nicht wieder. Nach meiner Meinung war ihre Flucht schon seit langer Zeit geplant worden, vielleicht hatte ihr Liebster sie erwartet und entführt ... Aber das Schreckliche war, daß fünf Tage später das Gerücht von dem Tode Louissette's in Folge eines von meinem Bruder versuchten Unsittlichkeitsattentates umherlief. Die näheren Umstände sollten so ungeheuerliche gewesen sein, daß die Kleine halb wahnsinnig zu Cabuche gekommen, wie man erzählte, und bei ihm an einer Gehirnentzündung gestorben wäre. Was

eigentlich vorgegangen, ist schwer zu enträthseln. Man horte zu widersprechende Gerüchte. Ich für meinen Theil glaube, daß Louisette an einem Fieber gestorben ist, das sie sich, so lautet auch die ärztliche Meinung, durch ihr nächtliches Umherstreifen in der Nähe der Sümpfe geholt hat ... Ich hoffe. Sie sehen ein, mein weither Herr, daß nicht mein Bruder die Kleine gemordet hat. Das wäre zu häßlich, ja unmöglich.«

Herr Denizet hatte dieser Erzählung aufmerksam gelauscht und weder Billigung noch Mißbilligung geäußert. Frau Bonnehon fühlte sich schließlich etwas verlegen und entschloß sich daher noch zu der Aeüßerung:

»Mein Gott, ich will nicht behaupten, daß mein Bruder nicht mit ihr gescherzt hätte. Er liebte die Jugend, trotz seiner strengen Amtsmiene war er stets ein Lebenslustiger. Nehmen wir sogar an, er hätte sie öfter in seine Arme geschlossen.«

Bei diesen Worten empörte sich das verletzte Schamgefühl der Lachesnaye.

»Aber Tante!«

Diese aber zuckte die Schultern: »Warum vor Gericht lügen?«

»Er hat sie umarmt, vielleicht auch gehätschelt. Das ist weiter kein Verbrechen ... Ich will diese Dinge zugeben, denn der Kärrner hat sie nicht erfunden. Louissette muß die Lügnerin und Lästerin gewesen sein, sie hat alles in's Ungeheuerliche gezogen, um bei ihrem Geliebten bleiben zu können, der als brutaler Mensch schließlich auf Treue und Glauben sich eingebildet hat, man habe ihm sein Verhältniß getödtet ... Er war thatsächlich fast toll vor Wuth und hat in allen Kneipen wiederholt, daß er den Präsidenten wie ein Schwein abstechen würde, wenn er ihm einmal in die Hände fallen sollte.«

Der bis dahin schweigsame Richter unterbrach

sie lebhaft:

»Das hat er wirklich gesagt, sind Zeugen da, die es bestätigen können?«

»Sie werden mehr, als nothwendig ist, finden, lieber Richter ... Es ist eine traurige Geschichte gewesen, der Verdruß wollte garnicht aufhören. Glücklicher Weise machte die Stellung, die mein Bruder einnahm, ihn über jeden Verdacht erhaben.«

Frau Bonnehon begriff jetzt, welche Spur Herr Denizet verfolgte. Es machte sie das besorgt, sie brach also lieber ab, um nicht noch mehr in die Sache verwickelt zu werden! Der Richter hatte sich erhoben, er wollte die schmerzliche Gefälligkeit der Familie nicht noch länger in Anspruch nehmen, meinte er. Der Schreiber las auf seine Anordnung hin die Protokolle vor, damit sie von den Anwesenden unterzeichnet werden konnten. Die Wiedergabe des Verhørs war eine tadellos correcte, alle überflüssigen und

kompromittirenden Worte waren fortgelassen, so daß Frau Bonnehon mit der Feder in der Hand es nicht unterlassen konnte, einen wohlwollenden Blick angenehmer Ueberraschung auf diesen knochigen, bleichen Herrn Laurent zu werfen, den sie vorher garnicht beachtet hatte.

Als der Richter sie, wie auch ihre Nichte und deren Mann, zur Thür begleitete, drückte sie ihm die Hand.

»Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr? Sie wissen, daß Sie stets willkommen in Doinville sind ... Sind Sie doch einer meiner letzten Getreuen.«

Ein melancholischer Hauch umflorte ihr Lächeln, während ihre Nichte mit eisiger Miene und mit oberflächlichem Gruße zuerst das Zimmer verließ.

Als sich Herr Denizet allein befand, athmete er etwas auf. Er war nachdenklich stehen

geblieben. Für ihn war die ganze Angelegenheit jetzt klar, zweifellos hatte Grandmorin, der dafür bekannt war, Gewalt angewendet. Dieser Umstand machte die Untersuchung kitzlich, er nahm sich deshalb vor, sehr vorsichtig zu sein, bis nähere Anweisungen aus dem Ministerium eingetroffen sein würden. Nichtsdestoweniger triumphierte er. Endlich hatte er den Schuldigen erfaßt.

Als er seinen Platz hinter dem Schreibtische wieder eingenommen hatte, klingelte er dem Diener.

»Lassen Sie den Jacques Lantier eintreten.«

Auf der Bank im Korridor warteten die Roubaud mit ihren zugeknöpften, von der Ungeduld, die sie zeigen mußten, wie eingeschläferten und nur ab und zu von einem nervösen Zucken überhusteten Gesichtern noch immer. Die Stimme des Gerichtsdieners, der Jacques hereinrief, schien sie zu erwecken,

ein flüchtiges Erzittern überlief sie. Sie folgten ihm mit ihren sich erweiternden Augen und sahen ihn bei dem Richter verschwinden. Dann versanken sie wieder in ihre schweigsame Haltung.

Diese ganze Geschichte machte Jacques schon seit drei Wochen krank, als müßte sie schließlich sich gegen ihn wenden. Das war zwar unvernünftig, denn ihm konnte nichts zur Last gelegt werden, nicht einmal, daß er Schweigen bewahrte; trotzdem betrat er das Zimmer des Untersuchungsrichters mit dem unbehaglichen Gefühl, als sei er der Schuldige und sähe sein Verbrechen entdeckt. Deshalb schützte er sich gegen die ihm vorgelegten Fragen und hütete sich, zu viel zu sagen. Las man es ihm nicht an den Augen ab, daß auch er zu morden fähig war? Nichts war ihm unangenehmer als gerichtliche Vorladungen. Er fühlte so etwas wie zornige Empörung darüber und erklärte stets, seine Zeit sei viel zu kostbar, als mit solchen ihn nichts angehenden

Geschichten vertrödelt zu werden.

Herr Denizet verlangte diesmal von ihm nur ein Signalement des Mörders. Jacques war der einzige Zeuge, der Jenen erblickt und genauere Aussagen in dieser Beziehung machen konnte. Aber auch diesmal ging er über seine erste Aussage nicht hinaus, er wiederholte, daß die Todtschlagsscene für ihn nur eine in knapp einer Sekunde erblickte Vision, ein so flüchtiges Bild wäre, daß es völlig formenlos und ganz losgelöst in seiner Erinnerung hafte. Es war eben ein Mann gewesen, der einen zweiten abschlachtete, nichts mehr. Eine halbe Stunde hindurch quälte ihn der Richter mit einer schleichenden Hartnäckigkeit und legte ihm die gleiche Frage in allen möglichen Variationen vor: war er groß, war er klein, hatte er einen Bart, hatte er lange oder kurze Haare, wie war er gekleidet, welcher Gesellschaftsklasse schien er anzugehören? Und Jacques konnte in seiner Verwirrung nur konfuse Antworten geben.

»Nun, würden Sie ihn wiedererkennen,« fragte schließlich Herr Denizet brüsk und sah ihn scharf an, »wenn man ihn Ihnen zeigte.«

Ein Angstgefühl, hervorgezaubert durch diesen sich in sein Gehirn bohrenden Blick ließ ihn die Augenlider niederschlagen. Er fragte sein Gewissen laut um Rath.

»Ihn wiedererkennen ... ja ... vielleicht.«

Aber schon trieb ihn seine befremdliche Furcht vor einer unbewußten Mitschuld wieder seinem Ausfluchtssystem in die Arme.

»Trotzdem, nein, ich glaube nicht, ich könnte meine Behauptung nie als feststehend betrachten. Bedenken Sie doch! Eine Schnelligkeit von achtzig Kilometern in der Stunde!«

Mit einer Bewegung der Entmuthigung nöthigte ihn der Richter zum Sitzen, um ihm Zeit zu lassen, sich eines Bessern zu besinnen.

»Bleiben Sie hier und setzen Sie sich.«

Er klingelte abermals dem Diener:

»Lassen Sie Herrn und Frau Roubaud eintreten.«

Gleich, als sie in die Thür traten, bemerkten sie Jacques, beunruhigt begegneten sich ihre Augen. Hatte er gesprochen, hielt man ihn zurück, um ihn mit ihnen zu konfrontieren? Alle ihre Sicherheit entfloh, als sie Jenen noch anwesend fanden. Sie antworteten zuerst auch mit umflorter Stimme. Der Richter aber ging nur ihr erstes Verhör nochmals durch, sie brauchten nur dieselben identischen Sätze zu wiederholen, während er mit gesenktem Haupte, ohne sie anzusehen, zuhörte.

Plötzlich wandte er sich an Séverine.

»Sie haben dem Polizeicommissär, der mir das Protokoll hier übersandt hat, erzählt, Madame, daß in Rouen ein Mann in das Koupee gestiegen sei, gerade als sich der Zug in

Bewegung setzte.«

Sie war betroffen. Warum kam er darauf zurück? War das eine Falle? Wollte er sie zum Widerspruch gegen ihre erste Aussage verleiten? Sie blickte hilflos ihren Mann an und dieser kam ihrer Antwort klug zuvor.

»Ich glaube nicht, Herr Richter, daß sich meine Frau so bestimmt geäußert hat.«

»Bitte um Verzeihung ... Ihre Frau hat von einer Möglichkeit dieses Factums nichts, dagegen gesagt: »Es muß als gewiß betrachtet werden, daß ...« Nun gut, Frau Roubaud, ich wünsche zu wissen, welch einen besonderen Grund Sie hatten, so zu sprechen.«

Sie wurde nun vollends wirr, sie fühlte, daß wenn sie sich jetzt widerspräche, er sie Antwort für Antwort widerlegen und ihr ein Geständniß entreißen würde. Aber antworten mußte sie.

»O, Herr Richter, keinen besonderen Grund ...

Ich habe das auf Grund bloßer Ueberlegung gesagt, weil es in der That schwierig ist, sich die ganze Sache anders zu denken.«

»Sie selbst haben also einen Mann nicht gesehen, Sie können uns über ihn keine Aufschlüsse geben?«

»Nein, durchaus keine!«

Herr Denizet schien diesen Punkt fallen zu lassen. Er kam aber, zu Roubaud gewandt, sofort darauf zurück.

»Und wie kommt es, daß Sie diesen Mann nicht gesehen haben, wenn er wirklich in das Koupee gestiegen ist? Aus Ihrer Aussage erhellt, daß Sie noch mit dem Opfer sprachen, als die Lokomotive schon zur Abfahrt piff?«

Dieses Drängen erschreckte den Unter-Inspector vollends. Vor Angst wußte er nicht, was thun, sollte er den Strohmann fallen lassen oder ihn aufrecht erhalten. Wenn man gegen ihn Beweise hatte, so war die Voraussetzung

eines unbekanntes Mörders kaum beizubehalten, sie konnte sogar den Fall verschlimmern. Vorläufig wollte er sich auf das Abwarten verlegen und gab deshalb konfuse Erklärungen ab.

»Es ist in der That ärgerlich,« meinte Herr Denizet, »daß Ihr Gedächtniß so schwach ist, denn Sie gerade könnten uns helfen, die Verdächtigung vieler Personen auf einen Einzigen zu konzentriren.«

Das schien direct auf Roubaud gemünzt, der sich sofort beeilte, sich rein zu waschen. Er sah sich entdeckt und sein Entschluß stand nun fest.

»Sie werden doch begreifen, daß man, wo das Gewissen so sehr mitspricht, zögert, nichts natürlicher. Wenn ich Ihnen auch sage, ja, ich glaube wohl den Mann gesehen zu haben, so ...«

Der Richter konnte seinen Triumph nicht

verbergen, glaubte er doch Jenem durch seine Geschicklichkeit die Zunge gelöst zu haben. Er meinte die befremdliche Angst so mancher Zeugen, zu sagen, was sie wüßten, aus Erfahrung zu kennen und schmeichelte sich. Jene jetzt gegen ihren Willen zur Aussage gezwungen zu haben.

»So reden Sie ... Wie sieht er aus? Klein, groß, so von Ihrer Statur?«

»Bewahre, viel größer ... Ich habe wenigstens so die Empfindung, ich glaube dieses Individuum gestreift zu haben, als ich zu meinem Waggon zurückeilte.«

»Einen Augenblick,« sagte Herr Denizet.

Und sich an Jacques wendend, fragte er:

»Der Mann, den Sie mit dem Messer in der Hand gesehen haben, war er größer als Herr Roubaud?«

Der Lokomotivführer, der schon ungeduldig

wurde, denn er fürchtete den fünf Uhr Zug zu verpassen, erhob prüfend die Augen. Er schien Roubaud vorher nie so recht betrachtet zu haben, er war selbst erstaunt, ihn klein und gedrungen mit einem schon anderswo gesehenen, vielleicht geträumten eigentümlichen Profil zu erblicken.«

»Nein,« sagte er leise, »er war nicht viel größer, fast in gleicher Statur.«

Aber der Unter-Inspector protestirte lebhaft.

»O, wenigstens um einen Kopf größer,«

Jacques' weitgeöffnete Augen ruhten auf ihm und unter diesem, eine wachsende Ueberraschung verrathenden Blick krümmte sich Roubaud, als wollte er vor seiner eigenen Aehnlichkeit fliehen. Auch seine Frau folgte stumm und wie zu Eis erstarrt der schwerfälligen Arbeit des Gedächtnisses, die sich auf dem Gesicht des jungen Mannes widerspiegelte. Dieser war erstaunt über

gewisse Analogien zwischen Roubaud und dem Mörder und allmählich wurde es in ihm zur Gewißheit, daß dieser der Mörder sei, als solchen hatte ihn das Gerücht auch schon längst beargwöhnt. Diese Entdeckung nahm ihn jetzt vollends gefangen; mit offenem Munde saß er da. Keiner wußte, was jetzt kommen würde. Jacques selbst wußte es nicht einmal. Sprach er, war das Ehepaar verloren. Die Augen Roubaud's waren den seinen begegnet, beide blickten sich auf den Grund ihrer Seelen. Es trat eine kleine Pause ein.

»Sie stimmen also nicht überein,« sagte Herr Denizet. »Haben Sie ihn nur klein gesehen, so mag das daher kommen, weil er im Kampfe mit seinem Opfer eine gebückte Stellung einnahm.«

Auch er beobachtete die beiden Männer. Er hatte garnicht daran gedacht, diese Confrontation auszunutzen; aber mit berufsmäßigen Instinct fühlte er, daß in diesem

Augenblick die Wahrheit in der Luft schwebte. Sogar sein Vertrauen zu der Fährte Cabuche gerieth in's Wanken. Hatten die Lachesnaye wirklich Recht? Waren gegen alle Wahrscheinlichkeit dieser achtbare Beamte und seine sanfte Frau wirklich die Thäter?

»Hatte der Mann einen Vollbart wie Sie?« fragte er Roubaud.

Dieser hatte die Kraft, zu antworten, ohne daß seine Stimme zitterte.

»Einen Vollbart? Nein! So viel ich weiß, hatte er gar keinen Bart.«

Jacques fühlte, daß ihm dieselbe Frage vorgelegt werden würde. Was sollte er sagen? Er hätte darauf geschworen, daß der Mörder einen Vollbart getragen habe. Im Grunde genommen, was gingen ihn jene Leute an, warum sollte er nicht die volle Wahrheit sagen? Aber als er seine Augen von dem Manne fortwandte, begegnete er denen der

Frau. Und in deren Blick las er eine so glühende Bitte, die so völlige Hingabe ihrer ganzen Person, daß er sich wie umgewandelt fühlte. Sein alter Schauer überlief ihn wieder; liebte er Jene, war sie es, die er lieben wollte, wahr lieben sollte ohne den ungeheuerlichen Wunsch ihrer Vernichtung zu empfinden? Eine eigenthümliche Rückwirkung seiner Verwirrung verdunkelte in diesem Augenblick sein Denken, er fand keine Aehnlichkeit mehr zwischen Roubaud und dem Mörder. Die Vision wurde undeutlich, ein so gewichtiger Zweifel beschlich ihn, daß er ewige Reue gefühlt haben würde, wenn er gesprochen hätte. »Hatte der Mann einen Vollbart wie Herr Roubaud?« fragte ihn Herr Denizet.

»Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, Herr Richter. Es ging alles zu schnell vorüber. Ich weiß nichts und will nichts behaupten.«

Aber Herr Denizet ging von dem Thema nicht ab, denn er wollte mit dem auf dem Unter-

Inspector ruhenden Verdacht ein für alle Male in's Reine kommen. Er drängte diesen, er drängte den Lokomotivführer und erhielt endlich von Ersterem ein dahingehendes Signalement, daß der Mörder groß und stark gewesen sei, keinen Bart, aber eine Blouse getragen habe, kurz ganz das Gegentheil von Roubaud's eigener äußerer Erscheinung. Vom Zweiten bekam er nur Ausflüchte heraus, welche die Behauptungen Roubaud's erst recht bekräftigten. Der Richter kam zu seiner ersten Ueberzeugung zurück; er befand sich entschieden an der richtigen Fährte, das Porträt, welches der Zeuge von dem Mörder entwarf, war so exact, daß jeder neue Zug die Gewißheit verstärken mußte. Gerade dieses, so ungerechtfertigt verdächtige Ehepaar machte durch seine erdrückende Aussage den Kopf des Schuldigen fallen.

»Gehen Sie dort hinein,« sagte er zu den Roubaud und Jacques und ließ sie das nebenan gelegene Zimmer betreten, nachdem sie das

Protokoll unterschrieben hatten. »Warten Sie, bis ich Sie rufe.«

Er gab unverzüglich den Befehl, den Gefangenen vorzuführen. Er war so glücklich, daß er sich gut gelaunt an seinen Schreiber mit den Worten wandte:

»Laurent, wir haben ihn.«

Die Thür sprang auf und zwei Gensdarmen schoben einen großen Burschen im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in das Zimmer. Auf ein Zeichen des Richters zogen sie sich zurück und Cabuche blieb allein und eingeschüchtert, mit der verstörten Miene eines eingefangenen wilden Thieres mitten im Zimmer stehen. Er war ein blonder Kerl mit kraftstrotzendem Halse, mächtigen Fäusten einer überraschend weißen Haut und spärlichem Bart, ein goldener, wie Seide so weicher Flaum beschattete kaum seine Lippen. Das massige Gesicht, die niedre Stirn drückten die Heftigkeit eines bornirten Wesens aus, das

nur nach der ersten Empfindung zu handeln pflegt; zugleich aber drückte sich in dem breiten Munde und der eckigen Nase die Bereitwilligkeit gutmüthiger, hündischer Unterwürfigkeit aus. Am frühen Morgen aus seinem Loch in der Forst geholt und mit ihm unverständlichen Anklagen überhäuft, glich er in seiner Bestürzung, mit der zerrissenen Blouse und seinem zweideutigen Blick ganz einem tückischen Banditen. Das Gefängniß giebt ja auch ehrenwerthen Leuten solch ein Aussehen. Die Dämmerung brach herein, das Gemach hüllte sich in Dunkelheit. Der Diener brachte eine große Lampe herein, deren blendendes Licht ihm direct in's Gesicht fiel. Er starrte unbeweglich in die Flamme, als wäre er schon überführt.

Herr Denizet hatte sofort seine großen, klaren Augen mit den schweren Lidern auf ihn geheftet. Er sagte noch nichts, der erste Versuch, seine Macht auszuüben, war eine stumme Nöthigung, dann erst sollte der wilde

Kampf, dieser Krieg voller Listen, Fallen und moralischer Folterungen beginnen. Dieser Mann war der Schuldige, er war vogelfrei und brauchte nur das Geständniß seiner Schuld abzulegen.

Das Verhör begann sehr gelassen.

»Ihr wißt, wessen man Euch beschuldigt?«

»Man hat es mir nicht gesagt, aber ich glaube, es zu wissen,« antwortete Cabuche und seine Stimme grollte dumpf vor ohnmächtigem Zorn. »Man hat genug darüber geredet.«

»Sie kannten Herrn Grandmorin?«

»Ja, ich kannte ihn nur zu gut!«

»Ein Mädchen, Namens Louisette, Euer Verhältniß, war Hausmädchen bei Frau Bonnehon?«

Den Kärner packte die Wuth. In seinem Zorn schwamm ihm alles roth vor den Augen.

»In des Teufels Namen, die das sagen, sind

infame Lügner. Louisette war nicht mein Verhältniß.«

Der Richter hatte neugierig diesem Aufruhr zugesehen. Er machte eine kleine Abschwenkung und sagte:

»Ihr seid etwas heftig. Ihr hattet schon einmal fünf Jahre abzumachen, weil Ihr im Streite einen Mann getödtet habt.«

Cabuche senkte den Kopf. Diese Verurtheilung war seine Schande.

»Er hatte zuerst geschlagen,« murmelte er ...
»Ich habe nur vier Jahre gesessen, man hat mir das fünfte erlassen.«

»Ihr behauptet also, daß die Louisette nicht Euer Verhältniß war?«

Er ballte abermals die Fäuste. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme und in abgebrochenen Sätzen:

»So begreifen Sie doch, sie war ja noch ein

halbes Kind, erst vierzehn Jahre, als ich von dort zurückkehrte ... Damals floh mich alle Welt, man hatte mich gesteinigt. Nur sie, der ich im Walde täglich begegnete, näherte sich mir und sprach so lieb, so lieb mit mir ... So wurden wir Freunde. Gingen wir zusammen im Walde umher, war es immer Hand in Hand. Jene Zeit war so schön, so schön! Sie wurde größer und ich dachte wohl an sie. Wozu soll ich es leugnen, daß ich sie wie toll liebte. Auch sie liebte mich sehr und es wäre vielleicht so gekommen, wie Sie meinten, wenn man sie nicht von mir getrennt und nach Doinville zu jener Dame gebracht hätte ... Als ich eines Abends mit meinem Karren heimkam, fand ich sie halb wahnsinnig und vom Fieber verzehrt vor meiner Thür. Sie hatte sich nicht zu ihren Eltern zurückgewagt und kam zu mir –um zu sterben ... O, dieses Schwein! Am liebsten hätte ich ihn auf der Stelle abgestochen!«

Der Richter kniff seine feinen Lippen erstaunt

über diesen aufrichtigen Accent des Mannes zusammen. Er hatte einen verschlossenen Menschen vor sich; daß er jetzt noch den schlimmsten Theil vor sich haben würde, hätte er nicht geglaubt.

»Ja, ich kenne die klägliche Geschichte, die Ihr und dieses Mädchen Euch zurechtgelegt habt. Bedenkt nur, daß das ganze Leben des Präsidenten Grandmorin ihn über solche Verdächtigung erhaben machte.«

Mit sich erweiternden Augen und zitternden Händen stotterte der Kärner:

»Was, was haben wir erfunden? ... Die Anderen lügen, die uns der Lüge beschuldigen.«

»Spielt nur nicht den Unschuldigen ... Ich habe bereits Misard, den Mann der Mutter Eurer Geliebten, vernommen. Wenn es nöthig sein sollte, werde ich ihn Euch gegenüberstellen. Ihr sollt dann hören, was er von dem Märchen

denkt ... Und überlegt ein wenig Eure Antworten. Wir haben Zeugen, wir wissen Alles, Ihr thut am besten, gleich die Wahrheit zu sagen.« Herr Denizet wandte jetzt seine gewöhnliche Taktik der Einschüchterung an, denn er wußte nichts und hatte auch keine Zeugen.

»Leugnet Ihr es auch, daß Ihr öffentlich gedroht habt, den Herrn Grandmorin abzustechen?«

»Das habe ich gesagt, ganz gewiß. Ich habe es sogar aus voller Ueberzeugung gesagt, denn die Hand juckte mir verteufelt!«

Herr Denizet war nicht wenig überrascht, hatte er doch ein systematisches absolutes Ableugnen erwartet. Der Verhaftete gestand die Drohungen ein? Welche List verbarg sich dahinter? Er fürchtete, etwas zu schnell zu Werke gegangen zu sein, sammelte sich einen Augenblick, dann sah er ihn scharf an und fragte ihn ohne jeden Uebergang:

»Was habt Ihr in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten Februar gemacht?«

»Ich habe mich gegen sechs Uhr Abends schlafen gelegt ... Ich fühlte mich nicht ganz wohl, deshalb that mir mein Vetter Louis den Gefallen eine Ladung Steine nach Doinville zu führen.«

»Ja, man hat Euren Vetter mit dem Wagen beim Niveauübergang über den Eisenbahndamm gesehen. Aber Euer Vetter hat weiter nichts aussagen können, als daß er Euch des Mittags zum letzten Male gesehen habe ... Beweist mir, daß Ihr Euch um sechs Uhr hingelegt habt.«

»Das ist zu dumm. Wie soll ich Ihnen das beweisen? Ich bewohne mein Haus im Walde ganz allein ... Ich befand mich dort, das ist Alles, was ich sagen kann.«

Nun entschloß sich Herr Denizet zu dem großen Schlage. Vor dem Imposanten seiner

Wissenschaft mußte alles Leugnen verstummen. Sein Gesicht versteinerte sich unter der Spannung seines Willens, während sein Mund Komödie spielte.

»Ich will es Euch sagen, was Ihr am Abend des 14. Februar gethan habt ... Um drei Uhr seid Ihr von Barentin aus nach Rouen gefahren, zu welchem Zweck hat die Untersuchung bisher noch nicht ergeben. Ihr mußtet mit dem Pariser Zug, der um neun Uhr drei Minuten in Rouen eintrifft, zurückkehren. Ihr standet auf dem Perron mitten in der Menge, als Ihr Herrn Grandmorin in seinem Koupee bemerkte. Ich gebe zu, bemerkt es wohl, daß eine Absicht nicht vorgelegen hat, sondern daß der Gedanke an das Verbrechen Euch dann erst gekommen ist ... In Folge des Gedränges konntet Ihr unbemerkt zu ihm in das Koupee gelangen. Ihr mußtet aber mit der Ausführung Eurer That bis zum Tunnel von Malaunay warten. Ihr habt jedoch die Zeit schlecht abgewogen, denn der Zug verließ

bereits wieder den Tunnel, als Ihr den Mord vollführtet ... Ihr habt den Leichnam dann aus dem Koupee geworfen und seid in Barentin ausgestiegen, nachdem Ihr vorher auch noch die Reisedecke beseitigt habt ... Das habt Ihr gethan.«

Er sondirte die geringsten Falten aus dem rosigen Antlitz Cabuche's, war aber betroffen, als dieser, der zuerst aufmerksam zugehört hatte, schließlich in ein gutmüthiges Lachen ausbrach.

»Was erzählen Sie da? ... Hätte ich den Mord vollführt, so würde ich es auch eingestehen. Ich habe ihn nicht auf dem Gewissen,« fuhr er wieder ruhig fort, »aber ich hätte es thun können. Ja, in des Teufels Namen, es thut mir leid, daß es ein Anderer gethan hat.«

Herr Denizet vermochte nichts Anderes aus ihm herauszubringen. Vergebens wiederholte er seine Fragen, zehnmal kam er mit veränderter Taktik auf denselben Gegenstand

zurück. Nein, und immer nein, er sei es nicht gewesen. Er zuckte die Achseln und ärgerte sich über dieses Thier. Als man ihn festnahm, hatte man auch seine Hütte durchsucht, aber weder eine Waffe, noch die Banknoten, noch die Uhr gefunden, dagegen hatte man einen Blutfleck aufweisenden Pantoffel als schweres Indicium mitgenommen. Abermals lachte er: er hatte einem Hasen das Genick umgedreht, daher stammten die Blutflecke auf dem Pantoffel. Der in seine fixe Idee, daß Cabuche der Mörder sei, verrannte Richter verlor jetzt jeden Halt. Er hatte zuviel der professionellen Finesse und Combinationsgabe angewandt und war damit glücklich über die einfache Wahrheit hinausgeschossen. Dieser bornirte Mensch von ungezähmter Kraft war garnicht im Stande, mit Listen zu fechten; daß er nein und immer wieder nein sagte, brachte den Richter ganz aus dem Concept. Er wollte in ihm durchaus den Schuldigen sehen, und deshalb erbitterte ihn jedes erneute Abstreiten,

er faßte es als eine Verbohrtheit in die Wildheit und Lüge auf. Und doch wollte er ihn noch zwingen, das Leugnen einzustellen. »Ihr leugnet also?«

»Entschieden, da ich es nicht gewesen bin ... Wäre ich es gewesen, ich hätte mich auch stolz dazu bekannt.«

Herr Denizet erhob sich hastig und öffnete selbst die Thür des benachbarten Zimmers. Er rief Jacques herein und fragte ihn:

»Erkennen sie diesen Menschen wieder?«

»Ich kenne ihn,« erwiderte der Lokomotivführer überrascht. »Ich habe ihn früher einmal bei Misard gesehen.«

»Nein, das meine ich nicht ... Erkennen Sie in diesem Menschen den Mörder wieder?«

Jetzt verstand Jacques. Nein, in ihm erkannte er den Mörder nicht wieder. Der Andre hatte kürzer, dunkler ausgesehen. Schon wollte er es

laut heraussagen, als er fand, daß er sich schon wieder zu weit vor wagte. Er antwortete daher ausweichend:

»Ich weiß es nicht, ich kann es nicht behaupten ... Ich versichere Sie, Herr Richter, ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen.«

Herr Denizet wartete nicht weiter und rief die Roubaud herein. Auch sie fragte er:

»Erkennen Sie diesen Menschen wieder?«

Cabuche lächelte noch immer. Er war nicht weiter erstaunt, sondern begrüßte Séverine, die er schon, als sie noch als Mädchen in la Croix-de-Maufras gewohnt, kannte, durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe. Aber sie und ihr Mann waren nicht wenig überrascht, als sie Jenen an dieser Stelle erblickten. Sie begriffen: das war also der Verhaftete, den Jacques erwähnt hatte, durch den ihre abermalige Vorladung veranlaßt worden. Roubaud besonders staunte, ihn machte die Aehnlichkeit

dieses Burschen mit dem sagenhaften Mörder, dessen Signalement er als das Gegentheil von seiner eigenen Person erfunden hatte, fast bestürzt. Daß zufällig Alles stimmte, konnte er gar nicht fassen, deshalb zögerte er auch mit der Antwort.

»Erkennen Sie ihn wieder?«

»Mein Gott, Herr Richter, ich wiederhole es Ihnen, ich habe ja nur eine bloße Empfindung von dem Individuum gehabt, das mich streifte ... Jedenfalls aber ist dieser so groß wie Jener, auch ist er blond und ohne Bart ...«

»Also ist er es oder ist er es nicht?«

Der in die Enge getriebene Unter-Inspector erzitterte in Folge des innern Kampfes. Mehr instinctiv als bewußt die Haltung, die man von ihm wünschte, erspähend, sagte er:

»Ich kann es nicht behaupten. Aber es scheint, ja, es scheint gewiß so zu sein.«

Jetzt begann Cabuche zu fluchen. Ihm schien es, als wollte man ihn mit dieser Geschichte direct dumm machen. Er wäre es nicht gewesen, man solle ihn laufen lassen. Das Blut drängte sich ihm in's Gehirn, er begann mit den Fäusten zu fuchteln und wurde so fürchterlich, daß die hereingerufenen Gensdarmen ihn abführen mußten. Aber gerade diese Heftigkeit, diese Empörung der angegriffenen und nun losgehenden Bestie erhöhte Herrn Denizet's Triumph. Seine Ueberzeugung stand jetzt fest, er machte kein Hehl mehr daraus.

»Haben Sie seine Augen gesehen? In solchen Augen verstehe ich zu lesen ... Seine Rechnung ist richtig, er gehört uns!«

Die Roubaud sahen sich starr an. Es war also Alles zu Ende und sie gerettet? Das Gericht hatte wirklich den Schuldigen entdeckt? Es war ihnen Alles noch nicht so recht klar, sie hatten jedenfalls aber die schmerzliche

Empfindung, daß, wie die Sache jetzt lag, sie eine böse Rolle spielten. Zunächst aber überwog die Freude und spülte ihre Gewissensbisse fort. Sie lächelten Jacques an und spürten erleichterten Herzens ein heftiges Verlangen nach Aufathmen in der freien Luft. Der Richter wollte sie gerade entlassen, als ein Gerichtsdienner ihm einen Brief behändigte.

Lebhaft trat Herr Denizet an seinen Schreibtisch, um mit Aufmerksamkeit zu lesen und vergaß ganz die drei Zeugen. Es war ein Brief aus dem Ministerium, der Bescheid, daß er sich noch etwas hätte gedulden sollen, ehe er die Untersuchung von Neuem weitergeführt. Was er las, dämpfte seinen Triumph, denn sein Gesicht überzog nach und nach eine eisige Kälte und die an ihm sonst sichtbare stumpfe Unbeweglichkeit. Er erhob auch einmal den Kopf und blickte die Roubaud von der Seite an, als hätte eine Stelle im Briefe ihn wieder an sie erinnert. Auch deren Freude war schnell verflogen, sie fühlten sich wieder höchst

unbehaglich und schuldbeladen. Warum hatte er sie angesehen? Hatte man in Paris dieses ungeschickte Billet mit drei Zeilen aufgefunden, das sie fürchten mußten? Séverine kannte Herrn Camy-Lamotte sehr gut, sie hatte ihn oft beim Präsidenten gesehen und wußte, daß er mit Ordnung der Papiere des Todten beauftragt war. Jetzt quälte Roubaud das Bedauern, seine Frau nicht nach Paris geschickt zu haben. Sie hätte mehrere, gewiß nützliche Besuche machen und sich der Protection des Generalsekretärs versichern können, falls die Gesellschaft, durch die umlaufenden bösen Gerüchte beunruhigt, noch an seine Absetzung denken sollte. Beide wandten kein Auge von dem Richter; ihre Unruhe wuchs, je mehr sie sein Gesicht sich verfinstern sahen. Er war jedenfalls sehr deprimirt von diesem Brief, der die Arbeit eines ganzen Tages wieder zunichte machte.

Endlich ließ Herr Denizet die Hand mit dem Brief sinken, er ließ noch einen Augenblick in

Gedanken verloren seine Augen auf den Roubaud und Jacques haften. Dann aber raffte er sich auf und sagte laut:

»Es ist gut; wir werden ja sehen und Alles nochmals durchgehen ... Sie können jetzt gehen.«

Doch als die Drei fort wollten, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, den bedeutsamen Punkt aufzuklären, der sein neues System durchquerte, obwohl man ihm anempfahl, nichts ohne vorhergegangene Anfrage zu thun.

»Nein, bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Lantier, ich habe Sie noch etwas zu fragen.«

Die Roubaud warteten im Korridor. Die Thüren standen offen, aber sie konnten noch nicht hinaus: ein Etwas hemmte ihren Schritt, die Angst vor dem, was sich in diesem Augenblick im Zimmer des

Untersuchungsrichters abspielen mochte, die physische Unmöglichkeit, eher fortzugehen, bis sie von Jacques erfahren, was für eine Frage ihm vorgelegt worden sei. Sie gingen mit schlotternden Beinen auf und ab. Dann setzten sie sich wieder auf die Bank, wo sie schon vorher mehrere Stunden stumm vor sich hin gebrütet hatten.

Als der Lokomotivführer wieder erschien, erhob sich Roubaud schwerfällig.

»Wir haben Sie erwartet, um mit Ihnen nach dem Bahnhof zurückzukehren ... Nun?«

Jacques aber wendete verlegen den Kopf zur Seite, als wollte er dem auf ihn gerichteten Blick Séverine's ausweichen.

»Er weiß nicht mehr wie vorher, er plantscht umher,« sagte er endlich. »Jetzt hat er mich gefragt, ob nicht zwei den Mord begangen haben. Ich habe ihm dasselbe erwidert, was ich in Havre ausgesagt, nämlich, daß eine dunkle

Masse auf den Beinen des Alten gelastet habe. Nun wollte er auch darüber noch Näheres wissen ... Er schien der Meinung, daß das keine Reisedecke war. Dann ließ er die Decke holen und ich mußte nochmals meine Meinung sagen ... Mein Gott, ja, es war vielleicht die Reisedecke.«

Die Roubaud überlief es kalt. Man war ihnen auf der Spur, ein einziges Wort dieses jungen Menschen konnte sie in's Verderben stürzen. Er wußte sicher Alles und würde schließlich aussagen. Schweigend verließen die Drei, die Frau in der Mitte, das Gerichtsgebäude. Als sie sich auf der Straße befanden, meinte Roubaud plötzlich:

»Da fällt mir gerade ein, Kamerad, meine Frau wird einiger Geschäfte halber einen Tag in Paris zubringen müssen. Sie sind vielleicht so gut und stehen ihr mit Rath zur Seite, falls sie Hilfe braucht?«

Fünftes Kapitel

Punkt elf Uhr signalisirte der Wärter am Pont de l'Europe durch das vorgeschriebene zweimalige Tuten die Ankunft des Eilzuges von Havre, der soeben aus dem Tunnel von Les Batignolles auftauchte. Bald darauf erdröhnten die Drehscheiben und der Zug rollte mit einem kurzen Pfiff, sich stoßend, rauchend, triefend und durchnäßt von dem seit Rouen unablässig strömenden Regen in den Bahnhof.

Die Beamten hatten noch nicht einmal Zeit gefunden, die Koupeethüren zu öffnen, als eine derselben bereits von innen aufgestoßen wurde und Séverine auf den Perron sprang, noch ehe der Zug zum Halten gebracht war. Ihr Waggon war der letzte im Zuge, sie mußte sich daher beeilen und drang mit dem sich plötzlich aus den Koupeethüren ergießenden Strom der mit Sack und Pack angekommenen

Reisenden zur Lokomotive vor. Jacques stand dort auf der Plattform und wartete auf die Rückfahrt in das Depot, während Pecqueux die Messingtheile mit einem leinenen Tuche abrieb.

»Also abgemacht,« sagte sie und stellte sich dabei auf die Fußspitzen. »Ich werde um drei Uhr in der Rue Cardinet sein. Sie werden die Güte haben, mich Ihrem Chef vorzustellen, damit ich mich bei ihm bedanken kann.«

Dieser Dank für irgend eine unbedeutende Gefälligkeit an den Chef des Depots von Les Batignolles war ein von Roubaud erdachter Vorwand. Auf diese Weise mußte sie die Freundschaft des Maschinenführers in Anspruch nehmen und konnte so am besten dessen Person fester an sie selbst knüpfen. Jacques, bis auf die Haut durchnäßt vom Kampfe gegen Wetter und Wind und von der Kohle geschwärzt, sah sie stumm mit seinen harten Augen an. Er hatte ihrem Gatten in

Havre den Gefallen nicht abschlagen können, aber der Gedanke, allein mit ihr zu sein, verdrehte ihm den Kopf, er fühlte sehr wohl, daß sie ihm begehrenswerth erschien.

»Nicht wahr, ich darf auf Sie rechnen?« wiederholte sie mit einem schmeichlerischen Blick ihrer Augen. Innerlich war sie nicht wenig überrascht und empört von einer so wenig entgegenkommenden, steifen Haltung.

Sie hatte sich höher gereckt und ihre behandschuhte Hand unwillkürlich auf eine Feuerzange gelegt.

»Vorsicht,« mahnte Pecqueux galant, »Sie werden sich beschmutzen.«

Jacques mußte nun etwas sagen. Er that es in sehr schroffem Tone.

»Ja, Rue Cardinet ... Vorausgesetzt, daß mich dieser verwünschte Regen nicht ganz fortschwemmt. Ein Hundewetter!«

Sie rührte sein erbärmlicher Zustand. Als hätte er nur für sie so gelitten, schmeichelte sie:

»Wie sehen Sie aus und ich war inzwischen so gut aufgehoben! ... Ich habe an Sie gedacht und fand dieses Unwetter empörend ... Der Gedanke, daß gerade Sie mich heute früh hierher gebracht haben und mich heute Abend mit dem Schnellzuge wieder zurückführen werden, macht mich sehr glücklich.«

Aber diese liebenswürdige, fast zärtliche Vertraulichkeit schien ihm noch mehr den Kopf zu verdrehen. Er sah sehr geängstigt aus. Da erlöste ihn der plötzliche Ruf: »Rückwärts!« Sofort zog er am Ventil der Dampfpeife, während der Heizer die junge Frau mit der Hand zur Vorsicht mahnte.

»Um drei Uhr also!«

»Ja, um drei Uhr!«

Während sich die Lokomotive in Bewegung setzte, verließ Séverine als letzte den

Bahnsteig. Als sie draußen in der Rue d'Amsterdam den Schirm öffnen wollte, bemerkte sie zu ihrer Zufriedenheit, daß der Regen aufgehört habe. Sie ging bis zur Place du Havre, überlegte dort einen Augenblick und entschloß sich, zunächst einen kleinen Imbiß zu nehmen. Es fehlten gerade fünf Minuten an halb zwölf, als sie ein kleines Restaurant an der Ecke der Rue Saint-Lazare betrat. Sie bestellte sich Spiegeleier und eine Cotelette. Sie speiste sehr langsam und versank dann in dasselbe Nachdenken, das sie schon seit Wochen quälte. Sie sah jetzt immer sehr bleich und abgespannt aus, ihr verführerisches, gern gezeigtes Lächeln war dahin.

Roubaud hatte es für sehr gefährlich gehalten, noch länger zu warten und so hatte er zwei Tage nach dem letzten Verhör in Rouen beschlossen, daß sie Herrn Camy-Lamotte einen Besuch abstatten sollte, und zwar nicht im Ministerium, sondern in der Rue du Rocher, wo dessen eigenes Haus in der

Nachbarschaft des Hotels Grandmorin zu finden war. Sie wußte, daß sie ihn um ein Uhr dort antreffen würde, deshalb beeilte sie sich nicht. Sie überlegte, was sie sagen wollte und was er wohl antworten würde, damit sie sich keine Blöße gab. Ein neuer Grund zur Unruhe hatte ihre Reise nach Paris übrigens beschleunigt: sie hatte durch das Geschwätz der Bahnhofsleute erfahren, daß Frau Lebleu und Philomène überall aussprengten, Roubaud würde von der Gesellschaft entlassen werden, weil er durch die Untersuchung sehr belastet wäre. Das Schlimme war, daß Herr Dabadie, als man ihn hierüber befragte, die Wahrheit dieses Gerüchtes nicht direct in Abrede gestellt hatte, was viel zu denken gab. Es war also höchste Zeit, nach Paris zu reisen, um persönlich für ihre Sache zu plaidiren und vor allen Dingen die Protection der mächtigen Persönlichkeit nachzusuchen, welche an Stelle des Präsidenten getreten war. Aber mit diesem Wunsch, der allenfalls den Besuch erklärlich

machte, ging ein weit zwingenderer Beweggrund Hand in Hand, das nicht zu sättigende und nicht zu befriedigende Bedürfniß, alles wissen zu wollen, dasselbe, welches den Verbrecher antreibt, sich lieber auszuliefern, als im Zweifel zu bleiben. Die Ungewißheit tödtete sie; seit dem Augenblick, in welchem Jacques von der Verdächtigung eines zweiten Mörders gesprochen hatte, fühlten sie sich entdeckt. Sie marterten sich mit Conjecturen, mit der Auffindung des Briefes, mit der Wiederaufnahme des Verfahrens. Sie warteten von Stunde zu Stunde auf eine Haussuchung oder Verhaftung. Ihre Marter stieg auf den Gipfel, als die einfachsten Thatsachen um sie herum ein so besorgnißerregendes Aussehen anzunehmen schienen. Aus diesem Grunde zogen sie die eventuelle Katastrophe diesem ewigen Alarmiren vor. Sie wollten Gewißheit und keine weiteren Leiden.

Séverine verzehrte ihre Cotelette so in

Gedanken, daß sie sich ermunternd zuerst garnicht wußte, wie sie in dieses Restaurant gekommen war. Sie spürte einen bitteren Geschmack im Munde, die Bissen rutschten nicht herunter und sie brachte es nicht einmal über das Herz, sich Kaffee geben zu lassen. Trotzdem sie langsam gespeist hatte, war es doch erst knapp ein Viertel nach zwölf Uhr, als sie das Restaurant verließ. Noch volle dreiviertel Stunden waren todtzuschlagen! Sie, die Paris so schwärmerisch liebte, die, so oft sie es konnte, mit erneutem Entzücken über das Pariser Pflaster lief, sie kam sich heute wie verloren, geängstigt vor. Sie konnte das Ende des Besuches nicht erwarten, am liebsten hätte sie sich irgendwo versteckt. Die Bürgersteige trockneten bereits ab, ein warmer Wind trieb die Wolken auseinander. Sie ging die Rue Tronchet hinab und stand plötzlich auf dem Blumenmarkt der Madeleine, einem jener Märzmärkte zu Ende des Winters, auf dem ein Blütenmeer von Azaleen und Primeln wogt.

Eine halbe Stunde lang wanderte sie in diesem vorzeitigen Frühling umher, unstäte Träume peinigten sie, sie schilderten ihr Jacques als einen Feind, den sie wehrlos zu machen haben würde. Ihr schien es, als hätte sie den Besuch in der Rue du Rocher hinter sich, als wäre nach dieser Richtung alles gut abgelaufen, als hätte sie nur noch das Schweigen dieses jungen Menschen zu erkaufen. Das war aber ein verwickeltes Unterfangen, für seine Lösung arbeitete ihr Köpfchen allerlei romantische Pläne aus. Dieses Träumen däuchte ihr ein angenehmes, nicht ermüdendes, keine Schrecken zeitigendes Wiegen der Gedanken. Plötzlich fuhr sie zusammen, ihr Blick suchte die Uhr in dem Kiosk: ein Uhr zehn Minuten. Der Besuch war noch nicht gemacht, die Angst vor der Wirklichkeit packte sie von Neuem, sie eilte nach der Rue du Rocher.

Das Hotel des Herrn Camy-Lamotte bildete gerade die Ecke dieser Straße und der Rue de

Naples. Séverine mußte an dem stumm und öde, mit geschlossenen Fensterläden dastehenden Hotel Grandmorin vorüber. Sie erhob die Augen und beschleunigte ihre Schritte. Sie gedachte ihres letzten Besuches in diesem Hause und sah es groß und drohend vor sich stehen. Als sie einige Schritte weiter war, sah sie sich instinctiv um, wie Jemand, der eine laute Stimme aus der ihn verfolgenden Menge vernimmt und bemerkte auf dem gegenüber gelegenen Bürgersteig Herrn Denizet, den Untersuchungsrichter aus Rouen, der dieselbe Richtung wie sie verfolgte. Sie blieb betroffen zurück. Hatte er sie bemerkt, als er zum Hause des Präsidenten hinüberblickte? Er ging aber gelassen weiter, sie ließ ihn voraus schreiten und folgte ihm höchst beklommen. Und wie ein Stich ging es ihr durch das Herz, als sie ihn an der Ecke der Rue de Naples die Glocke am Hause des Herrn Camy-Lamotte ziehen sah.

Der Schreck übermannte sie. Jetzt einzutreten

hätte sie nie gewagt. Sie machte Kehrt und wanderte beschleunigten Schrittes durch die Rue d'Edinbourg bis zum Pont de l'Europe. Dort erst fühlte sie sich geborgen. Sie wußte nicht mehr, wohin gehen, was thun. Starr und unbeweglich lehnte sie gegen die Balustrade und sah hernieder auf das metallene Gerippe des mächtigen Bahnhofsfeldes, über das unaufhörlich die Züge rollten. Sie folgte ihnen mit ihren verschleierten Blicken, aber ihre Gedanken weilten im Hause des Herrn Camy-Lamotte. Sie fühlte, daß der Richter in ihrer Sache bei ihm war, daß die beiden Männer von ihr sprachen und sich in diesem Augenblick vielleicht ihr Schicksal entschied. In ihrer verzweiflungsvollen Stimmung kam ihr der Gedanke, sich lieber vor die Maschine eines Zuges zu werfen, als nach der Rue du Rocher zurückzukehren. Gerade verließ einer die Halle für den Fernverkehr. Sie sah ihn kommen und zu ihren Füßen verschwinden, während ein Wirbel lauen, weißen Dampfes

ihr Gesicht anhauchte. Der Gedanke, daß sie die Reise umsonst gemacht haben, an die furchtbare Angst, die sie heimbringen würde, falls sie nicht mehr die Kraft hätte, sich Gewißheit zu verschaffen, stellte sich so lebhaft ihrem Geiste vor, daß sie sich selbst noch weitere fünf Minuten bestimmte, um ihren Muth wiederzufinden. Lokomotiven piffen, besonders eine kleine, welche das Ausrangiren eines Ringbahnzuges besorgte. Ihr Blick hatte sich nach links gewandt und erkannte hoch oben über dem Gepäckexpeditionshof das Haus in der Sackgasse der Rue d'Amsterdam, und in diesem Hause das Fenster des Zimmers der Mutter Victoire, dieses Fenster, an welchem sie sich noch hinter ihrem Manne stehen sah vor jenem abscheulichen Auftritte, mit dem ihr Unglück begonnen hatte. Diese Erinnerung rief das Gefährliche ihrer Lage durch ein so spitziges Gefühl des Leidens wieder in ihr wach, daß sie sich entschlossen fühlte, Allem

in's Auge zu sehen, blos um damit zu Ende zu kommen. Das Getute der Signalhörner, das ununterbrochene Rasseln betäubten sie. Dichte Rauchwolken versperrten den Horizont und bedeckten den großen klaren Himmel über Paris. Sie trat von Neuem den Weg nach der Rue du Rocher an, mit dem Gefühl, als wollte sie einen Selbstmord begehen; sie beschleunigte ihre Schritte in der jähen Furcht, vielleicht dort Niemand mehr anzutreffen.

Als Séverine die Hausglocke zog, überlief es sie abermals eisig. Doch schon bat ein Diener sie in das Vorzimmer und fragte, wen er melden dürfte. Beim geräuschlosen Oeffnen der Thürflügel hörte sie die lebhaftere Unterhaltung zweier Stimmen. Dann herrschte wieder tiefes, durch nichts gestörtes Schweigen um sie her. Sie unterschied nur das dumpfe Pochen ihrer Schläfen, sie redete sich ein, daß der Richter noch konferirte und man sie wahrscheinlich schon längst erwartet hatte. Dieses Warten schien ihr unerträglich.

Plötzlich hörte sie den Diener ihren Namen nennen. Er geleitete sie in das Kabinet. Jedenfalls war der Richter noch da, sie vermuthete ihn hinter einer Thür verborgen.

Dunkle Möbel, ein dicker Teppich, schwere, so dicht geschlossene Vorhänge, daß von draußen kein Ton hereindringen konnte, schmückten das ernst aussehende große Arbeitszimmer. Trotzdem sah man in einem Bronzegefäß herrliche Rosen blühen, ein Zeugniß dafür, daß sich hinter dieser würdigen Strenge eine Anmuth und Freude an der Heiterkeit des Lebens verbarg. Der Herr des Hauses stand aufrecht hinter seinem Schreibtische. In seinem correct zugeknöpften Gehrocke und mit seinem feinen Gesicht, das seine schon ergrauenden Haare größer erscheinen ließen, als es war, sah er zwar streng, aber auch vornehm elegant und behäbig aus, wie einer jener alten Beaus von Distinction, unter deren offizieller Haltung man stets ein gutmüthiges Lächeln spürt. In

dem im Gemache herrschenden Halbdunkel sah er sehr erhaben aus.

Séverine fühlte beim Eintritt, wie die laue dumpfe Luft dieses Zimmers sich schwer auf ihre Brust legte. Sie erblickte nur Herrn Camy-Lamotte, der ihrer Annäherung gespannt entgegensah. Er machte keine zum Sitzen einladende Bewegung, keine Anstalt zuerst zu reden; er wartete, bis sie von der Ursache ihres Besuches sprechen würde. Dadurch entstand ein längeres Schweigen. Séverine verspürte aber plötzlich die Wirkung einer sich in ihrem Innern vollziehenden heftigen Reaction und wieder Herrin ihrer selbst sprach sie ruhig, sehr vorsichtig und sehr klug.

»Sie entschuldigen, mein Herr, daß ich es wage, mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Sie kennen den unersetzlichen Verlust, den ich erlitten habe und in meiner Verlassenheit habe ich mich erküht, mich an Sie mit der Bitte zu wenden, unser Vertheidiger zu sein und unser

Beschützer an Stelle Ihres von mir so bedauerten Freundes.«

Herr Camy-Lamotte mußte ihr jetzt wohl oder übel einen Stuhl anbieten –er that es mit einer Handbewegung –denn was sie sagte, war tadellos gesprochen, der Kummer ebenso wie die Demuth darin genau abgewägt, wie eben nur die unnachahmliche Kunst weiblicher Heuchelei es fertig bekommt. Aber er sprach noch immer nicht. Auch er hatte abwartend sich gesetzt. Sie fuhr daher fort in der richtigen Empfindung, daß sie deutlicher werden müsse.

»Gestatten Sie, daß ich Ihre Erinnerungen etwas unterstütze. Ich hatte die Ehre, Sie seiner Zeit in Doinville zu sehen. Ach, das waren noch glückliche Tage für mich! ... Jetzt ist eine schlechte Zeit für mich angebrochen und ich habe keinen weiteren Rückhalt als Sie, verehrter Herr. Ich flehe Sie deshalb an im Namen dessen, den wir verloren haben, führen Sie, da Sie ihn geliebt haben, das von ihm

begonnene gute Werk weiter!«

Er hörte ihr zu, er sah sie an und sein Verdacht war fort. Er fand sie in ihrer Trauer und ihrem Flehen so natürlich und reizend. Das von ihm unter den Papieren Grandmorin's aufgefundene Billet mit den beiden nicht unterschriebenen Zeilen konnte nach seiner Meinung nur von ihr herrühren, deren dem Präsidenten erwiesene Gefälligkeiten er kannte. Und jetzt hatte die bloße Ankündigung ihres Besuches ihn bereits zu bekehren vermocht. Er hatte seine Unterredung mit dem Richter lediglich unterbrochen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Aber konnte er sie wirklich für schuldig halten, sie, die er so sanft und friedfertig vor sich sitzen sah? Er wollte jedenfalls ein klares Bild haben und unter voller Bewahrung seiner strengen Würde fragte er:

»Erklären Sie sich näher, Frau Roubaud ... Ich erinnere mich Ihrer ganz genau. Es soll mich

freuen. Ihnen nützlich sein zu können, wenn dem nichts im Wege steht.«

Séverine erzählte nun sehr bedächtig, wie es kam, daß ihrem Gatten eine Entlassung drohe. Man beneide ihn vielfach wegen seiner Verdienste und der hohen Protection, die er bis jetzt genossen hatte. Jetzt glaube man ihn schutzlos, man hoffe zu siegen und mache daher alle Anstrengungen, ihn zu stürzen. Sie nannte im Uebrigen keinen Namen. Sie sprach in abgemessenen Sätzen trotz der über ihrem Haupte schwebenden Gefahr, sie hätte sich zu der Reise nach Paris schnell entschlossen, weil nach ihrer Ueberzeugung keine Zeit mehr zu verlieren wäre. Morgen wäre es vielleicht schon zu spät gewesen, sie bäte ihn deshalb um schleunige Hilfe und Unterstützung. Alles das brachte sie mit einer so großen Fülle von logischen Facten und guten Gründen vor, daß man ihr in der That keine andre Absicht bei ihrem Besuch zu unterschieben vermochte.

Herr Camy-Lamotte sondirte sie bis in die kleinsten unmerklichen Regungen ihrer Mundwinkel. Er war es, der dann den ersten Hieb führte.

»Aber warum will die Gesellschaft Ihren Mann verabschieden? Ich denke, sie hat ihm nichts Bedenkliches vorzuwerfen?«

Auch sie wandte kein Auge von ihm, sie spürte die feinsten Falten seines Gesichtes aus, um sich klar zu werden, ob er im Besitz ihres Briefes sei. Trotz des unschuldigen Aussehens seiner Frage war sie sofort überzeugt, daß er den Brief dort, in seinem Schreibtische verborgen halte; sie merkte die Falle, die man ihr stellte, daß er hören wollte, ob sie sich scheuen würde, von den wahren Gründen der Entlassung zu sprechen. Er hatte übrigens den Ton viel zu sehr zugespitzt, als daß man seine wahre Absicht nicht hätte merken können, und bis in das Innerste ihrer Seele spürte sie die ausgeblaßten Augen dieses arbeitsmüden

Mannes dringen. Aber sie marschirte tapfer in die Gefahr hinein.

»Mein Gott, verehrter Herr, es ist geradezu ungeheuerlich! Man hat uns im Verdacht, dieses unglückseligen Testaments wegen unsern Wohlthäter getödtet zu haben! Wir haben unsere Unschuld ohne große Mühe nachgewiesen, aber etwas bleibt von solchen abscheulichen Verleumdungen stets zurück und die Gesellschaft fürchtet wahrscheinlich einen Scandal.«

Er war abermals überrascht und betroffen von diesem Freimuth, namentlich von der Aufrichtigkeit des Accents. Im Uebrigen hatte sein prüfendes Auge gleich bei ihrem Eintritt genau gesehen, er fand ihre Gestalt von Mittelgröße, die gefällige Unterwürfigkeit in dem Blick ihrer blauen Augen unter dem Willenskraft bezeugenden schwarzen Haare äußerst verführerisch. Er dachte an seinen Freund Grandmorin mit eifersüchtiger

Bewunderung: wie hatte es dieser verteuflte Mensch, der doch zehn Jahre älter gewesen als er selbst, nur fertig bekommen, bis zu seinem Tode solche Geschöpfe zu erobern, in einem Alter, in welchem er eigentlich auf solch ein Spielzeug schon hätte Verzicht leisten müssen, wollte er nicht das letzte Mark sich aus den Knochen saugen lassen. Sie war in der That charmant. Das Lächeln des jetzt übrigens uninteressirten Liebhabers von solchen Dingen drang durch die vornehme Kälte seiner Beamtenmiene. Man merkte sein Bedauern, eine so ärgerliche Sache auf dem Halse zu haben.

Jetzt aber machte Séverine einen Fehler. Sie fühlte, daß sie Oberwasser hatte und im Gefühl ihres Sieges sagte sie:

»Leute wie wir morden nicht des Geldes wegen. Uns hätte ein anderer Beweggrund leiten müssen, und ein solcher war eben nicht vorhanden.«

Er sah sie an und sah wie ihre Mundmuskeln zuckten. Also sie war es doch gewesen, seine Gewißheit war von jetzt ab nicht mehr zu erschüttern. Und auch sie erkannte, daß sie sich ihm ausgeliefert habe an dem nervösen Zucken in ihrem Kinn, an dem Verschwinden seines Lächelns. Fast wurde sie ohnmächtig, sie fühlte, wie ihr ganzes Wesen dahinschwand. Trotzdem blieb sie aufrecht auf dem Stuhle sitzen, sie hörte ihn in demselben Tone wie vorher das sagen, was er zu sagen hatte. Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, aber Beide konnten aus ihr nichts weiter lernen als sie schon wußten. Mit gleichgültigen Worten sagten sie sich nur noch Dinge, die sie sich eigentlich garnicht erzählen wollten. Er hatte den Brief und sie hatte ihn geschrieben. Das las man selbst aus ihrem Schweigen heraus.

»Frau Roubaud,« sagte er endlich, »ich will mich bei der Gesellschaft für Sie verwenden, wenn Sie in der That der Theilnahme werth

sind. Ich erwarte gerade heute Abend den Betriebsdirector in einer anderen Angelegenheit ... Ich bedarf aber einiger Notizen. Bitte, schreiben Sie mir doch Ihren Namen, die dienstliche Stellung Ihres Mannes und sonst noch auf, was mir sofort die ganze Angelegenheit in die Erinnerung rufen kann.«

Er rückte ein kleines Tischchen an sie heran und wandte seine Blicke ab, um sie nicht zu sehr in Furcht zu setzen. Sie hatte gebebt: er wollte ihre Handschrift haben, um sie mit der des Billets zu vergleichen. Sie suchte zunächst vergeblich nach einer Ausflucht, sie war entschlossen nicht zu schreiben. Dann aber überlegte sie: schlimmer konnte es nicht werden, wenn sie schrieb, da er doch bereits alles wußte; ihre Handschrift würde irgendwo doch zu finden sein. Ohne offenbare Verwirrung, mit der natürlichsten Miene von der Welt schrieb sie nieder, was er verlangte, er dagegen stellte sich hinter sie und erkannte sofort die Handschrift des Billets wieder,

deren Buchstaben hier nur etwas höher und fester aussahen. Er fand, daß diese kleine, schwächliche Frau sehr tapfer sei. Er lächelte abermals hinter ihrem Rücken, so daß sie es nicht sehen konnte, mit der Miene eines Mannes, der ein Vergnügen an ihren Reizen, ihrer vor ihm gespielten Sorglosigkeit empfand. Im Uebrigen macht nichts so müde als gerecht zu sein. Er wachte lediglich über das Decorum des Regimes, dem er diente:

»Geben Sie mir das, Frau Roubaud, ich werde mich erkundigen und mich, so gut es geht, für Sie verwenden.«

»Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, mein Herr ... Jetzt, nun Sie das Verbleiben meines Mannes im Amte durchsetzen wollen, kann ich meine Angelegenheit wohl als erledigt betrachten?« »O bitte, nein, ich verpflichte mich zu nichts ... Ich muß sehen, muß überlegen.«

Er zögerte wirklich, er wußte noch nicht, wie

er jetzt, nun er das Ehepaar schuldig wußte, verfahren sollte. Das warf ihre Angst, seit sie sich von seiner Gnade abhängig wußte: sein Zögern, der Zweifel, ob sie durch ihn gerettet oder von ihm in's Verderben gestürzt werden würde, ohne die Gründe durchschauen zu können, die schließlich den Ausschlag geben mußten, mußte beseitigt werden.

»O berücksichtigen Sie unsren Verdruß. Lassen Sie mich nicht ohne einen endgiltigen Bescheid gehen.«

»Mein Gott, Frau Roubaud, ich vermag im Augenblick nichts. Warten Sie ab.«

Er drängte sie zur Thür. Sie ging, Verzweiflung im Herzen und war nahe daran, alles zu bekennen, unter dem unabweisbaren Zwange, ihn rund heraus reden zu machen, was er mit ihnen zu thun beabsichtige. Um nur noch eine Minute Zeit zu gewinnen und in der Hoffnung, es würde ihr noch etwas einfallen, fragte sie:

»Ich vergaß, ich wollte Sie noch betreffs des unglückseligen Testaments etwas fragen ... Sind Sie der Meinung, daß wir das Legat nicht antreten sollen?«

»Das Gesetz schützt Sie,« sagte er klug ausweichend. »Das ist eine Sache des eigenen Ermessens und der Umstände.«

Schon auf der Schwelle stehend, machte sie noch einen letzten Versuch.

»Ich flehe Sie an, lassen Sie mich nicht so abreisen, sagen Sie mir, ob ich hoffen darf?«

Sie hatte im Gefühl grenzenloser Verlassenheit seine Hand ergriffen. Er entzog sie ihr. Aber sie blickte ihn mit ihren schönen, so glühend bittenden Augen an, daß sein Herz schmolz.

»Gut, kommen Sie um fünf Uhr wieder, vielleicht kann ich Ihnen dann etwas sagen.«

Sie ging und verließ das Hotel noch mehr geängstigt, als zuvor. Die Situation hatte sich

zugespitzt, ihr Schicksal blieb in der Schwebel, vielleicht drohte ihr eine sofortige Verhaftung. Wie das Leben ertragen bis fünf Uhr? Der Gedanke an Jacques, den sie ganz vergessen, drängte sich mit einem Male ihr wieder auf: das war auch Einer der sie verderben konnte, wenn man sie verhaftete. Obwohl es erst ein Viertel nach zwei war, beeilte sie sich doch, die Rue du Rocher hinauf nach der Rue Cardinet zu kommen.

Herr Camy-Lamotte war sinnend an seinem Schreibtische stehen geblieben. Als Vertrauter der Tuilerien, wohin er in seiner Stellung als Generalsecretär des Justizministeriums fast täglich entboten wurde, ebenso mächtig als der Minister selbst und zu den intimsten Geschäften herangezogen, wußte er, wie sehr die Sache Grandmorin an hoher Stelle irritirte und beunruhigte. Die Organe der Opposition führten die lärmende Campagne weiter, die einen warfen der Polizei vor, von der politischen Abtheilung so in Anspruch

genommen zu sein, daß sie keine Zeit übrig hätte zu der Verfolgung von Mördern, die anderen durchwühlten das Privatleben des Präsidenten und gaben zu verstehen, daß er auch zum Hofe gehörte, an dem die Gemeinheit zu Hause wäre. Dieser Feldzug wurde um so verderbenbringender, je näher die Wahlen heranrückten. Man hatte deshalb dem Generalsecretär den Wunsch nahegelegt, daß man mit der Sache, gleichviel wie, zu Rande kommen möge. Der Minister hatte sich die bedenkliche Angelegenheit vom Halse gewälzt, Herr Camy-Lamotte war also der unumschränkte und einzig verantwortliche Herr über die Entscheidung: er mußte genau prüfen, denn er war sich klar, daß er für alle Anderen mit zu büßen haben würde, falls er sich ungeschickt zeigen sollte.

Noch nachdenklich öffnete Herr Camy-Lamotte die Thür zum nächsten Zimmer, in welchem Herr Denizet wartete. Dieser hatte natürlich gehorcht.

»Ich sagte es Ihnen gleich,« sagte er schon beim Hereintreten, »man verdächtigt diese Leute mit Unrecht ... Die Frau denkt ersichtlich nur daran, ihren Mann vor der möglichen Entlassung zu bewahren. Sie hat kein einziges verdächtiges Wort gesprochen.«

Der Generalsecretär antwortete nicht sofort. In Gedanken verloren ließ er seine Blicke auf dem Richter ruhen, dessen grobe Züge und seine Lippen ihn fesselten. Er dachte gerade an diese Kategorie von niederen Beamten, deren Wohl in seiner Hand, als der ihres geheimen Chefs lag, und er war betroffen, daß sie noch trotz ihrer Armseligkeit so ehrlich, so intelligent trotz ihrer maschinellen Thätigkeit war. Doch dieser mit seinen von dicken Lidern beschatteten Augen war wirklich der feine Kopf, der zu sein er sich einbildete. Mit zäher Leidenschaftlichkeit hielt er an seiner Wahrheit fest.

»Sie bleiben also dabei,« fragte Herr Camy-

Lamotte, »in diesem Cabuche den Thäter zu sehen?«

»Aber gewiß,« antwortete Herr Denizet sehr erstaunt. »Nichts könnte ihn entlasten. Ich habe Ihnen die Indizien aufgezählt, die, ich wage es zu sagen, geradezu klassische sind, kaum daß eines fehlt ... Ich habe genau untersucht, ob er nicht doch einen Mitschuldigen, eine Frau vielleicht, in dem Koupee gehabt hat, wie Sie mir zu verstehen gaben. Das schien auch mit der Angabe eines Maschinenführers zu stimmen, der die Scene des Todtschlages gesehen haben will: aber geschickt von mir ausgefragt konnte der Mann nicht bei seiner ersten Aussage bleiben, er hat selbst zugegeben, daß die schwarze Masse, von der er gesprochen, eine Reisedecke gewesen sein muß ... Ja, Cabuche ist zweifellos der Thäter, wenn wir ihn nicht hätten, hätten wir überhaupt keinen.«

Bisher hatte der Generalsecretär von dem in

seinem Besitz befindlichen schriftlichen Beweisstück nichts erwähnt, jetzt, da seine eigene Ueberzeugung feststand, beeilte er sich umsoweniger, dem Richter mit der Wahrheit zu kommen. Wozu den Gang der Untersuchung von der falschen Fährte abbringen, wenn die wahre Spur noch zu größeren Verlegenheiten führen konnte? Das war noch sehr zu überlegen.

»Mein Gott,« meinte er mit dem Lächeln eines müden Mannes, »ich will gern zugeben, daß Sie recht haben. Ich habe Sie nur hierher gebeten, um mit Ihnen gewisse gravirende Punkte zu besprechen. Die ganze Angelegenheit ist eine so außergewöhnliche, ja sogar politische geworden, –wie Sie wissen werden. Wir werden vielleicht gezwungen werden, als Männer der Regierung zu verfahren ... Sie glauben, ehrlich gesagt, aus Ihrem Verhör erkannt zu haben, daß dieses Mädchen, das Verhältniß dieses Cabuche, vergewaltigt worden ist?«

Der Richter spitzte die seinen Lippen, während seine Augen halb hinter den Lidern verschwanden.

»Ja, ich glaube, daß der Präsident sie böse zugerichtet hat, der Prozeß wird es zweifellos erhellen ... Wenn die Vertheidigung einem Advocaten der Opposition anvertraut wird, können wir uns auf einen ganzen Strauß von Scandalgeschichten gefaßt machen, leider kommt so etwas in unserem Lande immer vor.«

Dieser Denizet war in der That kein Dummkopf, nur war er seiner Geschäftspraxis sklavisch ergeben und thronte dort in der absoluten Majestät seiner Umsicht und Allmacht. Er hatte begriffen, warum man ihn in die Privatwohnung des Generalsecretärs und nicht in das Justizministerium entboten hatte.

»Wir werden,« betonte er nochmals, als er Herrn Camy-Lamotte nicht reagiren sah, »eine sehr unsaubere Geschichte zu hören

bekommen.«

Dieser begnügte sich mit einem Achselzucken als Antwort, er erwog gerade die Resultate des anderen Prozesses, des der Roubaud. Wenn der Gatte vor den Schranken erschien, verschwieg er sicher nichts; er würde erzählen, daß seine Frau schon als Mädchen entehrt worden sei, daß der Präsident den Ehebruch herbeigeführt und daß seine eifersüchtige Wuth ihn zum Morde getrieben habe. Abgesehen davon handelte es sich dann nicht mehr um eine Dienstmagd und einen schon vorbestraften Mann, sondern um einen, an eine hübsche junge Frau verheiratheten Beamten; zu der Verhandlung würde ein gewisser Theil der bürgerlichen Kreise und die ganze Eisenbahnwelt herangezogen werden müssen. Wie konnte man angesichts des vom Präsidenten geführten Lebenswandels im Voraus wissen, zu was die Verhandlung noch führen würde? Vielleicht gerieth man in nicht abzusehende Greuel. Nein, die Sache

Roubaud, die der wirklich Schuldigen, war zweifellos noch viel schmutziger als die andre. Er war mit sich einig, sie fallen zu lassen. Wollte man durchaus einen Prozeß, so war er geneigt, der Gerechtigkeit betreffs des unschuldigen Cabuche freien Lauf zu lassen.

»Ich stimme Ihrem System bei,« sagte er endlich zu Herrn Denizet. »Der Kärner, der eine gerechte Rache auszuüben glaubte, scheint in der That schwer belastet ... Aber alles das ist so unsäglich traurig und was für ein Schmutz muß erst aufgerührt werden ... Ich weiß wohl, daß die Gerechtigkeit keine Rücksicht auf die Folgen nehmen darf und über den Interessen stehen muß ...«

Er vollendete den Satz nicht, sondern schloß mit einer Handbewegung, während der Richter mit stumpfsinnigem Gesicht auf die Befehle wartete, die er kommen fühlte. Von dem Augenblick an, in welchem man seine Wahrheit acceptirte, dieses Geschöpf seiner

Klugheit, war er geneigt, den gouvernementalen Interessen seine Ansicht von Gerechtigkeit zum Opfer zu bringen. Der Secretär hatte es diesmal trotz seiner angeborenen Geschicklichkeit zu solchen Transactionen merkwürdig eilig, er sprach zu schnell als absoluter Herr.

»Man wünscht mit einem Wort ein *non licet* ... Ordnen Sie die Sache, damit sie classificirt werden kann.«

»Verzeihung,« entgegnete Herr Denizet, »ich bin nicht mehr Herr über die Sache, mein Gewissen kommt dabei in Frage.«

Herr Camy-Lamotte lächelte, er zeigte sofort wieder seine correcte Haltung und seine höfliche, überlegene Miene, die der ganzen Welt zu spotten schien.

»Gewiß. Ich wende mich deshalb auch an Ihr Gewissen. Ich überlasse es Ihrem Gewissen, die richtige Entscheidung zu treffen. Ich bin

überzeugt, daß Sie das Für und Gegen genau abwägen werden, damit die gesunde Doctrin und die öffentliche Moral den Sieg erhält ... Sie wissen, besser wie ich, daß man mitunter lieber heldenhaft ein Uebel leidet, nur um nicht in ein schlimmeres zu gerathen. Man appellirt im Uebrigen an Sie als den guten Bürger und den ehrenhaften Mann. Niemand denkt daran, Ihrer Unabhängigkeit zu nahe zu treten. Deshalb wiederhole ich, Sie sind der absolute Herr in dieser Sache, wie es das Gesetz auch gewollt hat.«

Stolz auf diese unumschränkte Vollmacht, um so mehr, als er davon einen schlechten Gebrauch zu machen im Begriff stand, nahm der Richter jede dieser Phrasen mit einem Kopfnicken der Befriedigung entgegen.

»Uebrigens,« fuhr der Andere mit verdoppelter Huld fort, deren Übertreibung fast zur Satire wurde, »wissen wir, an wen wir uns wenden. Wir haben Ihre Thätigkeit schon seit langer

Zeit beobachtet. Ich freue mich deshalb. Ihnen mittheilen zu können, daß Sie für die zunächst in Paris frei werdende Stelle in Aussicht genommen sind.«

Herr Denizet konnte eine Bewegung der Enttäuschung nicht unterdrücken. Wie? Man wollte den von ihm verlangten Dienst erst später durch die Erfüllung seines ehrgeizigen Traumes, nach Paris versetzt zu werden, vergelten? Herr Camy-Lamotte hatte begriffen und beeilte sich fortzufahren:

»Ihre Stellung hier ist vorgesehen, es ist nur noch eine Frage der Zeit. Da ich nun schon einmal indiscret geworden bin, so schätze ich mich glücklich. Ihnen mittheilen zu können, daß Sie für das Kreuz zum 15. August notirt sind.«

Eine Sekunde überlegte der Richter. Er hatte das Avancement vorgezogen, denn er rechnete aus, daß sein monatliches Einkommen dann um ungefähr hundertundsiebzig Franken stieg,

das war gleichbedeutend mit einem Wohlleben seiner jetzigen, dezenten Armuth gegenüber. Er konnte seine Garderobe in einen besseren Zustand versetzen und seine dürre Melanie besser ausfüttern. Aber auch das Kreuz war so unübel nicht; im Uebrigen hatte er ja das Versprechen in der Hand. Und er, der sich nicht verkauft haben würde, der vollgesogen war mit den Anschauungen des ehrbaren mittleren Beamtenstandes, er gab auf die bloße Hoffnung und das Versprechen hin, von oben herab begünstigt zu meiden, sofort klein bei. Das Geschäft des Richters war eben ein Metier wie jedes andere auch. Auch er schleppte als ausgehungertes Sachwalter die Sträflingskugel am Bein herum und war jederzeit bereit, seinen Rücken vor den Befehlen der Obrigkeit zu beugen.

»Ich bin sehr gerührt,« murmelte er, »ich bitte Sie, dem Herrn Minister meinen Dank auszusprechen.«

Er hatte sich erhoben, er fühlte, daß alles, was sie sich noch zu sagen hatten, jeden von ihnen geniren würde.

»Ich werde also,« so schloß er mit stumpfsinnig blickenden Augen und theilnahmslosem Gesicht, »meine Untersuchung zu Ende führen und Ihre Bedenken berücksichtigen. Da wir absolute Beweise gegen Cabuche noch nicht besitzen, so wird es wohl das Beste sein, nicht den unnützigen Skandal eines Prozesses zu riskiren. Ich werde ihn laufen und weiter überwachen lassen.«

Der Generalsecretär war auch auf der Schwelle des Zimmers noch der lebenswürdigste Mann von der Welt.

»Wir verlassen uns vollständig auf Ihr großes Tactgefühl und Ihre große Ehrenhaftigkeit, Herr Denizet.«

Als sich Herr Camy-Lamotte allein befand,

verglich er aus reiner Neugier das Geschreibsel von Séverine mit dem ununterschiedenen Billet, das er unter den Papieren des Präsidenten Grandmorin gefunden hatte. Die Aehnlichkeit sprang sofort in die Augen. Er faltete das Papier und verschloß es sorgfältig. Er hatte dem Untersuchungsrichter kein Wort davon gesagt, eine solche Waffe mußte gut gehütet werden. Und als das Profil dieser kleinen, in ihrer nervösen Abwehr so behenden und so tapferen jungen Frau vor seiner Erinnerung stand, zuckte er nachsichtig und spöttisch mit den Achseln. Ach, wenn diese lieben Geschöpfe nur wollen!

Séverine war um drei Uhr weniger zwanzig Minuten die erste beim Rendez-vous mit Jacques in der Rue Cardinet. Er wohnte hier hoch oben in einem Hause in einem schmalen Kämmerchen, das er höchstens des Abends zum Schlafen aufsuchte. Zwei Nächte in der Woche schlief er überhaupt nicht zu Hause,

sondern in Havre in der Zeit zwischen dem Eilzug des Abends und dem des Morgens. Aber an diesem Tage hatte er doch, bis auf die Knochen durchnäßt und vor Müdigkeit wie gebrochen sein Zimmer aufgesucht und sich auf das Bett geworfen. Séverine würde deshalb wahrscheinlich vergeblich auf ihn gewartet haben, hätte ihn nicht der Zank eines benachbarten Ehepaares, das Heulen einer von ihrem Manne geprügelten Frau geweckt. Er rasirte sich. Als er aus dem Fenster seiner Mansardenstube blickte, erkannte er sie unten auf dem Bürgersteig. Seine Laune wurde durch ihren Anblick keine bessere.

»Da sind Sie endlich!« rief sie, als sie ihn aus dem Einfahrtsthor treten sah. »Ich fürchtete schon, mich verhört zu haben ... Sie hatten mir doch gesagt an der Ecke der Rue Saussure ...«

Ohne seine Antwort abzuwarten, fragte sie, die Augen auf das Haus gerichtet:

»Also hier wohnen Sie!«

Er hatte ihr, ohne es ihr weiter zu sagen, als Stelldichein sein Haus bezeichnet, weil das Depot, das sie gemeinsam aufsuchen wollten, sich fast gegenüber befand. Aber ihre Frage war ihm unbequem, er bildete sich ein, sie könnte die gute Kameradschaft soweit treiben, auch sein Zimmer sehen zu wollen. Dieses war aber so dürftig möbliert und so in Unordnung, daß er sich schämte.

»O ich wohne hier nicht, ich schlafe hier nur,« antwortete er. »Wir wollen uns beeilen, ich fürchte, der Chef wird schon fort sein!«

Richtig, als sie vor dem kleinen Hause desselben innerhalb der Bahnhofsmauer hinter dem Depot standen, fanden sie ihn nicht mehr. Vergebens suchten sie ihn von Schuppen zu Schuppen; überall sagte man ihnen, er würde um halb fünf zurückkommen; sie würden ihn dann gewiß in den Reparaturwerkstätten treffen.

»Gut, so werden wir wiederkommen,« erklärte

Séverine.

Als sie wieder draußen und mit Jacques allein war, meinte sie:

»Vorausgesetzt, daß Sie frei sind, haben Sie wohl nichts dagegen, wenn ich Ihnen Gesellschaft leiste?«

Er konnte nicht nein sagen, im übrigen übte sie, trotz der betäubenden Unruhe, die er in ihrer Nähe fühlte, auf ihn einen immer stärkeren Reiz aus, so daß das freiwillige Maulen, das er sich vorgenommen hatte, vor ihren sanften Blicken sofort entschwand. Die dort mit ihrem zarten, schlanken und geschmeidigen Körper mußte nach seiner Meinung lieben wie ein treuer Hund, den zu schlagen man auch nie den Muth hat.

»Natürlich, ich bleibe bei Ihnen,« erwiderte er noch etwas schroff. »Wir haben aber höchstens eine Stunde Zeit ... Wollen wir in ein Café gehen?«

Sie lächelte ihn an und freute sich, ihn endlich etwas aufthauen zu sehen.

»O nein,« rief sie lebhaft aus, »ich will mich nicht einschließen ... Ich ziehe es vor, an Ihrem Arm durch die Straßen oder sonst wohin zu wandern.«

Sie nahm ohne Weiteres seinen Arm. Jetzt, ohne den Schmutz der Fahrt, fand sie ihn sehr nett mit seiner Miene eines beurlaubten Beamten, seinem bürgerlichen Aussehen, das er mit einer Art stolzer Freiheit, wie jeder, der an das Leben unter dem freien Himmel und voll täglich zu bestehender Gefahren gewöhnt ist, zur Schau trug. Es war ihr noch nie zuvor so aufgefallen, daß er mit seinem runden, regelmäßigen Gesicht, seinem dunklen Schnurrbart auf der weißen Haut ein hübscher Mensch war, nur seine unstäten, mit goldenen Punkten gesprenkelten Augen, die sie anzublicken vermieden, beunruhigten sie nach wie vor. Warum hütete er sich, ihr in das

Gesicht zu blicken, wollte er sich selbst ihr gegenüber zu nichts verpflichten und Herr seiner Handlungsweise bleiben? Von diesem Augenblick an, während sie die Ungewißheit noch peinigte und sie jedesmal mit Schauern an das Kabinet in der Rue du Rocher denken mußte, wo sich jetzt ihr Schicksal entschied, kannte sie nur ein Ziel, diesen Mann, der ihr den Arm gab, ganz zu ihrem Sklaven zu machen und durchzusetzen, daß, wenn sie den Kopf zu ihm erhob, er seine Augen tief in die ihrigen senken mußte. Dann erst gehörte er ihr. Sie liebte ihn nicht, sie dachte nicht einmal an so etwas. Sie bemühte sich nur, ihn sich unterthänig zu machen, um ihn nicht mehr fürchten zu müssen.

Sie spazierten durch die in diesem bevölkerten Stadtviertel unaufhörliche Fluth von Menschen einige Minuten ohne zu sprechen. Oftmals sahen sie sich genöthigt, vom Bürgersteig herunterzutreten und zwischen Wagen hindurch den Damm zu überschreiten. Bald

darauf standen sie vor dem Park von les Batignolles, der um diese Jahreszeit fast verödet ist. Der von den Regengüssen am Morgen reingewaschene Himmel strahlte jetzt in sanftem Blau und unter den warmen Strahlen der Märzsonne schlugen bereits die Lilien aus.

»Gehen wir hinein?« fragte Séverine, »das Gewühl betäubt mich.«

Jacques wollte auch aus eigenem Antriebe in den Park, er fühlte das Bedürfnis, sie mehr für sich allein zu haben.

»Hier oder anderswo,« meinte er. »Treten wir näher.«

Langsam wandelten sie unter den blätterlosen Bäumen an den Beeten entlang. Einige Frauen trugen ihre Wickelkinder in die Luft und Passanten eilten schnellen Schrittes, um Zeit zu sparen, durch den Park. Sie kamen an den Bach, wanderten zwischen den Felsen umher

und schlenderten müßig zurück, bis sie bei einem Boskett von Tannen anlangten, deren dunkles Grün ihrer unvergänglichen Blätter in der Sonne glänzte. Hier in diesem abgeschlossenen Winkel, stand, den Blicken verborgen, eine Bank. Sie setzten sich, diesmal ohne zu sprechen, es war, als hätte sie der gleiche Wunsch an diese Stelle geführt.

»Es ist doch noch schön geworden,« sagte sie endlich nach längerer Pause.

»Ja,« erwiderte er, »die Sonne scheint wieder.«

Aber Beider Gedanken weilten nicht bei ihren Worten. Er, der die Frauen floh, gedachte der Ereignisse, die ihn ihr nähergebracht hatten. Hier saß sie, sie streifte ihn, sie drohte seine Existenz aus dem Gleichgewicht zu bringen und das alles überraschte ihn ungemein. Seit dem letzten Verhör in Rouen zweifelte er nicht mehr daran, daß diese Frau an dem Morde von la Croix-de-Maufras beteiligt war. Warum

aber? Aus welcher Veranlassung? Unter welchen Umständen? Durch ihre Leidenschaft oder aus welchem Interesse sonst dazu getrieben? Diese Fragen hatte er sich schon wiederholt vorgelegt, ohne eine Lösung dafür zu finden. Schließlich hatte er sich folgende Geschichte zurechtgelegt: der interessirte, jähzornige Gatte hätte es eilig gehabt, die Erbschaft anzutreten, vielleicht aus Furcht, daß das Testament zu ihren Ungunsten umgestoßen werden könnte, vielleicht auch aus der Ueberlegung, seine Frau durch ein blutiges Band fester an sich knüpfen zu können. An dieser Fabel hielt er um so mehr fest, als ihre dunklen Punkte ihn ungemein anzogen und beschäftigten; es fiel ihm aber nicht ein, sie aufhellen zu wollen. Der Gedanke, daß es seine Pflicht gewesen wäre, dem Richter Alles zu sagen, hatte ihn auch sehr gepeinigt. Und gerade jetzt wieder beschäftigte ihn derselbe Gedanke, während er auf dieser Bank so dicht neben ihr saß, daß er

ihren warmen Hauch über sein Gesicht streifen fühlte.

»Es ist viel, daß man im März schon, gerade wie im Sommer, im Freien sitzen kann,« sagte er.

»O,« antwortete sie, »wenn erst die Sonne höher steigt, geht das schon.«

Sie dagegen sagte sich, was muß dieser Mensch für ein Thier sein, daß er in uns nicht sofort die Schuldigen erkannt hat, Sie hatten sich zu auffällig ihm aufgedrängt, selbst in diesem Augenblick drängte sie sich zu dicht an ihn heran. Die von nichtssagenden Redensarten unterbrochenen Pausen benutzte sie, um seinem Gedankengange zu folgen. Ihre Augen waren sich begegnet und sie hatte in ihnen gelesen, daß er sich gerade überlegte, ob sie es nicht war, die er mit ihrem ganzen Gewicht auf den Beinen des Opfers als dunkle Masse hatte lasten gesehen. Was thun, was sagen, um ihn mit einem unzerreißbaren Kitt

an sich zu fesseln?

»Es war heute früh sehr kalt in Havre,« setzte sie hinzu. »Und dazu der Regen, den wir abbekommen haben.«

Séverine kam in diesem Augenblick ein glücklicher Gedanke. Sie überlegte und prüfte nicht weiter. Der Gedanke schoß wie eine instinctive Eingebung aus der dunklen Tiefe ihrer Klugheit und ihres Herzens auf. Hätte sie überlegt, würde sie wahrscheinlich nichts gesagt haben. Aber sie fühlte, daß es so ginge und daß sie ihn durch ihre Worte erobern würde.

Sie ergriff sanft seine Hand und blickte ihn an. Die Bäume verbargen sie vor den Blicken der Vorübergehenden, sie hörten nur ein fernes, wie gedämpft in die Einsamkeit der sonnigen Anlagen herüberdringendes Gerassel. Und oben an der Ecke der Allee sah man ein Kind, das lautlos mit seiner Schippe Sand in einen kleinen Eimer füllte. Ohne weiteren

Uebergang und ihre ganze Seele in den Ton ihrer Stimme legend, fragte sie:

»Halten Sie mich für schuldig?«

Er zitterte, seine Augen blieben in den ihren.

»Ja,« antwortete er mit demselben leisen, bewegten Tone.

Sie preßte seine Hand, die sie nicht hatte fahren lassen, noch stärker. Sie fühlte, wie das Fieber in ihren Körpern in einander floß und fuhr sogleich fort:

»Sie täuschen sich, ich bin nicht schuldig.«

Sie sagte das nicht, um ihn zu überzeugen, sondern lediglich, um ihm zu verstehen zu geben, daß sie in den Augen Anderer für unschuldig gelten wollte. Es war das Geständniß einer Frau, die nein sagt mit dem Wunsche, daß es nein sei und immer nein und nein bleiben muß.

»Ich bin nicht schuldig ... Peinigen Sie mich

nicht länger, indem Sie mich für schuldig halten.«

Sie fühlte sich glücklich darüber, daß er seine Augen tief in den ihrigen ließ. Was sie that, war zweifellos eine Opferung ihrer ganzen Person. Sie lieferte sich ihm aus und wenn er später Ansprüche machen sollte, konnte sie ihm nichts mehr verweigern. Aber das Band war auch gleichzeitig unauflösbar zwischen ihnen beiden geknüpft: jetzt mißtraute sie ihm nicht mehr, er gehörte ihr wie sie ihm. Das Geständniß hatte sie geeint.

»Sie peinigen mich nicht länger, Sie glauben mir?« »Ja, ich glaube Ihnen,« antwortete er lächelnd.

Warum sollte er sie jetzt gleich in brutaler Weise zu einer Schilderung der fürchterlichen Vorgänge nöthigen? Später würde sie ihm Alles so wie so freiwillig erzählen müssen. Diese Art, sich selbst durch ein ihm gemachtes Geständniß die Ruhe zurückzugeben, rührte

ihn ebenso, wie die Gewähr ihrer unversiegbaren Zärtlichkeit. Sie war so zutraulich, so schwächling mit ihren süßen Nixenaugen! Sie war so ganz Frau, so ganz für den Mann geschaffen, immer bereit zu gehorchen, um glücklich sein zu können. Ganz besonders entzückte ihn, während ihre Hände noch ineinander ruhten und ihre Augen sich nicht mehr abwandten, daß er sein Uebel nicht mehr verspürte, kein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken an die Nähe, an den Besitz einer Frau. Bei Anderen hätte er nicht die Haut berühren dürfen, gleich war die Lust hineinzubeißen, der unstillbare Heißhunger nach Mord entfacht. Konnte er diese hier wirklich lieben, ohne sie tödten zu wollen?

»Ich bin Ihr Freund und Sie haben von meiner Seite nichts zu fürchten,« flüsterte er ihr in das Ohr. »Ich will Ihre Angelegenheit nicht weiter kennen lernen, sie sei wie sie wolle ... Sie verstehen mich? Verfügen Sie vollständig über meine Person.«

Er hatte sein Gesicht dem ihrigen so nahe gerückt, daß er ihren warmen Hauch in seinem Schnurrbart fühlte. Am Morgen hatte er noch gebebt aus Furcht vor dem Ausbruch einer Krisis. Was ging jetzt in ihm vor, daß er kaum ein leichtes Erzittern verspürte, dagegen das glückselige Schwächegefühl eines Genesenden? Der jetzt zur Gewißheit gewordene Gedanke, daß auch sie gemordet hatte, ließ sie ihm in einem viel großartigeren, ganz besonderen Lichte erscheinen. Vielleicht hatte sie sogar nicht nur dabei geholfen, sondern selbst zugestoßen. Er war sogar, selbst ohne Beweise zu haben, davon überzeugt. Von nun an erschien sie ihm über jedes Urtheil erhaben, in dem bewußten, schreckenlosen Verlangen, das sie in ihm entfachte, wie ein geheiligtes Wesen.

Beide scherzten nun miteinander wie ein junges Pärchen im ersten Stadium beginnender Liebe.

»Sie sollten mir auch Ihre andere Hand zum Erwärmen geben.«

»Ich bitte Sie, nicht hier, man könnte uns sehen.« »Wer sollte? Wir sind ja ganz allein ... Und dann wäre auch noch nichts Schlimmes dabei. Kinder sitzen nicht so wie wir hier.«

»Ich glaube es auch.«

Sie lachte herzlich in ihrer Freude gerettet zu sein. Sie liebte diesen Menschen nicht, sie glaubte sogar, ihrer Sache in dieser Beziehung sicher zu sein. Und als ob sie es sich vorgenommen hätte, träumte sie bereits von der Möglichkeit ihrer Verpflichtungen gegen ihn ledig zu werden. Er benahm sich sehr nett, er würde gewiß nicht in sie dringen und alles würde gut ablaufen.

»Wohl verstanden, wir sind gute Kameraden, so zwar, daß die andern, selbst mein Gatte, nichts Böses dahinter vermuthen darf. Jetzt lassen Sie meine Hand los und sehen Sie mich

nicht mehr so an. Sie werden sich die Augen verderben.«

Er behielt trotzdem ihre zarten Finger in seiner Hand und sagte stockend, sehr leise:

»Ich liebe Sie!«

Sie hatte sich ihm schnell entwunden und stand nun vor ihm aufgerichtet.

»Was reden Sie da für Dummheiten! Seien Sie vernünftig, man kommt.«

Es kam in der That eine Amme, mit einem in ihrem Arm schlummernden Säugling näher. Dann ging sehr geschäftig ein junges Mädchen vorüber. Die Sonne sank und badete sich in den violetten Dünsten des Horizontes. Ihre Strahlen verschwanden aus dem Tannendickicht und erstarben in den Spitzen der Tannen als goldener Staub. In dem nimmer rastenden Wagenverkehr schien eine plötzliche Pause eingetreten zu sein, man hörte es fünf Uhr in der Nähe schlagen.

»Mein Gott,« rief Séverine, »schon fünf Uhr. Ich muß um diese Zeit schon in der Rue du Rocher sein.«

Ihre Freude entschwand, die Angst vor dem Unbekannten, das sie dort unten erwartete, packte sie von Neuem. Ihr fiel wieder ein, daß sie noch nicht gerettet war. Sie erbleichte, ihre Lippen erzitterten.

»Aber Sie wollten doch den Depotchef sprechen?« fragte Jacques, der ebenfalls aufgestanden war, um ihr wieder seinen Arm anzubieten. »Um so schlimmer. Ich werde ihn ein anderes Mal besuchen ... Hören Sie, lieber Freund, ich kann Sie jetzt nicht mehr gebrauchen, lassen Sie mich den Weg schleunigst allein machen. Und vielen Dank, nochmals herzlichen Dank.«

Sie drückte ihm die Hand und enteilte.

»Pünktlich zum Zuge!«

»Ganz pünktlich.«

Schon war sie schnellen Schrittes hinter den Gebüsch der Anlagen verschwunden, er dagegen schlenderte langsam der Rue Cardinet zu.

Herr Camy-Lamotte hatte inzwischen eine lange Unterredung mit dem Betriebsdirector der Westbahn-Gesellschaft in seinem Cabinet gehabt. Er hatte ihn unter dem Vorwande, etwas mit ihm besprechen zu müssen, zu sich entboten und nach und nach ihm das Geständniß entlockt, wie sehr dieser Prozeß Grandmorin die Gesellschaft ärgere. Da gäbe es Klagen in den Zeitungen darüber, wie schlecht es mit der Sicherheit der Reisenden erster Klasse bestellt wäre; das ganze Personal sei in die Sache verwickelt, mehrere Beamte verdächtigt worden außer dem am meisten beargwöhnten Roubaud, der jeden Augenblick eingelocht werden könnte. Die Gerüchte von der Sittenlosigkeit des Präsidenten, der ein Mitglied ihres Aufsichtsrathes gewesen war, müßten naturgemäß auch auf die übrigen

Mitglieder dieser Körperschaft ein schlechtes Licht werfen. Und so wäre es gekommen, daß ein vermuthlich von dem unbedeutenden Unter-Inspector begangenes geheimnißvolles Verbrechen niedrigster Art eine kolossale Störung in dem Räderwerk der mächtigen Eisenbahnbetriebsmaschine hervorzubringen drohe und auch die höchste Verwaltung darunter leiden mache. Diese Erschütterung ziehe ihre Kreise sogar noch höher hinauf, beschäftige das Ministerium und bedrohe angesichts der augenblicklichen unglücklichen politischen Constellation die Regierung, in einer kritischen Stunde den großen socialen Körper, dessen Zersetzung ein so unbedeutendes Fieber leicht herbeiführen und beschleunigen könnte. Als Herr Camy-Lamotte endlich von seinem Besuche erfuhr, daß die Gesellschaft gerade heute die Entlassung Roubaud's beschlossen hätte, lehnte er sich eifrig gegen eine solche Maßregel auf. Nichts sei ungeschickter nach

seiner Meinung, als dieses; der Lärm in der Presse würde sich sofort verdoppeln, jedes Oppositionsblatt würde sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, Roubaud als ein Opfer der Politik hinzustellen. Der offenbare Riß wäre da und Gott weiß, was für unangenehme Entdeckungen dabei sowohl für die Einen wie für die Andern zu Tage kommen würden. Der Skandal hätte schon zu lange gedauert, es sei nunmehr die höchste Zeit, daß darüber geschwiegen würde. Und der bald überzeugte Betriebsdirector verpflichtete sich, dafür zu sorgen, daß Roubaud im Amte belassen, ja selbst nicht einmal aus Havre versetzt werde. Man würde dann bald einsehen, daß es in ihrer Gesellschaft keine unlauteren Elemente gäbe. Damit würden die Acten über diese Geschichte geschlossen sein.

Als Séverine athemlos und heftig klopfenden Herzens wieder vor Herrn Camy-Lamotte in dem düsteren Cabinet stand, betrachtete dieser sie einen Augenblick schweigend. Ihn

interessirte ihre außerordentliche Anstrengung, ruhig zu erscheinen. Diese zarte Verbrecherin mit ihren Nixenaugen war ihm entschieden eine sympathische Erscheinung.

»Ich habe soeben ...«

Er hielt inne, um sich noch einige Sekunden an ihrer Angst zu werden. Aber ihr Blick flog so eindringlich zu ihm hinüber, er fühlte ihr ganzes Wesen sich so leidenschaftlich zu ihm drängen, daß er sich ihrer erbarmte.

»Ich habe soeben den Betriebsdirector gesprochen, Frau Roubaud, und von ihm die Zusicherung erhalten, daß Ihr Mann nicht entlassen wird ... Die Angelegenheit ist somit geordnet.«

Die Woge der übermäßigen Freude, die sich über sie in diesem Augenblick ergoß, machte sie fast taumeln. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie konnte nichts sagen, nur lächeln.

Er wiederholte den letzten Satz, als wollte er

ihr noch einmal seine Bedeutsamkeit so recht an's Herz legen:

»Die Angelegenheit ist somit geordnet ... Sie können unbesorgt nach Havre zurückreisen.«

Sie verstand ihn sehr wohl: er meinte, man würde sie nicht verhaften, sie seien begnadigt worden. Aus seinen Worten ging hervor, nicht nur, daß ihr Mann im Amt verbleiben durfte, sondern daß auch dieses furchtbare Drama vergessen, begraben wäre. Wie ein dankbares, schmeichelndes Hausthier beugte sie sich in dem instinctiven Gefühl überwallender Zärtlichkeit über seine Hände, sie küßte sie und legte sie sich an ihre Wangen. Und diesmal zog er seine Hände nicht zurück, er fühlte sich tief ergriffen von dem Reiz dieser innigen Dankbarkeit.

»Nun vergessen Sie auch nicht das Geschehene,« sagte er und versuchte, wieder Haltung zu gewinnen, »und führen Sie sich gut.«

»O, mein Herr!«

Ihm lag aber auch daran, sie und den Mann von sich abhängig zu wissen und daher erinnerte er sie an das Vorhandensein ihres Briefes mit den Worten:

»Denken Sie daran, daß die Acten in Verwahrung bleiben und bei dem geringsten Verstoß Ihrerseits wieder zur Hand genommen werden ... Empfehlen Sie namentlich Ihrem Manne, die Hand von der Politik zu lassen. In dieser Beziehung werden wir unerbittlich sein. Ich weiß wohl, daß er schon etwas auf dem Kerbholz hat, man hat mir von dem ärgerlichen Vorfalle mit dem Unterpräfecten erzählt ... Sie sorgen also dafür, daß er vernünftig ist, wir würden ihn sonst ohne alle Umstände beseitigen müssen.«

Sie hatte sich nicht gesetzt. Es drängte sie in's Freie, um ihrer sie fast erstickenden Freude freien Spielraum geben zu können.

»Wir werden gehorsam sein und ganz nach Ihrem Willen leben, mein Herr ... Sie haben nur zu befehlen, gleichviel wie, gleichviel wohin: ich gehöre Ihnen.«

Er zeigte wieder dieses schlaffe, blasirte Lächeln eines Mannes, der alle Freuden des Lebens bis zum Ueberdruß durchkostet hat.

»O, ich werde mit dieser Bereitwilligkeit keinen Mißbrauch treiben, Frau Roubaud, ich mißbrauche nicht mehr.«

Er öffnete selbst die Thür des Cabinets. Zweimal noch drehte sie sich auf der Schwelle nach ihm um und ihr strahlendes Gesicht dankte ihm aber- und abermals.

Séverine durcheilte die Rue du Rocher wie wahnsinnig. Sie bemerkte, daß sie die Straße ganz ohne Grund hinablief; sie kehrte um, sie lief über den Damm, ohne Acht zu geben, ob sie überfahren würde. Sie fühlte das Bedürfniß, laufen und schreien zu müssen. Sie

begriff bereits, warum man sie begnadigte und überraschte sich selbst beim lauten Sprechen der Worte:

»Sie haben Furcht und deshalb werden sie auch nicht diese Dinge wieder aufrühren wollen. Ich war ein Schaf, mich so zu foltern ... Das ist ganz klar. O, Welch' Glück, gerettet, diesmal wirklich gerettet zu sein! ... Gleichviel, meinen Mann will ich doch erschrecken, damit er sich ruhig verhält ... Gerettet, gerettet, o welches Glück!«

Als sie die Rue Saint-Lazare betrat, sah sie nach der Uhr eines Bijouterieladens, es fehlten noch zwanzig Minuten an sechs.

»Halt, ich habe noch Zeit, ich werde mir noch etwas zu gute thun.«

Sie wählte sich das eleganteste Restaurant gegenüber dem Bahnhof und in diesem ein einladendes Tischchen direct hinter der großen Spiegelscheibe aus, so daß sie vergnügt das

bunte Treiben auf der Straße beobachten konnte. Dann bestellte sie sich ein feines Diner, bestehend aus Austern, einem Rostbraten und einem am Spieß gebratenen Huhn. Es war doch das Mindeste, daß sie sich für das schlechte Frühstück entschädigte. Sie kam vor Hunger fast um und aß daher hastig, sie fand das Schwarzbrot ausgezeichnet und ließ sich noch eine süße Speise bereiten. Dann schlürfte sie ihren Kaffee und stürmte fort. Denn es fehlten nur noch einige Minuten bis zum Abgange des Schnellzuges.

Als Jacques sie verlassen, hatte er sein Kämmerchen aufgesucht, um seine Arbeitskleider anzulegen, dann war er sofort in das Depot gegangen, wo er gewöhnlich erst eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges zu erscheinen pflegte. Er hatte sich die Sorgen der Visitation der Maschine vom Halse geschafft und sie seinem Heizer Pecqueux aufgeladen, obwohl derselbe dreimal oder zweimal betrunken zu sein pflegte. Aber in der

verliebten Erregung des heutigen Tages verspürte er doch so etwas wie Unruhe. Er wollte sich lieber persönlich von dem guten Functioniren aller Theile seiner Maschine überzeugen, um so mehr, als er des Morgens in Havre bemerkt zu haben glaubte, daß die Lokomotive für eine geringe Arbeit unverhältnißmäßig viel Kraft gebrauche.

In dem mächtigen geschlossenen, von der Kohle geschwärzten und von hohen, staubbedeckten Fenstern erhellten Schuppen stand unter anderen, in Ruhestand versetzten Lokomotiven auch die Jacques' als vorderste auf dem Ausgangsstrang. Ein Heizer des Depots füllte soeben die Feuerung auf, rothglühende Kohlen fielen durch die Roste und erloschen zischend in dem schmalen Graben, der eigens zu diesem Zweck durch das Depot gezogen ist. Seine Lokomotive war eine jener Eilzugmaschinen von vornehmer und doch riesenhafter Eleganz, mit doppelt gekoppelten Achsen, großen behenden, durch

eherne Arme mit einander verbundenen Rädern, breitem Brustkasten und mit langgestrecktem und mächtigem Rumpfe, ganz die Eisen gewordene Logik und Sicherheit, durch welche die Lokomotive zur herrschenden Schönheit aller metallenen Wesen geworden ist, die Genauigkeit in Verbindung mit der Kraft. Sie trug ebenso wie die anderen Lokomotiven der Gesellschaft außer der Nummer, und zwar 214, den Namen eines Bahnhofes und zwar von Lison, einer Station des Cotentin. Jacques aber hatte aus Liebe zu seiner Maschine und um ihr zu schmeicheln ihr einen weiblichen Namen gegeben, er nannte sie seine Lison.

Er liebte diese Lokomotive, die er seit vier Jahren führte. Er hatte vorher andre geführt, gelehrige und schwerfällige, muthige und feige. Er mußte, daß jede von ihnen einen andern Charakter hatte, daß mit vielen von ihnen nichts los war, wie man von einer Frau aus Haut und Knochen sagt. Seine Lison aber

liebte er, weil sie die seltenen Eigenschaften einer wirklichen braven Frau hatte. Sie war sanft, gehorsam, leicht in Gang zu bringen und machte, Dank ihrer guten Röhrenanlage, eine ständige, regelmäßige Fahrt. Man behauptete, daß ihr flottes Losfahren von der ausgezeichneten Bandagierung ihrer Räder und namentlich von der exacten Regulirung ihrer Fächer herrührte; daß sie schon bei wenig Feuerung einen genügenden Dampf entwickele, schrieb man der Qualität des Kupfers ihrer Röhren und der glücklichen Wärmevertheilung zu. Aber Jacques wußte, daß sie noch eine Eigenschaft besaß, die ebenso construirte und ebenso sorgfältig montirte Lokomotiven wie die Lison nicht besaßen: sie hatte eine Seele, jenes geheimnißvolle Etwas der Fabrikation, welches der Zufall bei der Hämmerung dem Metall einflößt, das die Hand des Monteurs den einzelnen Bestandtheilen verleiht, das Menschliche, das Leben. Er liebte also die

schnell flüchtige und ebenso schnell wie ein feuriges und gelehriges Pferd anzuhaltende Lison wie ein dankbarer Gatte. Er liebte sie, weil sie ihm außer dem festen Einkommen durch die Heizerprämien noch manchen Spargroschen in das Haus brachte. Sie heizte sich so vorzüglich, daß er in der That viel Kohlen sparen konnte. Er hatte ihr nur einen einzigen Vorwurf zu machen, den des zu großen Verbrauchs von Schmierfett: was die Kolben namentlich an Schmiere auffraßen, glich keinem Sattessen mehr, das war schon eine wahre Orgie. Vergebens hatte er sie Mäßigung lehren wollen. Außer Athem war sie dann gleich, ihr Temperament verlangte nun einmal diese Libationen an Schmiere. Er hatte ihr schließlich diese Vielfraßleidenschaft zu gute halten müssen, wie man die Augen schließt vor dem Laster von sonst hochbegabten Personen. Er begnügte sich im Scherz zu seinem Heizer zu sagen, daß die Lison gerade wie andere schöne Frauen das

Bedürfnis hätte, zu oft geschmiert zu werden.

Während der Kessel zischte und die Lison nach und nach unter Druck trat, wanderte Jacques um sie herum, besah jeden einzelnen Bestandtheil und versuchte sich darüber klar zu werden, warum sie am Morgen mehr Schmiere als gewöhnlich begehrt hatte. Er fand indessen nichts Auffälliges, sie leuchtete wie immer sauber und eigen, ein Zeichen dafür, daß sie ein sorgsamer Führer pflegte. Man sah ihn immer putzen und scheuern; namentlich nach der Ankunft in der Endstation rieb er sie kräftig, wie man nach langem Laufe dampfende Pferde trocken zu reiben pflegt; er benutzte ihre Wärme, um die Griffe und Fugen besser rein zu bekommen. Er trieb sie nie an, hielt sie in regelmäßiger Fahrt, vermied jede Verspätung, welche dann mit Sprüngen von gefährlicher Eile wieder eingeholt werden muß. So lebten Beide in einer verträglichen Gemeinschaft. Innerhalb der vier Jahre hatte er kein einziges Mal in dem Register des Depots

Beschwerde zu führen gebraucht, in welchem die Lokomotivführer ihrem Verlangen nach Reparaturen Ausdruck zu geben haben. Faule, schlechte und trunkene Maschinisten liegen unaufhörlich mit ihren Lokomotiven im Streit. An jenem Tage aber machte ihn ihr Heißhunger auf Fett doch ängstlich. Es war aber noch etwas anderes, etwas Tiefes, Unfaßbares und noch nie Gefühltes, was ihn unruhig, mißtrauisch gegen sich selbst machte. Ihm war es, als hätte er Grund an ihrer ehelichen Treue zu zweifeln und daher wollte er sich überzeugen, ob sie ihm unterwegs nicht Geschichten machen würde.

Pecqueux war natürlich noch nicht da. Als er mit lallender Zunge in Folge eines mit einem Freunde eingenommenen Frühstücks erschien, stellte ihn Jacques wüthend zur Rede. Gewöhnlich vertrugen sich die beiden Männer sehr gut, eine Folge der langen Kompagnieschaft von dem einen Ende der Linie bis zum anderen, die sie schweigsam

Seite an Seite, durch dasselbe Geschäft und dieselben Gefahren vereint, zubrachten. Obgleich der Maschinist zehn Jahre jünger war als sein Heizer, sorgte er für letzteren väterlich, er bemäntelte seine Laster und ließ ihn eine Stunde schlafen, wenn er zu betrunken war. Dieser vergalt ihm dieses Wohlwollen durch hündische Ergebenheit, er war im übrigen ein ausgezeichneter, in seinem Fache ergrauter Arbeiter, sah man von seiner leidenschaftlichen Trunksucht ab. Auch er liebte die Lison, ein Grund mehr für ihr gutes Einvernehmen. Die Beiden und die Lokomotive bildeten in der That ein friedfertiges, eheliches Trio. Pecqueux war überrascht von dem schlechten Empfange seitens Jacques', noch mehr erstaunte er aber, als er dessen Zweifel an der Lison vernahm.

»Aber sie läuft doch wie eine Fee!«

»Nein, ich bin besorgt.«

Und trotz des guten Zustandes, in welchem

sich jeder einzelne Bestandtheil befand, fuhr er mit Kopfschütteln fort. Er ließ die Griffe klappen und probirte die Ventile. Er stieg auf die Plattform und füllte selbst die Schmierkolben der Cylinder, während der Heizer den Dom putzte, an welchem noch leichte Rostflecke sichtbar waren. Er konnte wirklich beruhigt sein. Und der wahre Grund seiner Unruhe? In seinem Herzen thronte nicht mehr die Lison allein. Ein zweites zärtliches Gefühl wuchs dort auf für jenes schwächliche, zerbrechliche Geschöpf, das er noch immer auf der Bank in den Anlagen neben sich sitzen und in seiner trägen Schwäche seinem Verlangen nach Liebe und Schutz Ausdruck geben sah. Noch nie hatte er, wenn der Zug sich ohne sein Verschulden verspätete und er seiner Lokomotive eine Geschwindigkeit von achtzig Kilometern geben mußte, an die Gefahren gedacht, welche die Reisenden möglicher Weise liefen. Heute aber, nun er diese, am Morgen noch fast verabscheute und

mit Widerwillen nach Paris gebrachte Frau nach Havre zurückführen sollte, peinigte ihn die Furcht vor einem Unfall, daß sie durch seine Schuld verwundet werden und in seinen Armen ihr Leben aushauchen könnte. Jetzt war er mit Liebe geladen. Die beargwöhnte Lison mußte sich von nun an zusammen nehmen, wollte sie ihren guten Ruf als zuverlässige Maschine in seinen Augen sich erhalten.

Es schlug sechs, Jacques und Pecqueux bestiegen die schmale Brücke aus Eisenblech, welche den Tender mit der Lokomotive verbindet; der letztere öffnete auf einen Wink seines Vorgesetzten die Abzugsventile und ein Wirbel weißen Dampfes füllte zischend den Schuppen. Dann glitt die Lison gehorsam der Drehung des Regulators hervor aus dem Depot und pffiff, um sich den Strang öffnen zu lassen. Gleich darauf verschwand sie im Tunnel von Les Batignolles. Am Pont de l'Europe mußte sie sich etwas gedulden, bis es Zeit war, sie auf den sechs Uhr dreißig Eilzug zu rangiren,

mit welchem sie dann von zwei Arbeitern solide verbunden wurde.

Fünf Minuten fehlten nur noch bis zur Abfahrt. Jacques beugte sich über die Brüstung; er wunderte sich, Séverine in dem Strom der Reisender nicht auftauchen zu sehen. Er war überzeugt, daß sie nicht eher einsteigen würde, bis sie ihn gesprochen hatte. Endlich erschien sie verspätet, fast laufend. Richtig, sie eilte am Zuge entlang und blieb mit lebhaft geröthetem Gesichte und glücklich bei der Lokomotive stehen.

Die kleinen Füße und das lachende Gesicht hoben sich zu ihm empor.

»Beunruhigen Sie sich nicht, da bin ich.«

Er lachte ebenfalls in dem Gefühl des Glücks, sie wiederzusehen.

»Es ist gerade noch Zeit,«

Sie reckte sich noch weiter empor und sagte,

etwas leiser: »Ich bin zufrieden, sehr zufrieden, mein Freund ... Ich habe viel Glück gehabt ... Ich habe alles erreicht, was ich gewollt.«

Er begriff und zeigte sich sehr erfreut. Im Davoneilen wandte sie sich noch einmal nach ihm um und rief scherzend: »Sie werden mir doch hoffentlich nicht die Knochen zerbrechen?«

»Haben Sie keine Furcht,« gab er heiter zurück.

Die Thüren klappten, Séverine hatte gerade noch Zeit, ein Koupee zu besteigen. Der Zugführer gab das Signal, Jacques pfiff und öffnete den Regulator. Man dampfte ab, in derselben Weise wie an jenem tragischen Februarabend, zu derselben Zeit, inmitten desselben lebhaften Treibens auf dem Bahnhofe, desselben Lärms, desselben Qualms. Nur war es diesmal noch Tag, ein durchsichtiges Halbdunkel von sommerlicher

Milde. Den Kopf an dem Schlege blickte Séverine hinaus.

Und auf der Lison hoch aufgerichtet stand Jacques, warm eingehüllt in ein wollenes Beinkleid und eine Friesjacke, die am Hinterkopfe unter der Mütze zusammengebundene Brille mit Tuchlappen vor den Augen. Sein Blick verließ nicht mehr die Geleise und fast alle Sekunden beugte er sich aus dem Fenster des Schutzdaches hinaus, um besser sehen zu können. Er fühlte nicht, daß das Erzittern der Maschine ihn grausam durchrüttelte, seine Rechte hatte die Kurbel des Fahrtregulators erfaßt wie der Steuermann das Rad gepackt hält; unausgesetzt manövrirte er und unmerklich verstärkte oder schwächte er die Schnelligkeit, mit der linken Hand zog er fast unaufhörlich das Ventil der Dampfpeife, denn die Ausfahrt aus Paris ist schwierig, man stößt leicht auf unvorherzusehende Hindernisse. Er piff bei den Niveauübergängen, bei den Bahnhöfen,

bei den Tunnels, bei den großen Kurven. Fern in der beginnenden Dämmerung zeigte sich ein rothes Signal, er begehrte durch einen langgedehnten Pfiff freie Fahrt und jagte wie ein Donner vorüber. Kaum gönnte er sich die Zeit, ab und zu einen Blick auf den Atmosphärenmesser zu werfen; sobald der Druck zehn Kilogramm erreichte, drehte er die kleine Injectionskurbel. Sein Blick weilte immer weit voraus auf den Geleisen und überwachte die kleinsten Einzelheiten mit einer solchen Aufmerksamkeit, daß er nicht Anderes sah und nicht einmal den sturmwindartigen Wind spürte. Der Atmosphärenmesser fiel, er öffnete die Thür des Heizofens und stocherte mit der Kesselzange darin herum; Pecqueux, auf jeden Handgriff des Chefs geachtet, begriff, zerkleinerte mit dem Hammer die Kohle und warf sie mit der Schippe gleichmäßig vertheilt über den ganzen Rost. Eine fürchterliche Gluth sengte fast beider Beine, gleich darauf, als die

Thür geschlossen war, bestrich sie wieder der eisige Luftstrom.

Die Nacht sank hernieder, Jacques' Vorsicht verdoppelte sich. Er hatte die Lison selten so gehorsam gesehen wie an diesem Abend; er fühlte sich als ihren Herrn, er zügelte sie nach Gefallen mit absoluter Machtvollkommenheit, und trotzdem ließ er nicht von seiner herben Strenge, er behandelte sie wie eine gefesselte Bestie, der man nicht trauen darf. Dort, hinter seinem Rücken, sah er in dem mit voller Fahrgeschwindigkeit dahinsausenden Zuge eine feine, sich hingebende, ihm vertrauende und zulächelnde Frauengestalt. Ein flüchtiger Schauer überlief ihn, er faßte die Kurbel noch fester und seine Blicke durchdrangen noch energischer die wachsende Finsterniß, um sich über die Natur zweier rother Lichter klar zu werden. Nach dem Passiren der Abzweigungen bei Asnières und Colombes hatte er ein wenig aufgeathmet. Bis Nantes ging Alles gut, die Strecke bildete bis dorthin

eine glatte Bahn, über die der Zug gemächlich rollen konnte. Hinter Nantes mußte er die Lison anfeuern, um eine fast eine halbe Meile lange Steigung zu nehmen. Dann drängte er sie, ohne sie verschnaufen zu lassen, die sanfte Steigung des zwei und einen halben Kilometer langen Tunnels von Rollebrise hinauf, den er in knapp drei Minuten passirte. Dann kam ein zweiter Tunnel, der von Noule bei Gaillon, diesseits des Bahnhofs von Sotteville, eines wegen seiner vielen sich abzweigenden Geleise, des beständigen Rangirens und seiner steten Ueberfüllung sehr gefährlichen Durchfahrtspunktes. Alle Kräfte seines Wesens waren vereinigt in den wachenden Augen und der führenden Hand. Die pfeifende, fauchende Lison durchfuhr mit vollem Dampf Sotteville und hielt erst in Rouen an; von dort aus lief sie etwas beruhigt und gemächlicher die Rampe hinauf, die bis Malaunay führt.

Der Mond war klar und bleichschimmernd aufgegangen, sein Licht erlaubte Jacques das

niedrigste Gebüsch, ja selbst die in ihrer schnellen Flucht unter ihm verschwindenden Kiesel zwischen den Schienen zu unterscheiden. Als er den Tunnel von Malaunay verließ, warf er einen Blick nach rechts; ihn beunruhigte der Schatten eines großen Baumes, der auf die Geleise fiel. Dabei erkannte er den verborgenen Winkel, das mit Dickicht bestellte Feld, von welchem aus er den Todschlag erblickt hatte. Die wüste, wilde Gegend mit ihren Abhängen, ihren schwarzen Waldparzellen und ihrer trostlosen Oede flog an ihm vorüber. Dann tauchte im Schimmer des unbeweglich scheinenden Mondes das Haus von la Croix-de-Maufras in seiner wüsten Verlassenheit mit den ewig geschlossenen Fensterläden und seiner abscheulichen Melancholie wie eine Vision vor ihm auf. Und ohne zu wissen, warum, fühlte er diesmal noch mehr als je seine Brust beengt, als streifte er hier hart an seinem Unglück vorüber.

Doch ebenso schnell erfaßten seine Augen ein anderes Bild. Dort neben dem Bahnwärterhäuschen Misard's, an die Barriere des Niveauüberganges gelehnt, stand Flore. Er sah sie, so oft er vorüberfuhr, an derselben Stelle auf ihn warten, Sie bewegte sich nie, sie erhob nur den Kopf und folgte so lange sie konnte mit ihren Blicken seiner blitzartigen Weiterfahrt. Ihre schwarze Silhouette hob sich haarscharf von dem hellen, mondbeschiedenen Hintergrunde ab, nur ihre blonden Haare blitzten golden, wie das bleiche Gold des Gestirns.

Und abermals trieb Jacques die Lison an, um die Steigung von Motteville zu nehmen, dann ließ er sie ein wenig längs des Plateaus von Bolbec verschnaufen. Dann stieß er sie zwischen Saint Romain und Harfleur auf die stärkste, drei Meilen lange Steigung der Linie, welche die Lokomotiven wie den Stall witternde Thiere im Galopp zu nehmen pflegen. Fast umsinkend vor Müdigkeit

erreichte er Havre und hier unter dem Glasdache der vom Lärm und Rauch der Ankunft erfüllten Halle näherte sich ihm Séverine, ehe sie ihre Wohnung aufsuchte. Freudig erregt und mit zärtlichem Lächeln sagte sie zu ihm:

»Besten Dank, bis auf morgen.«

Sechstes Kapitel

Ein Monat verstrich. In der Wohnung der Roubaud in der ersten Etage des Bahnhofs über den Wartesälen herrschte tiefe Stille. Bei ihnen, wie bei ihren Flurnachbarn verlief das tägliche Leben wieder monoton, ganz nach dem Zeiger, der ihre Thätigkeit regelte und unerbittlich vorschrieb. Es schien nichts Außerordentliches oder gar Schreckliches geschehen zu sein.

Die skandalöse und lärmende Geschichte Grandmorin wurde allmählich vergessen; die Justiz schien nicht im Stande zu sein, den wahren Schuldigen ausfindig zu machen und so wurden die Acten ohne Weiteres classificirt. Nach einem Arrest von noch vierzehn Tage hatte Herr Denizet Cabuche wieder aus der Untersuchungshaft entlassen mit der Motivirung, daß gewichtige Beschuldigungen gegen ihn nicht vorlägen. Eine romantische Polizistenlegende begann sich herumzusprechen: die von dem unbekanntem und unfaßbaren Mörder, einem Abenteurer des Verbrechens, der bei jedem Verbrechen zugegen und desselben verdächtig war, aber sich in Nichts auflöste, sobald die Polizeiaagenten in seine Nähe kamen. Selbst in der Oppositionspresse, die jetzt mit den nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen vollauf zu thun hatte, erschienen nur noch hin und wieder einige spitzige Sticheleien betreffs des nebelhaften Mörders. Der Druck der Gewalt,

die Uebergriffe der Präfecten versorgten sie täglich mit Material für empörte Artikel. Und seit die Zeitungen sich nicht mehr mit dem Vorfalle beschäftigten, war auch die leidenschaftliche Neugier des Publikums verraucht. Man sprach nicht einmal mehr davon.

Die glückliche Beseitigung der zweiten Befürchtung, daß das Testament des Präsidenten Grandmorin angegriffen werden könnte, hatte den Roubaud namentlich die Ruhe zurückgegeben. Auf den Rath der Frau Bonnehon hin waren die Lachesnaye endlich von der Anfechtung des Testaments abgestanden. War doch auch der Ausgang ein sehr Ungewisser. Und dann fürchteten sie besonders, daß der Skandal von Neuem losgehen würde. So kam es, daß seit einer Woche die Roubaud die Eigenthümer von la Croix-de-Maufras waren, ein Besitz, der einschließlich Haus und Garten auf vierzigtausend Franken geschätzt wurde. Sie

hatten sich unverzüglich entschlossen, dieses Sünden- und Mordhaus zu veräußern, das ihre Brust wie ein Alpdrücken beengte, in dem sie nimmermehr zu schlafen gewagt haben würden, aus Furcht, die Gespenster der Vergangenheit erblicken zu müssen. Und mit dem ganzen Mobiliar, *en bloc* sollte es verkauft werden, so wie es da stand, ohne vorherige Reparatur, selbst ohne vorausgegangene Säuberung. Da sie bei einer öffentlichen Licitation zu viel verloren hätten, Liebhaber eines Ruhesitzes aber nur sehr spärlich gesät sind, so hatten sie sich entschlossen zu warten, bis sich ein Käufer finden würde. Alles, was sie thaten, war, daß sie ein mächtiges Schild an dem Hause anbrachten, dessen Aufschrift von den Vorüberfahrenden ohne Schwierigkeit gelesen werden konnte. Diese Ankündigung in groben Buchstaben von dem Verkaufe dieser Trostlosigkeit erhöhte noch den traurigen Eindruck der geschlossenen Fensterläden und

des von Brombeergesträuchen überwucherten Parkes. Roubaud hatte sich entschieden geweigert, selbst auf eine Stunde dorthin zu reisen, und so hatte sich Séverine eines Nachmittags aufgemacht, um dort die nöthigen Anordnungen zu treffen. Sie hatte Misard die Schlüssel eingehändigt und ihn beauftragt, das Besitzthum zu zeigen, wenn sich Käufer einfinden sollten. Innerhalb zweier Stunden konnte man fix und fertig in la Croix-de-Maufras eingerichtet sein, denn selbst die Wäsche in den Schränken war vorhanden.

Jetzt beunruhigte die Roubaud nichts mehr. In stumpfsinniger Erwartung des kommenden Tages ließen sie Tag für Tag verstreichen. Schließlich mußte doch einmal das Haus sich verkaufen lassen, das Geld wollten sie dann gut anlegen und Alles würde glatt ablaufen. Gewöhnlich aber dachten sie garnicht an das Haus, sie lebten, als hätten sie ihre drei Räume nie verlassen: das Eßzimmer mit der sich auf den großen Corridor öffnenden Thür, rechts

davon das große Schlafzimmer und links davon die ganz kleine, finstere Küche. Selbst das Bahnhofsdach, diese Zinkanhöhe, die ihnen wie eine Gefängnißmauer jede Aussicht benahm, schien sie jetzt zu beruhigen, anstatt wie früher aufzuregen; das Dach erhöhte in ihnen das Gefühl unendlicher Ruhe und des stärkenden Friedens, der sie umfing. Jedenfalls wurde man von den Nachbarn nicht gesehen und man brauchte keine unbequemen Spionenaugen zu befürchten. Sie beklagten sich auch nicht mehr, war doch nun auch der Frühling und zwar mit erdrückender Hitze ins Land gekommen; das schon von den ersten Sonnenstrahlen erhitzte Zinkdach warf jetzt blendende Reflexe. Nach der gräßlichen Angst von fast zwei, in beständiger Furcht verlebten Monaten freuten sie sich fast andächtig der Gesundung von diesem, schier unendlich geschienenen Schrecken. Sie verlangten garnicht darnach, von sich reden zu machen, sie wünschten sich nur, in bescheidenen, aber

glücklichen Verhältnissen weiter leben zu dürfen, ohne zittern und zagen zu brauchen. Noch nie zuvor hatte sich Roubaud als ein so pünktlicher und gewissenhafter Beamter gezeigt wie gerade jetzt: in der Woche, in der er Dienst hatte, erschien er um fünf Uhr Morgens auf dem Perron, um zehn Uhr erst begab er sich zum Frühstück wieder in seine Wohnung, von wo er um elf Uhr zurückkehrte, um bis fünf Uhr Nachmittags ununterbrochen, also volle elf Stunden, thätig zu sein. In der Woche des Nachtdienstes, der von fünf Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens angesetzt war, gönnte er sich nicht einmal eine kurze Pause um in seiner Wohnung zu speisen, sondern ließ sich das Essen in das Bureau bringen. Er ertrug diesen schweren Dienst mit einer Art Genugthuung, er schien sich sogar darin zu gefallen, er kümmerte sich um alle Kleinigkeiten, er wollte Alles sehen, kurz es war, als hoffte er in dieser ermüdenden Beschäftigung Vergessenheit des

Geschehenen, den Beginn eines neuen gleichmäßigen, durch nichts zu störenden Lebens zu finden. Séverine dagegen, fast stets allein und alle vierzehn Tage Wittwe, da ihr Mann dann nur zum Frühstück und Mittag erschien, schien neuerdings von einem außerordentlichen wirthschaftlichen Fieber ergriffen. Früher hatte sie sich um ihre Häuslichkeit blutwenig gekümmert und die Sorge um dieselbe einer alten Frau, der Mutter Simon, überlassen, die von neun Uhr Morgens bis zum Mittag bei ihr arbeitete, während sie selbst saß und stickte. Seitdem jedoch die Ruhe wieder bei ihr eingekehrt war und sie die Gewißheit hatte, hier noch länger wohnen zu bleiben, beschäftigte sie sich unermüdlich mit dem Reinhalten und Arrangiren ihrer Wirthschaft. Sie setzte sich nicht eher, bis die Arbeit vollständig gethan war. Der Schlaf Beider war ebenfalls ein ausgezeichneter. In ihren seltenen Kosestündchen während der Mahlzeiten oder des Nachts in ihrem

gemeinsamen Bette sprachen sie nie wieder von jener Geschichte. Und so durften sie sich endlich den Glauben hinneigen, daß der ganze Vorfall begraben und vergessen sei.

Séverine besonders führte jetzt ein sehr friedliches Dasein. Allmählich gewann doch die Bequemlichkeit wieder Macht über sie, sie überließ die Sorgen um die Wirtschaft abermals der Mutter Simon und beschäftigte sich wie eine vornehm erzogene junge Dame mit feinen Handarbeiten. Sie hatte eine unendliche Arbeit begonnen, eine gestickte vollständige Fußdecke, die sie allem Anscheine nach für ihr ganzes Leben zu beschäftigen drohte. Sie erhob sich ziemlich spät und fühlte sich unendlich glücklich, einsam im Bett zu bleiben, gewiegt von dem Lärm der ankommenden und abfahrenden Züge, die ihr wie eine Uhr so genau die Zeit anzeigten. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte dieser fürchterliche auf die Nerven wirkende Bahnhofslärm, das Pfeifen, das Anprallen der

Puffer, das Donnerartige, die jähren, den Erdbeben gleichen Erschütterungen, die sie zugleich mit ihren Möbeln zittern machten, ihr garnicht gefallen wollen. Allmählig aber hatte sie sich daran gewöhnt, dieser von sonoren Vibrationen heimgesuchte Bahnhof floß in ihr eigenes Leben über. Und jetzt schmeichelte ihr sogar dieses Leben und dieser Lärm desselben, er verschaffte ihr die Ruhe. Bis zum Frühstück trollte sie sich von einem Zimmer in das andere, ohne selbst zuzugreifen plauderte sie dabei mit der Aufwartefrau. Die langen Nachmittage brachte sie gewöhnlich auf einem Stuhle am Fenster des Eßzimmers zu, meist aber ruhte ihre Arbeit müßig im Schoße, sie war glücklich, nichts thun zu brauchen. In den Wochen, in denen ihr Mann schon frühzeitig zu Bett ging, hörte sie bis zum Abend sein Schnarchen mit an; dann aber kamen für sie auch die guten Wochen, in denen sie lebte wie vor ihrer Verheirathung, in denen sie sich nach Gefallen in dem breiten Bett ausstrecken

konnte und den ganzen Tag für sich hatte. Sie ging fast nie aus, von Havre sah sie nur die hohen Fabriksschornsteine, deren dicke schwarze Rauchwirbel oberhalb des einige Meter weit vor ihr jede Fernsicht abschneidenden Zinkdaches der Halle zum Himmel strebten. Dort hinter dieser ewigen Mauer lag die Stadt; sie spürte deren Nähe, aber daß sie sie nicht sehen konnte, hatte sie lange Zeit verdrießlich gestimmt. Fünf oder sechs Töpfe mit Nelken oder Eisenkraut, die sie in dem Abflußrohr des Daches aufzog, bildeten ihr kleines Gärtchen und verschönten ihre Einsamkeit. Sie verglich ihre Wohnung oft mit einer tief im Walde gelegenen Einsiedlerklause, Roubaud lehnte nur in den freien Viertelstunden aus dem Fenster. Hatte er länger Zeit, so stieg er auf das Dach, ging bis ans Ende desselben, stieg dort bis zur Kuppel empor und ließ sich in luftiger Höhe direct über den Napoleonskanal nieder, um sein Pfeifchen zu rauchen. Tief unter ihm lag

ausgebreitet die Stadt mit ihrem Mastenwald in den Bassins und sein Blick überflog das unermessliche, im fahlen Grün heraufschimmernde Meer.

So vergingen Wochen ungestörter Ruhe, es schien, als ob derselbe Halbschlummer auch die anderen, den Roubaud benachbarten Ehepaare gefangen hielt. Dieser Corridor, in welchem gewöhnlich ein so fürchterlicher Klatschwind pfiff, schlummerte ebenfalls. Wenn Philomène Frau Lebleu einen Besuch abstattete, hörte man kaum das leise Gemurmel ihrer Stimmen. Beide waren von der Wendung der Dinge nicht wenig überrascht und sprachen deshalb von dem Unter-Inspector nur mit einem verächtlichen Achselzucken: es war für sie eine ausgemachte Thatsache, daß seine Frau in Paris die Schöne gespielt habe, um ihres Mannes Stellung zu sichern, dem es im Uebrigen schwer werden sollte, sich von dem auf ihm ruhenden Verdacht rein zu waschen. Und da die Frau

des Kassierers überzeugt war, daß es dem Roubaud jetzt nicht mehr möglich war, sie aus ihrer Wohnung zu vertreiben, so bezeugte sie diesen ihre volle Verachtung dadurch, daß sie ohne Gruß stolz an ihnen vorüberschritt. Dieser Stolz empörte sogar Philomène, dieser zu sehr zur Schau getragene Hochmuth der Kassierersfrau beleidigte selbst sie. Frau Lebleu's Hauptbeschäftigung nach wie vor war das Auflauern der Billetverkäuferin, Fräulein Guichon, deren Beziehungen zu Herrn Dabadie aufzudecken ihr indessen noch immer nicht gelang. Man hörte in dem ganzen großen Corridor nur noch das fast unvernünftige Schlurfen ihrer weichen Pantoffeln. Und so verging ein voller Monat in diesem tiefen, allmächtigen Frieden, wie er nach großen Katastrophen ja meistens einzutreten pflegt.

Aber ein beunruhigendes, schmerzliches Etwas war den Roubaud doch geblieben. Und dieses Etwas war eine Stelle des Fußbodens im Eßzimmer. Wenn ihre Blicke diese Stelle

zufällig streiften, fühlten sie von Neuem eine üble Empfindung sie begleichen. Sie hatten links vom Fenster die eichene Scheuerleiste aufgehoben und unter ihr die dem Präsidenten abgenommene Uhr nebst den zehntausend Franken, außerdem dreihundert Franken in Gold, die in einem Portemonnaie enthalten waren, verborgen. Roubaud hatte alles das dem Ermordeten nur aus der Tasche gezogen, um den Verdacht auf einen Raubmord zu lenken. Er war kein Dieb. Wie er seiner Frau sagte, wollte er lieber Hungers sterben, als einen Centime von diesem Gelde für sich verwenden oder die Uhr verkaufen. Das Geld dieses alten Mannes, der seine Frau mißbraucht hatte, an dem er nur Gerechtigkeit geübt, dieses von Koth und Blut besudelte Geld war nicht sauber genug, als daß es ein rechtschaffener Mann berühren durfte. Er dachte genau so über das zum Geschenk erhaltene Haus von la Croix-de-Maufras: es ärgerte ihn und bedrückte sein Gewissen

schon, daß er außer dieser gräulichen Mordthat auch sein Opfer noch hatte berauben müssen. Und trotzdem hatte er es nicht über sich gewinnen können, die Scheine zu verbrennen und die Uhr und das Portemonnaie eines Abends in das Meer zu werfen. Die einfache Klugheit rieth es ihm, sein Instinct aber widersprach dieser Zerstörung. Unbewußt fühlte er Achtung vor einer solchen Summe, deshalb konnte er sich nicht zu ihrer Vernichtung entschließen. In der ersten Nacht hatte er alles unter sein Kopfkissen gepackt, denn kein Winkel schien ihm sicher genug. An den folgenden Tagen hatte er sich mit dem Auffinden von Verstecken abgemüht. Jeden Morgen vertauschte er es bei dem geringsten Lärm und der Furcht vor einer gerichtlichen Hausdurchsuchung mit einem neuen. Noch nie war er so erfindungsreich gewesen. Eines Tages aber war er der Listen müde geworden und zu faul, die am Abend vorher unter der Scheuerleiste versteckten Wertsachen wieder

hervorzuholen. Seitdem lagen sie dort und nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, dort herumzukramen: er glaubte, in diesem Loche des Schreckens und Todes müßten Gespenster auf ihn lauern. Er vermied sogar beim Umhergehen im Zimmer mit dem Fuße dieser Stelle zu nahe zu kommen; es wäre ihm eine unangenehme Empfindung gewesen, er meinte, er müßte dann einen leisen Ruck in seinen Beinen fühlen. Wenn Séverine am Nachmittag am Fenster saß, rückte sie ihren Stuhl zurück, um nicht gerade über diesem in dem Fußboden ihres Zimmers aufbewahrten Leichname zu sitzen. Sie sprachen nicht einmal unter vier Augen davon, sie bemühten sich zu glauben, daß sie sich daran gewöhnt hätten, ärgerten sich aber unaufhörlich, ihn noch vorzufinden und ihn stündlich unter ihren Sohlen zu spüren. Er wurde ihnen fast unerträglich. Diese Uebelkeit war um so auffälliger, als sie angesichts des schönen, neuen, von der Frau gekauften und dem

Liebhaber in die Gurgel gebohrten Messers gar nichts litten. Es war abgewaschen worden und ruhte jetzt in der Schublade. Mutter Simon benutzte es häufig zum Brotschneiden.

Roubaud war es, der in den Frieden seines Hauses eine neue Ursache der Unruhe dadurch brachte, daß er Jacques zu häufigen Besuchen nöthigte. Der Turnus des Dienstes führte Jacques dreimal in der Woche nach Havre: am Montag von zehn Uhr fünfunddreißig Minuten früh bis sechs Uhr zwanzig Minuten Abends; am Donnerstag und Sonnabend von elf Uhr fünf Minuten Abends bis sechs Uhr vierzig Minuten Morgens. Am ersten Montag, der auf die Reise Séverine's folgte, hatte sich der Unter-Inspector an ihn gemacht.

»Sie dürfen mir es nicht verweigern, Kamerad, einen Bissen bei uns zu essen ... Sie haben sich so liebenswürdig meiner Frau angenommen, ich muß mich Ihnen dafür doch erkenntlich zeigen.«

Jacques hatte auf diese Weise zweimal während eines Monats eine Einladung zum Frühstück angenommen. Roubaud schien eine Erleichterung darin zu finden, daß das unheimliche Schweigen, welches er und seine Frau bei den Mahlzeiten beobachteten, durch die Gegenwart eines Dritten unterbrochen wurde. Sofort konnte er allerlei erzählen, plaudern und scherzen.

»Kommen Sie, so oft es geht, wieder! Sie sehen, daß Sie uns in keiner Weise geniren.«

Als Jacques an einem Donnerstag Abend, nachdem er sich rasirt hatte, zu Bette gehen wollte, begegnete er dem um das Depot herum flanirenden Unter-Inspektor. Trotz der vorgerückten Stunde hatte dieser, den es langweilte allein nach Hause gehen zu müssen, den jungen Mann zu sich mitgeschleppt. Séverine war noch wach und las. Man trank und spielte bis nach Mitternacht Karten.

Von diesem Abend an wurden die

Frühstücksmahlzeiten am Montag, die kleinen Donnerstags- und Sonnabends-Gesellschaften ihnen zur Gewohnheit. Fehlte einmal der Kamerad, so war es Roubaud selbst, der ihm aufpaßte und ihm seine Gleichgiltigkeit vorhielt. Er verfiel mehr und mehr in Trübsinn und heiterte sich nur in der Gesellschaft seines neuen Freundes auf. Dieser Mensch, der ihn zuerst so fürchterlich beunruhigt hatte und den er eigentlich noch jetzt als den einzigen Zeugen, als die lebendige Erinnerung an jene abscheulichen Dinge hätte verwünschen müssen, die er so gerne vergessen hatte, dieser Mensch war ihm im Gegentheile unentbehrlich geworden, gerade deßhalb wahrscheinlich, weil er, ein Wissender, nichts gesagt hatte. Auf diese Weise umschloß sie ein festes Band, eine Art Mitschuld. Oft blickte der Unter-Inspector ihn mit einem verständnißinnigen Blick an und drückte ihm in einer plötzlichen Aufwallung mit einer Kraft die Hand, die als Ausdruck bloßen kameradschaftlichen Gefühles etwas

befremden mußte.

Jacques' Anwesenheit bildete zunächst eine angenehme Zerstreuung für das Ehepaar. Auch Séverine empfing ihn gern; wenn er eintrat, begrüßte ihn ein leiser Freudenruf, wie ihn jede Frau in Erwartung einer vergnügten Stunde ausstößt. Sie ließ ihre Stickerei, ihr Buch liegen und mit einem Male heiter und gesprächig, entfloß sie freudig der grauen Eintönigkeit ihres täglichen Lebens.

»O wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Als ich den Eilzug einfahren hörte, habe ich an Sie gedacht.«

Es war ein Festtag, wenn er bei ihnen frühstückte. Sie kannte schon seinen Geschmack und ging sogar selbst aus, um frische Eier zu kaufen, wie eine aufmerksame Hausfrau, die den Hausfreund empfängt ohne darin etwas anderes zu erblicken als die Begehr, sich als die Liebenswürdige aufzuspielen und sich zerstreuen lassen zu

wollen.

»Wenn Sie am Montag wiederkommen, mache ich Ihnen auch eine Crème!«

Als dieser Verkehr einen Monat angedauert hatte, trat aber allmählig eine Entfremdung zwischen dem Ehepaar ein. Die Frau gefiel sich mehr und mehr allein im Bett und richtete sich so ein, daß sie so wenig wie möglich mit ihrem Manne zugleich schlief; und dieser, vordem so brutal sinnliche Mensch that ebenfalls nichts, um sie an sich zu ziehen. Er hatte sie früher ohne jedes zärtliche Empfinden geliebt und sie hatte sich ihm als gefällige Frau hingeeben, sie glaubte, das wäre nicht anders und ginge auch ohne besonderes Vergnügen an der Sache. Aber seit dem Verbrechen war er ihr, sie wußte selbst nicht warum, im Grunde zuwider. Sie war durch dasselbe entnervt, in Angst versetzt. Als eines Abends das Licht noch nicht ausgelöscht war, schrie sie auf: sie glaubte in dem rothen Gesicht mit den

verzerrten Zügen über ihr das Antlitz des Ermordeten zu erblicken, und seitdem zitterte sie jedesmal, wenn er ihr zu nahe kam, sie hatte das schreckliche Gefühl, als stürze sich das wiederauferstandene Opfer mit dem Messer in der Faust auf sie. Der Gedanke war wahnsinnig und doch schlug ihr Herz vor Angst. Uebrigens verkehrte er geschlechtlich so wenig als möglich mit ihr, sie empfing ihn viel zu kalt und gleichgültig, als daß sie ihn hätte fesseln können. Eine Abspannung und Gleichgültigkeit, wie sie sonst nur das Alter hervorbringt, war zwischen ihnen eingetreten; es schien als hätte jene fürchterliche Krisis alles Blut aus ihren Adern verjagt. In den Nächten, in denen sie ein gemeinschaftliches Schlafen nicht vermeiden konnten, ließen sie die ganze Breite des Bettes zwischen sich. Jacques trug zu dieser Scheidung wesentlich bei, denn seine Gegenwart machte ihnen ihre gegenseitige Abneigung weniger fühlbar; er erlöste das eine von dem anderen.

Trotzdem fühlte Roubaud keinerlei Gewissensbisse. Er hatte nur Furcht vor den Folgen gehabt, ehe die Sache *ad acta* gelegt wurde; seine Hauptsorge war gewesen, daß er um seine Stellung kommen könnte. Jetzt bedauerte er das Geschehene in keiner Beziehung weiter. Vielleicht daß er, wäre diese Sache erst jetzt an ihn herangetreten, seine Frau aus dem Spiel gelassen hätte; denn die Frauen sind sofort hin, die seine entschlüpfte ihm immer mehr, er hatte auch eine zu schwere Last auf ihre Schultern gewälzt. Er wäre ihr Herr und Gebieter geblieben, hätte er sie nicht zu seiner Kameradin des Schreckens und zu seiner Anklägerin gemacht. Die Dinge lagen aber nun einmal so, man mußte sich darin finden. Umsomehr mußte er alles aufbieten, um die geistige Regsamkeit wieder zu erlangen, die er damals besaß, als er, wie er selbst eingestand, den Mord für nothwendig für sein ferneres Leben erklärte. Hätte er damals den Mann

nicht getödtet, er hätte selbst nicht weiter zu leben vermocht. Heute, nun die Flamme seiner Eifersucht erloschen war, empfand er nur noch das unerträgliche, von der Erinnerung herrührende Brennen, als hätte sich sein Herzblut verdickt durch das vergossene. Deshalb war ihm die Nothwendigkeit dieses Mordes heute nicht mehr so einleuchtend wie damals. Er fragte sich sogar öfters, ob der Todtschlag wirklich der Mühe lohne. Es war das nicht der Ausdruck einer Reue, auch nicht der einer Enttäuschung, sondern lediglich des Gedankens, daß man oft unglaubliche Dinge thut, um glücklich zu sein und es doch nicht wird. Er, der sonst so geschwätzig war, gefiel sich oft in langanhaltendem Schweigen und wirren Betrachtungen, aus denen er um so verdüsterter erwachte. Um das Alleinsein mit seiner Frau zu vermeiden, stieg er jetzt täglich nach den Mahlzeiten auf das Dach, um sich auf dem Giebel desselben niederzulassen. Dort in dem freien Luftzuge, von wirren

Träumereien gewiegt, sah er über die Stadt fort die Packetboote sich am fernen Horizonte nach fremden Meeren verlieren.

Eines Abends hatte Roubaud einen Rückfall in seine einstige wilde Eifersucht. Als er eines Abends Jacques vom Depot abgeholt hatte, um ihn mit zu sich zu nehmen, sah er Henri Dauvergne, den Zugführer, die Treppe herabkommen. Dieser schien etwas betroffen und redete sich damit aus, er hätte soeben Frau Roubaud im Auftrage seiner Schwestern besucht. In Wahrheit aber stellte er Séverine seit einiger Zeit in der Hoffnung nach, sie erobern zu können.

Kaum in die Thür getreten, fuhr der Unter-Inspector seine Frau heftig an. »Was wollte der hier? Du weißt, daß der Mensch mir zuwider ist.«

»Aber, mein Freund, er kam wegen eines Stickmusters.«

»Ich pfeife auf Eure Stickereien! Hältst Du mich für so dumm, daß ich nicht weiß, warum er kommt? Nur Deinetwegen kommt er ... Nimm Dich in Acht!«

Er ging mit geballten Fäusten auf sie los. Sie wich, weiß wie die Wand, zurück. In der friedlichen Gleichgiltigkeit, in der sie miteinander verkehrten, erschien ihr der Ausbruch einer solchen Wuth doppelt merkwürdig. Roubaud beruhigte sich aber sofort und wandte sich an seinen Genossen.

»Das sind solche Kerle, die da glauben, daß ihnen die Frau sofort um den Hals fallen und der sehr ehrenwerthe Gatte nichts sehen wird! So etwas läßt mein Blut kochen ... Passirte mir das, ich würde meine Frau auf der Stelle erwürgen. Der kleine Herr soll sich hüten, nochmals wiederzukommen oder ich rechne mit ihm ab ... Ist das nicht eklig?«

Jacques genirte dieser Auftritt sehr, er wußte nicht, woran er sich zu halten hatte. Galt ihm

dieser Wuthanfall? Wollte der Gatte ihm einen Fingerzeig geben? Er gewann erst seine Ruhe wieder, als er den Mann heiter sagen hörte:

»Was bin ich für ein großes Pferd! Ich weiß ja, daß Du die Erste bist, die ihn zur Thür herausbefördert ... Geh, gieb uns etwas zu trinken und stoße mit uns an.«

Er klopfte Jacques auf die Schulter und Séverine lächelte, ebenfalls schnell wieder gefaßt, die beiden Männer an. Dann tranken sie gemeinsam und verbrachten noch eine angenehme Stunde mitsammen.

Roubaud näherte auf diese Weise mit der Miene bester Freundschaft Séverine und Jacques, ohne, wie es schien, an die möglichen Folgen zu denken. Diese Eifersuchtsfrage gerade wurde ein Grund engerer Freundschaft, heimlicher, mit Vertraulichkeiten genährter Zärtlichkeit zwischen Jacques und Séverine. Als dieser sie am zweitnächsten Tage wiedersah, beklagte er sie, daß sie so brutal

behandelt werde, sie dagegen beichtete mit feuchten Augen in einem unfreiwilligen Ueberfließen ihrer Klagen, wie wenig Glück sie in ihrer Ehe gefunden hätte. Von diesem Augenblick an hatten sie einen besonderen Gegenstand der Unterhaltung, eine freundschaftliche Mitschuld, wobei sie sich durch Zeichen verständlich machten. Bei jedem Besuch fragte er sie durch einen Blick, ob sie einen erneuten Grund zur Trauer hätte. Sie antwortete in derselben Weise durch bloßes Bewegen der Augenlider. Dann suchten sich ihre Hände hinter dem Rücken des Mannes, als sie kühner wurden, ein langer Druck derselben wurde ihnen verständlich und die Spitzen ihrer warmen Finger erzählten von dem wachsenden Interesse, das sie an den geringsten Ereignissen in ihrem Leben nahmen. Nur selten hatten sie das Glück, eine Minute ohne Roubaud zu sein. Immer saß er zwischen ihnen in diesem melancholischen Eßzimmer, aber sie thaten nichts, um ihm zu

entschlüpfen, es kam ihnen nicht einmal der Gedanke, sich in irgend einem verborgenen Winkel des Bahnhofes ein Stelldichein zu geben. Bisher war nur eine wirkliche Zuneigung, ein Hinneigen aus herzlicher Sympathie vorhanden gewesen, was kaum genigte, da ein Blick, ein Händedruck ihnen genügten, um die Sprache ihrer Herzen verständlich zu machen.

Als Jacques zum ersten Male Séverine in das Ohr flüsterte, daß er sie am kommenden Donnerstag um Mitternacht hinter dem Depot erwarten würde, war sie außer sich und entzog ihm heftig ihre Hand. Es geschah das in der Woche ihrer Freiheit, in welcher ihr Mann Nachtdienst hatte. Der Gedanke, ihre Wohnung verlassen und diesen Mann in der Dunkelheit der Bahnhofsanlagen aufsuchen zu sollen, verwirrte sie vollständig. Noch nie hatte sie so unklar empfunden, es war die Furcht unwissender Jungfrauen, die ihr Herz schlagen machte. Und sie gab auch nicht nach,

vierzehn Tage hindurch mußte er betteln trotz ihres eigenen glühenden Verlangens nach dieser nächtlichen Promenade, bis sie einwilligte. Es war Anfang Juni, die Abende waren schwül, kaum daß sie die frische Meeresbrise abkühlte. Auch an diesem Abend hatte sie sich geweigert, aber die Nacht war mondlos, der Himmel bedeckt und kein Stern leuchtete durch den gluthauchenden Nebel, welcher den Himmel verbarg. Er stand wartend im Schatten und da sah er sie endlich, in Schwarz gekleidet, mit kaum hörbaren Tritten kommen. Es war so dunkel, daß sie ruhig an ihm vorübergegangen wäre, wenn er sie nicht in seinen Armen aufgefangen und sie geküßt hätte. Ein leiser Aufschrei entschlüpfte ihr, sie zitterte, dann aber ließ sie lächelnd ihre Lippen auf den seinen ruhen. Das war aber auch Alles, sie ließ sich nicht herbei, sich mit ihm in einem der sie umgebenden Schuppen niederzulassen. Dicht aneinander gedrängt gingen sie leise flüsternd auf und ab. Es breitet

sich dort ein von dem Depot und seinen
Dependenzen eingenommenes weites Terrain
aus, von der Rue Verte und der Rue François-
Mazeline begrenzt, die beide in gleichem
Niveau über die Geleise führen. Dieses
mächtige, fast endlose Terrain wird von
Güterwagen, Reservoirs, Wasserpumpen,
Baulichkeiten aller Art, von den beiden großen
Lokomotivschuppen, dem von einem
handbreiten Küchengarten umgebenen
Häuschen der Sauvagnat, von baufälligen
Hütten, in denen die Reparaturwerkstätten sich
befanden, der Wachtstube, in der die
Lokomotivführer und Heizer schliefen,
occupirt. Nichts war leichter, als hier sich zu
verstecken. Im Innern eines Waldes, zwischen
verlassenen Gäßchen, in unauffindbaren
Labyrinthen hätte man sich nicht besser
verbergen können. Eine volle Stunde hindurch
kosteten sie diese entzückende Einsamkeit, das
Vergnügen, mit den so lange zurückgehaltenen
Freundesworten ihre Herzen zu erleichtern. Sie

wollte nur von einer freundschaftlichen Zuneigung etwas wissen, sie hatte ihm sofort erklärt, daß sie ihm nie angehören würde, denn es wäre zu gemein, diese reine Freundschaft, auf die sie so stolz wäre, zu beflecken. Sie fühlte das Bedürfniß, vor sich selbst Achtung zu haben. Dann begleitete er sie bis an die Rue Verte, ihr Beider Mund fand sich zu einem innigen Kuß. Sie kehrte heim.

Um dieselbe Zeit nickte in dem Bureau der Unter-Inspectoren in dem alten Ledersessel Roubaud ein wenig ein. An zwanzig Mal in einer Nacht erhob er sich wieder mit wie zerschlagenen Gliedern. Bis neun Uhr hatte er die Nachtzüge zu expediren und zu empfangen. Dann, wenn der Pariser Eilzug glücklich hinein und ausrangirt war, nahm er im Bureau sein Abendbrod ein in Gestalt von kaltem Fleisch, das ihm, zwischen zwei Butterbrode geklemmt, von oben heruntergeschickt worden war. Der letzte Zug, ein Bummelzug ab Rouen, fuhr um zwölf und

ein halb Uhr in die Halle ein. Dann herrschte auf den öden Perrons tiefes Schweigen, man ließ nur die nothwendigsten Gaslaternen brennen und der ganze Bahnhof versank beim Wehen dieses Halbdunkels in Schlaf. Von dem ganzen Personal wachten nur zwei Wagenmeister und vier oder fünf Arbeiter unter dem Befehle des Unter-Inspectors. Diese konnten wenigstens mit unter den Kopf geschobenen Fäusten auf den Dielen des Wachthauses ruhig schlafen, Roubaud dagegen, der jene bei dem geringsten Alarm wecken mußte, konnte nur mit gespitzten Ohren schlummern. Aus Furcht, daß ihn gegen Morgen hin doch der Schlaf übermannen könnte, hatte er seine Weckuhr auf fünf gestellt, um welche Zeit er wach sein mußte, um den ersten von Paris kommenden Zug zu empfangen. Doch seit jüngster Zeit namentlich plagte ihn eine große Schlaflosigkeit, so daß er sich unruhig in seinem Sessel hin- und herwälzte. Dann ging er hinaus, machte die

Runde und drang bis zu dem Weichenstellerhäuschen vor, wo er ein wenig plauderte. Der mächtige, düstere Himmel, der überwältigende Friede der Nacht beruhigten etwas sein Fieber. In Folge eines Herumbalgens mit Dieben hatte man ihn mit einem Revolver bewaffnet, den er stets geladen in der Tasche trug. Oft promenirte er so bis zum Anbruch der Dämmerung umher; er blieb oft stehen, weil er glaubte, die Nacht weiche bereits, dann marschirte er weiter, wobei er bedauerte, daß keine Gelegenheit sich biete, um seine Waffe abfeuern zu können, und fühlte sich nicht eher erleichtert, bis der Himmel sich aufhellte und das große, bleiche Bahnhofsgespenst aus dem Schatten trat. Jetzt, wo der Tag bereits um drei Uhr anbrach, kehrte er um diese Zeit in das Bureau zurück und versank dort in einen bleiernen Schlaf, bis seine Weckuhr ihn verstört auffahren machte.

Am Donnerstag und Sonnabend jeder zweiten

Woche trafen sich Séverine und Jacques; als sie in einer Nacht ihm von dem Revolver ihres Gatten erzählte, fühlten sich Beide nicht wenig beunruhigt. In Wahrheit ging Roubaud nie bis zum Depot. Nichts desto weniger gab der Umstand seiner Bewaffnung ihren nächtlichen Promenaden den Anstrich eines gefährlichen Unternehmens, was ihren Reiz verdoppelte. Sie hatten ein herrliches Plätzchen entdeckt: hinter dem Hause der Sauvagnat eine Art von Allee, die zwischen mächtigen Steinkohlenhaufen hindurch führte und einer einsamen Straße in einer befremdlichen Stadt mit Palästen aus mächtigen Quadratblöcken schwarzen Marmors glich. Dort war man gut geborgen und am Ende dieser Straße lag eine kleine Werkzeugremise, in welcher ein großer Haufen leerer Kohlensäcke ein molliges Lager bildete. Als eines Sonnabends ein plötzlicher Regenguß sie dorthin zu fliehen nöthigte, weigerte sie sich durchaus, sich niederzulassen und überließ ihm nur ihre Lippen zu

unendlichen Küssen. Hiergegen wehrte sich ihr Schamgefühl nicht, wie aus reinem Freundschaftsgefühl ließ sie ihn gierig ihren Athem trinken. Und als er, von diesem Feuer durchglüht, sie mit Gewalt sich zu eigen zu machen versuchte, hatte sie geweint und sich gewehrt. Jedesmal wiederholte sie dieselben Gründe. Warum wollte er ihr so vielen Kummer machen? Es erschien ihr so süß, sich zu lieben ohne jede geschlechtliche Annäherung! Genothzünftig im Alter von sechzehn Jahren durch die Sinnlichkeit jenes Greises, dessen blutiges Gespenst sie noch verfolgte, vergewaltigt später durch die brutalen Neigungen ihres Gatten, hatte sie sich trotzdem eine kindliche Keuschheit, eine Jungfräulichkeit, die ganze holde Scham einer sich selbst nicht kennenden Leidenschaft bewahrt. Was ihr an Jacques gefiel, war sein Zartgefühl, sein Gehorsam, nicht seine Hände gleich über alle Stellen ihres Körpers gleiten zu lassen, sobald sie ihre so schwachen Hände

in die seinen legte. Sie liebte wirklich zum ersten Male und eben deshalb gab sie sich ihm nicht hin; wäre sie ihm sogleich dasselbe gewesen, was sie jenen beiden Anderen war, so hätte ihm das sofort ihre Liebe gekostet. Ihr unbewußtes Verlangen ging darauf hinaus, dieses entzückende Gefühl in alle Ewigkeit zu verlängern, wieder jung zu werden und einen lieben Freund zu haben, wie man ihm zu fünfzehn Jahren, heimlich hinter den Thüren, die vollen Lippen zum Kusse reicht. Er, seines Fiebers jetzt ledig, forderte nichts und gab sich gern diesem aufgespalten, wollüstigen Glücke hin. Genau so wie sie schien auch er zu den Gefühlen der Kindheit zurückzukehren, mit der Liebe erst zu beginnen, die bis dahin für ihn ein Gefühl des Schreckens gewesen war. Er allerdings zeigte sich gehorsam und zog seine Hände zurück, sobald sie sie sanft bei Seite schob, weil eine geheime Furcht seine Zärtlichkeit zügelte, weil er fürchtete, das Verlangen nach ihrem Besitz nicht

unterscheiden zu können von seiner einstigen Mordbegier. Diese, die doch getödtet hatte, war der Traum seiner fleischlichen Lust. Seine Heilung aber wurde ihm mit jedem neuen Tage zu einer größeren Gewißheit, weil er sie stundenlang an seinem Halse hängen, ihren Mund auf dem seinen fühlte, ihre Seele trank, ohne daß ihn die wahnsinnige Lust packte, Herr über sie dadurch zu werden, daß er sie erwürgte. Und trotzdem wagte er den letzten Schritt nicht; es war so schön, zu warten und ihre Vereinigung ihrer Liebe selbst zu überlassen, wenn, Eines in dem Arm des Andern, die Minute gekommen sein würde in der Ohnmacht ihres Willens. So folgten sich diese glückseligen Stelldichein, die Beiden wurden nicht müde, sich zu finden, gemeinsam durch die Finsterniß zwischen den großen Kohlenlagern zu promeniren, welche die sie umgebende Nacht noch vermehrten.

Eines Abends im Juli mußte Jacques, um in Havre zur vorgeschriebenen Zeit, also um elf

Uhr fünf Minuten, eintreffen zu können, die Lison antreiben, welche die erdrückende Hitze faul gemacht zu haben schien. Von Rouen an zog sich ihm zur Linken über dem Seinethale ein Unwetter zusammen, das schon grelle, blendende Blitze entsandte; von Zeit zu Zeit blickte er besorgt rückwärts, denn Séverine wollte ihn in dieser Nacht aufsuchen. Er fürchtete, das Gewitter könnte zu früh ausbrechen und sie am Kommen verhindern. Als es ihm gelang, noch vor dem Losbruch des Unwetters den Bahnhof zu erreichen, schimpfte er auf die Reisenden, die heute wie die Schnecken aus den Waggonen zu kriechen schienen.

Roubaud stand auf dem Bahnsteig, er hatte Nachtdienst.

»Zum Teufel, habt Ihr es eilig, in's Bett zu kommen! Na, schlaft wohl!«

»Danke.«

Jacques pfiff, stieß den Zug aus der Halle und dampfte nach dem Depot. Die Flügel des mächtigen Thores standen weit offen und die Lison rollte in den rings geschlossenen Schuppen, eine Art zweigeleisiger Gallerie, in welcher sechs Maschinen Platz hatten. Es war drinnen fast dunkel, denn die vier Gaslaternen konnten die Finsterniß nicht erhellen, sondern ließen die beweglichen Schatten um so schwärzer erscheinen. Ab und zu erhellten grelle Blitze das Gerippe des Daches und die hohen Fenster links und rechts: man unterschied dann wie in einer Flammgarbe die gespaltenen Mauern, das von Kohlen geschwärzte Balkenwerk, kurz das ganze morsche Elend dieses schon längst unzureichend gewordenen Bauwerks.

Zwei Lokomotiven standen schon erkaltet, eingeschlafen da.

Pecqueux machte sich sofort daran, das Feuer des Heizofens zu löschen. Er stocherte wild in

der Gluth umher und glühende Kohlenstücke fielen aus dem Aschkasten in den Graben.

»Ich habe fürchterlichen Hunger, ich werde gleich meine Brodrinden aufknabbern,« meinte er. »Wie weit sind Sie?«

Jacques antwortete nicht. Trotz seiner Eile wollte er doch die Lison nicht eher verlassen, bis die Gluth völlig gelöscht und die Kessel leer waren. Als tüchtiger Mechaniker machte er sich ein Gewissen daraus, so lange bei der Lokomotive zu bleiben. Wenn er Zeit hatte, so ging er sogar erst, nachdem sie sorgfältig besichtigt und geputzt war wie ein verhätscheltes Lieblingsthier. Das Wasser lief in dicken Strahlen jetzt in den Graben und er sagte nichts weiter als:

»Schnell, schnell!«

Ein fürchterlicher Donnerschlag schnitt ihm das Wort ab. Dieses Mal zeichneten sich die hohen Fenster so deutlich vom aufflammenden

Himmel ab, daß man die zahllosen kleinen Scheiben hätte zählen können. Zur Linken bei den Drehbänken, welche behufs vorzunehmender Reparaturen dort aufgestellt waren, rasselte eine aufrecht stehen gelassene Eisenblechplatte mit der nachhaltigen Vibration einer Glocke. Der alte Dachstuhl krachte in allen Fugen.

»Hu!« machte der Heizer.

Der Maschinenführer machte eine verzweifelnde Geberde. Aus der Zusammenkunft wurde heute nichts, um so weniger, als jetzt ein wolkenbruchartiger Regen auf den Schuppen niederprasselte, der die Dachscheiben zu durchschlagen drohte. Es mußten dort oben schon einige Scheiben zerbrochen sein, denn dicke Tropfen fielen strippenweise auf die Lison. Ein Sturmwind fuhr durch das offen gebliebene Thor hinein, der den alten Bau über den Haufen rennen zu wollen schien.

Pecqueux hörte mit der Hantirung an der Lokomotive auf.

»Wir werden morgen besser sehen können ... Es hat keinen Zweck noch weiter ihr Toilette zu machen.«

Und auf seinen ersten Gedanken zurückkommend:

»Ich muß etwas essen ... Es regnet zu stark, um schon jetzt seinen Strohsack aufzusuchen.«

Die Cantine grenzte direkt an das Depot; dagegen hatte die Direktion in der Rue François-Mazeline ein Haus gemiethet, in welchem Betten für die in Havre übernachtenden Lokomotivführer und Heizer aufgestellt waren. Bei diesem Unwetter wäre man bis auf die Knochen durchnäßt worden, ehe man dorthin gekommen.

Jacques mußte wohl oder übel Pecqueux folgen, der bereits die kleine Tasche seines Vorgesetzten an sich genommen hatte, wie es

schien um ihm das Tragen derselben zu ersparen. Er wußte aber in Wahrheit, daß diese Tasche noch zwei Schnitte kaltes Kalbfleisch, Brod und eine kaum angebrochene Flasche enthielt. Daher sein Dienstteifer. Der Regen fiel noch dichter, ein zweiter Donnerschlag machte den Schuppen abermals erzittern. Als die beiden Männer durch die nach der Cantine führende kleine Thür zur Linken fortgingen, erkaltete die Lison bereits. Verlassen versank sie in der durch grelle Blitze erhellten Finsterniß in Schlaf, während dicke Regentropfen ihre Glieder netzten. Neben ihr rieselte ein Bächlein aus einem schlecht verwahrten Wasserbehälter und bildete einen Sumpf, der zwischen ihre Räder hindurch in den Graben abfloß.

Doch ehe Jacques in die Cantine ging, wollte er sich erst noch waschen. In einem nebenan gelegenen Raume war stets warmes Wasser in Kübeln vorrätig. Er zog ein Stück Seife aus seiner Tasche und seifte sich das von der Fahrt

geschwärzte Gesicht und die Hände ab und da er stets so vorsichtig war, wie den Lokomotivführern auch anempfohlen wird, einen zweiten Anzug bei sich zu haben, so konnte er sich von Kopf bis zu Fuß neu equipiren, was er übrigens jedesmal nach der Ankunft in Havre der Stelldicheins halber aus Koketterie that. Pecqueux wartete in der Cantine bereits auf ihn; er hatte sich nur die Nasenspitze und die Fingerspitzen gewaschen.

Die Cantine war ein kleiner Saal mit leeren gelb getünchten Wänden, in welchem nur ein Ofen zum Wärmen der Speisen und ein am Boden befestigter Tisch zu sehen war, den an Stelle eines Tischtuches eine Zinkplatte bedeckte. Zwei Bänke vervollständigten das Mobiliar. Die Leute mußten ihr Essen mitbringen und aßen mit Hilfe ihres Taschenmessers die Speisen vom Papier. Ein breites Fenster gab diesem Raume das Licht.

»Ein verteufelter Regen,« meinte Jacques und

trat an das Fenster.

Pecqueux hatte sich auf die Bank vor dem Tisch gesetzt.

»Wollen Sie nicht essen?«

»Nein, mein Alter, eßt nur mein Fleisch und Brod getrost auf, wenn Ihr Lust habt ... Ich habe keinen Hunger.«

Der Andere ließ sich nicht weiter bitten, er machte sich über das Fleisch her und trank auch die Flasche leer. Er hatte oft Gelegenheit zu solchen Gelagen, denn sein Vorgesetzter war ein schlechter Esser; seine hündische Ergebenheit wurde durch solche Fetirungen nichts weniger als abgeschwächt. Mit vollem Munde meinte er nach einer Pause:

»Was kümmert uns jetzt noch der Regen, nun wir geborgen sind? Allerdings, wenn das so weitergeht, muß ich Sie allein lassen und mich links in die Büsche schlagen.«

Er lachte, denn er machte sich nicht besser als er war. Er hatte ihm sein Verhältniß zu Philomène Sauvagnat mitgetheilt, damit dieser sich nicht wunderte, ihn so oft außerhalb schlafen zu sehen. Philomène bewohnte bei ihrem Bruder ein Zimmer im Erdgeschoß neben der Küche; er brauchte nur an die Fensterladen zu klopfen, dann öffnete sie und er stieg ganz bequem durch das Fenster zu ihr. Man erzählte sich, daß alle Angestellten des Bahnhofes schon denselben Hammelsprung gemacht hätten. Doch jetzt hielt sie es nur mit dem Heizer, wie es schien genügte er ihr.

»Donnerwetter,« fluchte Jacques, als der Regen nach einer kleinen Pause abermals sündfluthartig niederprasselte.

Pecqueux, der gerade den letzten Bissen auf der Messerspitze balancirte, lachte abermals gutmüthig.

»Was hatten Sie denn heute Abend vor? Gelt, uns Beiden kann man gewiß nicht vorwerfen,

daß wir die Matratzen in der Rue François-Mazeline allzusehr abnutzen?«

Jacques wandte sich ihm lebhaft zu.

»Wie meint Ihr das?«

»Nun seit diesem Frühjahr kommen wir Beide gewöhnlich erst um zwei oder drei Uhr Morgens heim.«

Er mußte etwas wissen, vielleicht hatte er ein Stelldichein belauscht. In jedem Schlafräum des genannten Hauses standen die Betten paarweise, das des Heizers neben dem des Lokomotivführers. Man wollte das Leben der beiden Männer, die in so enger Nachbarschaft mit einander zu arbeiten haben, auch so fest als möglich zusammenschmieden. Es war also nicht besonders merkwürdig, daß der Heizer das jetzt gegen früher so regellose Leben seines Vorgesetzten bemerkt hatte.

»Ich leide viel an Kopfschmerzen,« sagte der Letzter auf's Geradewohl. »Mir thut das

Spazierengehen in der Nachtluft sehr wohl.«

Doch der Heizer verwahrte sich:

»Sie sind ja Ihr freier Herr, was wollen Sie? ... Ich sprach ja nur im Scherz so ... Sollten Sie aber eines Tages Langeweile haben, so wenden Sie sich nur an mich; ich bin zu Allem zu gebrauchen.«

Ohne sich klarer auszudrücken, erlaubte er sich nach Jacques Hand zu langen und drückte diese kräftig, als Zeichen der Unterwerfung seiner ganzen Person. Darauf zerknüllte er das fette Papier, in welches das Fleisch eingewickelt gewesen war, und warf es unter den Tisch. Die geleerte Flasche steckte er wieder in die Umhängetasche. Alles das that er mit der Sorgfalt eines Dieners, der sein ganzes Leben hindurch Besen und Schwamm nicht aus der Hand legt. Und während der Regen weiterrauschte, auch nachdem das Gewitter sich verzogen hatte, meinte er:

»Ich drücke mich jetzt und überlasse Sie Ihrem Schicksal.«

»Wenn das so weitergeht,« erwiderte Jacques, »werfe ich mich auf das Feldbett.«

Neben dem Depot nämlich befand sich ein Saal mit Matratzen, die durch Leinwandüberzüge geschützt wurden. Auf diese warfen sich die Männer in ihren Arbeitsanzügen, wenn sie nur drei oder vier Stunden in Havre zu warten hatten. Als Jacques den Heizer in der Richtung nach dem Hause der Sauvagnat hatte verschwinden sehen, wagte auch er es, bis zur Wachtstube vorzudringen. Aber er legte sich nicht schlafen, sondern blieb auf der Schwelle der weit offen stehenden Thür; die in dem Raume herrschende, erdrückende Hitze schreckte ihn zurück. Drinnen lag ein Lokomotivführer auf dem Rücken und schnarchte mit weit geöffnetem Munde.

Einige weitere Minuten verstrichen. Es wurde

Jacques schwer die Hoffnung aufgeben zu müssen. Während sich seine Wuth über diesen ungelegen kommenden Regen steigerte, wuchs in ihm der tolle Einfall, trotzdem zum Stelldichein zu gehen. Er hatte dann wenigstens die Freude, dagewesen zu sein; Séverine dort zu treffen, darauf rechnete er nicht mehr. Sein Inneres drängte ihn so gewaltig dorthin, daß er in der That in den strömenden Regen hinaustrat, durch die schwarze Allee der Kohlenhaufen eilte und zu ihrem Lieblingswinkel gelangte. Noch halb geblendet von den Regentropfen, die ihm über das Gesicht liefen, betrat er die Werkzeugremise, in die er schon einmal mit Séverine untergetreten war. Dort hoffte er, sich wenigstens nicht so einsam zu fühlen.

Als Jacques in die pechschwarze Finsterniß dieses Versteckes trat, umschlangen ihn zwei Arme und heiße Lippen preßten sich auf die seinen. Séverine war doch gekommen.

»Mein Gott, Sie hier?«

»Ja, ich sah das Gewitter kommen und bin hierhergeeilt, noch ehe der Sturm losbrach ... Warum kommen Sie so spät?«

Sie athmete schwer, noch nie hatte er sie so willenlos an seinem Halse hängen gefühlt. Sie glitt zu Boden und saß nun auf den leeren Säcken auf diesem molligen Lager, das den ganzen Winkel der Remise ausfüllte. Er sank mit ihr, denn ihre Arme hatten sich nicht gelöst und kam so auf ihren Schoß zu sitzen. Sehen konnten sie sich nicht, aber ihr heißer Athem umgab sie wie mit einem Nebel, in welchem alles um sie her in nichts versank.

Unter der Gluth ihrer verlangenden Küsse drängte sich die vertrauliche Anrede unwillkürlich auf ihre Lippen, als hätte sich das Blut ihrer Herzen bereits ineinandergemischt.

»Du erwartetest mich ...?«

»Ja, so sehnsüchtig erwartete ich Dich!«

Und wiederum, wie vom ersten Augenblick an war sie es, die fast stumm ihn an sich preßte und ihn zwang, sie ganz zu nehmen. Sie hatte das keineswegs vorausgesehen. Als er kam, hatte sie bereits garnicht mehr auf sein Kommen gerechnet; in der unverhofften Freude des Wiedersehens aber, in dem plötzlichen, untilgbaren Bedürfniß ihm zu gehören, ergab sie sich ihm ohne weiteres Nachdenken, ohne weitere Ueberlegung. Es kam, wie es kommen mußte. Der Regen rauschte mit verdoppelter Heftigkeit auf das Dach der Remise nieder und der letzte aus Paris kommende Zug fuhr donnernd und zischend in den Bahnhof, daß der Erdboden zu wanken schien.

Als sich Jacques erhob, lauschte er verwundert auf das Rauschen des Regens. Wo befand er sich eigentlich? Aber als er unter seiner Hand den Stiel eines Hammers wiederfühlte, den er

schon vorher beim Niederlassen gespürt hatte, war seine Freude eine ungemessene. Es war also geschehen? Er hatte Séverine besessen, ohne die Lust zu verspüren, ihr mit diesem Hammer den Schädel zu zerschmettern? Sie hatte ihm ohne jeden vorausgegangenen Kampf angehört, ohne seine instinctive Neigung, sie todt auf den Rücken zu strecken, wie eine Anderen abgejagte Beute? Ja, er fühlte nicht mehr den Durst nach Rache für die uralten Beleidigungen, deren Gedächtniß ihm entschwunden war, für jene von Geschlecht zu Geschlecht gesteigerte Gemeinheit, die mit dem ersten im Innern der Höhle begonnenen Betrüge ihren Anfang nahm. Nein, der Besitz dieser dort war von einem allmächtigen Reiz, sie war es, die ihn geheilt hatte, weil er in ihr eine andre, eine gewaltthätige in ihrer Schwachheit, sie mit dem Blute eines Menschen bedeckt sah, das sie wie mit einem Panzer des Schreckens umgab. Sie beherrschte ihn, denn er hatte solches noch nicht gewagt.

Und im Gefühl leidenschaftlicher Dankbarkeit, eines zu sein mit ihr, schloß er sie von Neuem in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen; sie war seine Gebieterin, sie konnte mit ihm machen, wonach immer sie verlangte.

Und auch Séverine fühlte sich glücklich über ihre Hingabe. Es war ihr das eine Befreiung, das Ende eines Kampfes, dessen Grund sie gar nicht mehr recht hatte einsehen können. Warum hatte sie sich so lange gesträubt? Sie hatte sich ihm versprochen gehabt, sie hätte sich ihm schon längst ausliefern müssen, denn nur hierin konnte sie wahres Vergnügen und alle Annehmlichkeiten finden. Jetzt begriff sie, daß sie die Lust hierzu schon lange gefühlt hatte, selbst damals, als es ihr noch so schön dünkte, damit zu warten. Ihr Zartgefühl hatte allerdings das Glücksgefühl ihres Falles erhöht. Sie war entschieden zu solcher Hingabe wie geschaffen. Sie kostete dabei die wirkliche Freude der Frau aus, die erst gehätschelt sein will, die dann aber eben so

viel Vergnügen bereitet als empfängt. Ihr Herz, ihr Körper fühlten ein ausschließliches Bedürfnis nach Liebe, aber die schändliche, an ihr begangene Gewaltthätigkeit sowohl wie die späteren Ereignisse hatten sie zur Entsagung gezwungen. Man hatte ihr bisheriges Leben gemißbraucht, mit Schmutz und Blut besudelt, so daß ihre blauen, so unschuldig blickenden Augen unter der düsteren Krone ihrer schwarzen Haare das schreckensvolle Starren bewahrt hatten. Trotz alledem war sie Jungfrau geblieben, erst diesem jungen Menschen gab sie sich zum ersten Male völlig hin. Sie betete ihn an, ihr verlangte, in ihm aufzugehen, seine Dienerin zu sein. Sie gehörte ihm an und er konnte über sie nach Gutdünken verfügen.

»Nimm mich, behalte mich, mein Geliebter, ich will nichts andres als Du.«

»Nein, nein, Geliebte, Du bist meine Herrin, ich bin nur da, um Dich zu lieben und Dir zu gehorchen.«

Die Stunden verflossen. Schon längst hatte der Regen aufgehört, tiefe Stille umgab den Bahnhof, unterbrochen nur von einer einzigen fernen, vom Meer undeutlich heraufschallenden Stimme, Sie hielten noch einander umschlungen als ein Schuß sie zitternd auf die Füße brachte. Der Tag mußte bald anbrechen, ein bleicher Schimmer färbte oberhalb der Seinemündung den Himmel. Was bedeutete der Schuß? Es war eine Unklugheit und Thorheit, sich so lange verzögert zu haben. Die Einbildung spiegelte ihnen plötzlich vor, der Gatte verfolge sie mit Revolverschüssen.

»Tritt nicht hinaus, ich will nachsehen.«

Jacques schlich vorsichtig bis zur Thür. Durch die noch dichte Finsterniß hörte er den Galopp von Menschen, er erkannte die Stimme Roubaud's der die Männer antrieb; er rief ihnen zu, daß er drei Diebe beim Stehlen von Kohlen abgefaßt hatte. Schon seit Wochen

verging keine Nacht, in der er nicht solche Wahnvorstellungen von Räubern gehabt. Diesmal hatte er in der Einbildung eines jähen Schreckens auf gut Glück in die Finsterniß hineingefeuert.

»Schnell, schnell, wir können nicht hierbleiben,« flüsterte der junge Mann. »Sie werden wahrscheinlich die Remise absuchen ... Rette Dich!«

Noch einmal preßten sie sich an die Brust, saugten sich ihre Lippen aufeinander. Dann glitt Séverine wie ein Schatten am Depot entlang, wo die mächtige Mauer sie verbarg, während er inmitten eines Kohlenhaufens verschwand. Es war die höchste Zeit gewesen, denn Roubaud kam in der That hierher. Er schwor darauf, die Diebe müßten in der Remise stecken. Die Laternen der Beamten tanzten über dem Erdboden. Man stritt sich, dann schlugen alle, ärgerlich über diese unnütze Verfolgung, wieder den Weg nach

dem Bahnhof ein.

Als Jacques beruhigt den Rückweg nach der Rue François-Mazeline antreten wollte, war er nicht wenig überrascht, auf Pecqueux zu stoßen, der wild fluchend seine Kleidungsstücke zusammenraffte.

»Was denn nun, Alter?«

»Reden Sie garnicht davon! Diese Tölpel haben Sauvagnat aufgeweckt. Er hat mich bei seiner Schwester gehört, ist im Hemde heruntergekommen, so daß ich, so schnell ich konnte, durch das Fenster fliehen mußte ... Hören Sie nur!«

Man vernahm das Gekreis und das Schluchzen eines gemäßregelten Weibes, während eine tiefe Männerstimme Verwünschungen ausstieß.

»Das ist er, er macht ihr den Rücken etwas lose. Sie ist schon zweiunddreißig Jahre alt und bekommt immer noch die Knute, wie ein

kleines Mädchen, wenn er sie abfaßt ... Sehr schlimm, ich mische mich aber nicht hinein, er ist ja ihr Bruder!«

»Ich glaubte, er duldet Euch,« fragte Jacques, »und ärgerte sich nur, wenn er sie mit einem Anderen abfaßte?«

»Man weiß nie, woran man mit ihm ist. Sehr oft scheint er mich nicht zu bemerken, ebenso oft aber prügelt er sie auch, wie Sie jetzt eben hören. Trotzdem liebt er seine Schwester, er würde lieber alles aufgeben, ehe er sich von ihr trennte; nur will er, daß sie sich gut führt ... Alle Wetter, ich glaube, sie hat heute ihr Theil fort.«

Das Geschrei hörte auf und ging in heftiges Schluchzen über. Die beiden Männer entfernten sich. Zehn Minuten später schlofen sie fest, Seite an Seite, in dem kleinen Zimmer mit den gelb getünchten Wänden, dessen einfaches Mobiliar aus vier Betten, vier Stühlen und einem Tische bestand, auf dem

eine einzige Waschschüssel aus Zink thronte.

Von nun an durchkosteten Jacques und Séverine bei jedem abermaligen Zusammentreffen alle Süßigkeiten. Nicht immer schützte sie das Wetter so wie in jener ersten Nacht. Sternklarer Himmel und Mondschein war ihnen unbequem. Sie suchten dann den tiefsten Schatten, die dunkelsten Winkel auf, in denen sie sich so recht aneinanderpressen mußten. Viele Nächte im August und September waren noch von so herrlicher Milde, daß sie sich in ihrer sinnlichen Mattigkeit gewiß von der Sonne hätten überraschen lassen, wenn das Erwachen des Bahnhofes, das ferne Zischen der Lokomotiven sie nicht getrennt hätte. Selbst die erste Oktoberkühle mißfiel ihnen nicht. Sie erschien wärmer eingehüllt, mit einem großen Mantel angethan, in welchem sie halb verschwand. Dann verbarrikadirten sie sich in der Werkzeugremise; er hatte in Gestalt einer Eisenstange ein Mittel gefunden, sie von innen

zu verriegeln. Auf diese Weise waren sie gut aufgehoben, die Novemberstürme mochten nun das Dach aus seinen Fugen reißen, ihnen selbst kühlte kein Lüftchen den Nacken. Er hatte indessen von der ersten Nacht an das Begehren gefühlt, sie bei sich zu Hause in dem engen Kämmerchen zu besitzen, wo sie ihm stets ganz anders, viel begehrenswerther mit ihrem milden Lächeln einer ehrbaren Bürgersfrau erschien. Sie hatte seine Bitte bisher nicht erfüllt, weniger aus Furcht vor den Spionen des Corridors als aus einem letzten Skrupel von Tugend, der das Ehebett rein wissen wollte. Aber als er eines Montags zum Frühstück bei ihr war und der Gatte unten vom Bahnhofsvorsteher noch aufgehalten wurde, schmeichelte er ihr erst und plötzlich trug er sie in einer tollkühnen Anwandlung, worüber Beide lachen mußten, auf das Bett. Sie vergaßen sich ganz. Von nun an widerstand sie nicht weiter. Alle Donnerstage und Sonnabend nach Mitternacht kam er zu ihr. Es war das

schrecklich gefährlich: sie wagten aus Angst vor der Nachbarschaft nie zu athmen. Aus diesem Zusammensein aber erwachsen ihnen neue Freuden, ein verdoppeltes Maß von Zärtlichkeit. Oft führte sie die Lust an dem nächtlichen Umherstreifen und das Bedürfnis, die Fesseln von sich zu werfen, wieder hinaus in die dunkle Einsamkeit der eisigen Nächte. Selbst im Dezember suchten sie trotz der furchtbaren Kälte noch ihre Remise auf.

Schon vier Monate liebten sich Jacques und Séverine so mit wachsender Leidenschaft. Sie waren Beide in der Kindheit ihrer Herzen, in dieser süßen Unschuld erster Liebe, welche von den geringsten Zärtlichkeiten entzückt ist, noch wahre Neulinge. Der Kampf der größeren Unterwürfigkeit eines unter das andere ergötzte sich nach wie vor. Er zweifelte nicht mehr daran, von dem schrecklichen Erbübel geheilt zu sein, denn seit er sie besaß, war ihm nie wieder der Gedanke an einen Todtschlag gekommen. War also mit dem

physischen Besitz dieses Mordbedürfniß befriedigt? Besitz und Todtschlag glichen sich also in dem düsteren Inneren der menschlichen Bestie aus? Er war zu unwissend, um weiter hierüber nachzudenken und versuchte es auch nicht, die Thür des Schreckens weiter zu öffnen. Oft, wenn sie in seinen Armen lag, kam ihm plötzlich die Erinnerung an das, was sie gethan, an jenen Mord, den sie ihm mit einem einzigen Blick auf jener Bank in den Anlagen von Les Batignolles eingestanden hatte; aber er verspürte nicht die geringste Lust, die Einzelheiten jenes Vorfalles kennen zu lernen. Sie dagegen schien mehr und mehr unter dem Bedürfniß, alles sagen zu sollen, zu leiden. Wenn sie ihn an sich preßte, merkte er wohl, daß sie mit ihrem Geheimniß geladen war und unter ihm seufzte, daß sie völlig in ihn aufzugehen wünschte, um diese erstickende Last von sich werfen zu können. Ein mächtiger Schauer theilte sich dann allen ihren Gliedern mit und drängte sich durch ihre liebestolle

Kehle in Gestalt einer wirren Fluth von Seufzern auf ihre Lippen. Mit ersterbender Stimme, von einem Krampfe gepackt, begann sie zu sprechen. Er aber verschloß ihr schnell mit einem Kusse den Mund und siegelte dort, von einer Unruhe gefoltert, das Geständniß fest. Warum sollte sich dieses Unbekannte zwischen sie drängen? Wer konnte wissen, ob dasselbe nicht eine Umwälzung in ihrem Glück hervorbringen würde? Er witterte eine Gefahr, ein leises Erschauern theilte sich ihm mit bei dem Gedanken, daß alle diese blutigen Dinge wieder zum Vorschein kommen würden. Und sie ahnte wohl, was in ihm vorging, sie wurde wieder das Geschöpf der Liebe, welches, wie es schien, nur geschaffen war, um zu lieben und geliebt zu werden, zärtlich und folgsam. Eine wahnsinnige Begier nach ihrem Besitze pflegte ihn dann zu packen und oft blieben sie wie ohnmächtig sich in den Armen liegen.

Roubaud hatte seit dem Sommer etwas

gemagert; je mehr seine Frau sich aufheiterte und zur Frische ihrer zwanzig Jahre zurückkehrte, desto älter und verdüsterter wurde er. Er hatte sich innerhalb von vier Monaten, wie sie sagte, sehr verändert. Er drückte Jacques noch immer freundschaftlich die Hand, lud ihn noch ein und fühlte sich nur glücklich, wenn er ihn am Tische hatte. Aber diese Zerstreung allein genügte ihm nicht mehr, er ging öfters aus, mitunter hatte er noch nicht den letzten Bissen heruntergeschluckt, als er schon aufsprang und unter dem Vorwande, daß er an die frische Luft müsse, seinen Kameraden mit seiner Frau allein ließ. In Wahrheit besuchte er jetzt häufig ein kleines Café am Napoleonsgraben, wo er mit Herrn Cauche, dem Polizeicommissär, zusammentraf. Er trank wenig, nur kleine Gläschen Rum; aber er hatte Geschmack am Spiel gefunden, das in eine Leidenschaft auszuarten drohte. Er belebte sich, er vergaß alles, sobald er die Karten in der Hand hatte

und sich in eine unendliche Partie Piquet verlor. Herr Cabuche, ein fanatischer Kartenspieler, hatte vorgeschlagen, die Partien zu interessiren; man spielte sie jetzt schon zu hundert Sous. Roubaud kam sich erstaunt als ein neuer Mensch vor, er brannte vor Verlangen nach Gewinn, er fieberte nach gewonnenem Gelde, welche Krankheit gewöhnlich damit endet, daß man im Würfelspiel seine Lebensstellung und sein Leben zugleich wagt. Sein Dienst quälte ihn nicht allzusehr, er drückte sich, sobald er frei war und kehrte in den dienstfreien Nächten gewöhnlich erst um zwei oder drei Uhr morgens heim. Seine Frau grämte sich darüber nicht besonders, es ekelte sie nur an, daß er immer widerwärtiger nach Hause zurückkehrte. Er hatte nämlich ein unglaubliches Pech und stürzte sich in Schulden.

Eines Abends brach zum ersten Male ein offener Streit zwischen Séverine und Roubaud

aus. Sie haßte ihn noch nicht, wohl aber ertrug sie seine Gegenwart nur mit Widerwillen; sie fühlte, wie er ihr Leben belastete, sie hätte so leicht, so glücklich leben können, wenn seine Gegenwart sie nicht beengte. Deshalb machte sie sich aus dem von ihr begangenen Betrüge gar kein Gewissen; war es nicht seine Schuld, hatte er sie nicht erst zum Falle hingedrängt? In der langsamen Trennung, die sich zwischen ihnen vollzog, tröstete sich Jeder von ihnen damit, daß er nur wegen der Heilung von dem sie desorganisirenden Nebel vom rechten Wege abirrte: er spielte, warum sollte sie keinen Liebhaber besitzen? Aber was sie besonders ärgerte und sie empörte, war, daß sie seiner beständigen Verluste wegen in Verlegenheit gerieth. Seit die Fünffrankenstücke in das Café am Napoleonsgraben wanderten, konnte sie öfters ihre Wäscherin nicht bezahlen. Alle Arten von Annehmlichkeiten, kleine Toilettengegenstände mußte sie vollständig

entbehren. An jenem Abend brach der Zank wegen eines Paares Stiefel aus, das sie nothwendiger Weise haben mußte. Er war gerade im Begriff fortzugehen. Er fand nicht gleich das Tischmesser, um sich ein Stück Brod abzuschneiden und nahm das große Messer, die Waffe, welche in einer Schublade des Büffets ruhte. Sie sah ihn an, während er ihr die zehn Franken für die Stiefel verweigerte, denn er hatte sie nicht, und wußte nicht, woher sie nehmen. Sie wiederholte eigensinnig ihr Verlangen und zwang ihn, der sich allmählich etwas aufregte, immer wieder seine Weigerung zu wiederholen. Plötzlich wies sie auf die Stelle des Fußbodens, wo die Gespenster schliefen; sie sagte ihm, daß dort Geld zu finden sei und daß er ihr von diesem geben sollte. Er wurde sehr bleich und ließ das Messer wieder in die Schublade fallen. Einen Augenblick glaubte sie, daß er sie schlagen wollte, denn er hatte sich ihr genähert und gedroht, daß das Geld lieber da verfaulen solle

und er sich lieber die Hand abschneiden wolle, als etwas davon zu nehmen. Er ballte die Fäuste, er drohte, sie zu ermorden, wenn sie sich etwa einfallen ließe, in seiner Abwesenheit die Leiste zu entfernen und einen Centime zu entwenden. Nie und nie, das wäre todt und begraben! Sie hatte ebenfalls gezittert bei dem Gedanken, dort wühlen zu müssen. Dann sollte lieber das Elend kommen und Beide verhungern. Sie sprachen auch nie wieder davon, selbst nicht an den Tagen fürchterlicher Verlegenheit. Wenn sie den Fuß auf diese Stelle setzten, wuchs das unerträgliche Gefühl, so daß sie lieber einen Umweg machten.

Ein zweiter Zank brach wegen la Croix-de-Maufras aus. Warum verkauften sie das Haus nicht? Sie warfen sich gegenseitig vor, daß Keiner etwas zur Beschleunigung dieses Verkaufes beitrüge. Er weigerte sich noch immer mit aller Entschiedenheit sich damit abzugeben, während sie auf die wenigen

Briefe, die sie an Misard dieserhalb richtete, nur ausweichende Antworten erhielt; es hätte sich noch kein Käufer eingefunden, die Früchte wären abgefault und das Gemüse mangels Pflege nicht gediehen. Auf diese Weise entfloh nach und nach die tiefe Ruhe, die über das Ehepaar nach jener Krisis gekommen war und neue Kämpfe schienen in Folge dieses fieberhaften Beginns der Feindseligkeiten unausbleiblich. Alle die Keime des Nebels, das versteckte Gold, der eingeführte Liebhaber lagen offen da und trennten und hetzten Eines auf das Andere. In dieser wachsenden Unruhe mußte das Leben zur Hölle werden.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen wuchs das Mißgeschick Roubauds: ein neuer Sturmwind von Klatschereien und Diskussionen piff durch den Hauptcorridor. Philomène hatte plötzlich mit Frau Lebleu gebrochen, weil Letztere sie verleumdet und ihr vorgeworfen, sie hätte ihr

ein schon krepirtes Huhn verkauft. Die wahre Ursache des Bruches aber lag in der Annäherung von Philoméne an Séverine. Pecqueux hatte eines Nachts letztere am Arme von Jacques erkannt und diese hatte kluger Weise ihre Skrupel von ehemals schweigen geheißt und sich zur Geliebten des Heizers liebenswürdig gezeigt. Philomène aber, der die Verbindung mit der vornehmen Dame sehr schmeichelte, über deren Schönheit und Distinction auf dem ganzen Bahnhof nur eine Stimme herrschte, hatte sich flugs von der Kassirersfrau, diesem alten Klatschmaul abgewandt, die nach ihrer Meinung die Berge aufeinander zu hetzen im Stande war. Sie gab ihr jetzt völlig Unrecht, und ließ Jeden, der es hören wollte, wissen, daß es ganz abscheulich sei, den Roubaud die Wohnung nach der Straße, die ihnen zukäme, vorzubehalten. Die Dinge nahmen also für Frau Lebleu eine schlimme Wendung, wie es schien, um so mehr, als ihr Eigensinn, Fräulein Guichon

durchaus bei einem Stelldichein mit dem Bahnhofsvorsteher überraschen zu wollen, ihr ernstliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen drohte: sie ertappte Niemand, wohl aber hatte sie das Unglück, selbst abgefaßt zu werden, als sie gerade das Ohr an eine Thür gelegt hatte, um zu lauschen. Herr Dabadie war über diese Spionage außer sich und hatte erklärt, daß, wenn Roubaud noch Ansprüche auf die Vorderwohnung mache, er gern den Brief mit unterzeichnen werde. Moulin hatte, trotzdem er für gewöhnlich sehr wenig gesprächig war, diese Aeüßerung sofort weitererzählt. Beinahe hätte man sich dieserhalb von Thür zu Thür, von einem Ende des Corridors bis zum andern eine Schlacht geliefert, so sehr waren die Leidenschaften plötzlich wieder entfacht worden.

Inmitten dieser sich mehrenden Erdbeben hatte Séverine nur einen guten Tag, den Freitag. Seit October schon hatte sie mit aller Gemüthsruhe einen Vorwand gefunden, einen Schmerz am

Knie, der sie nöthigte, einen Spezialisten aufzusuchen. Und so fuhr sie jeden Freitag mit dem von Jacques geführten Eilzug um sechs Uhr vierzig Minuten Morgens nach Paris, brachte den ganzen Tag dort mit Jacques zu und kehrte mit dem Zuge um sechs Uhr dreißig nach Havre zurück. Zuerst hatte sie geglaubt, ihrem Gatten Bericht über den Verlauf der Krankheit am Knie abstatten zu müssen: mal ginge es besser, mal schlechter; als sie aber sah, daß er garnicht auf sie hörte, hatte sie kluger Weise garnicht weiter davon gesprochen. Oft sah sie ihn an und fragte sich, ob er etwas wisse. Wie kam es, daß dieser vor Eifersucht rasende Mann, der einen anderen in thörichter Wuth getödtet hatte, jetzt einen Liebhaber duldete? Sie konnte es nicht glauben und meinte eher, sein Verstand müsse etwas gelitten haben.

In einer eiskalten Nacht während der ersten Dezembertage wartete Séverine noch spät in der Nacht auf ihren Gatten. Am nächsten

Morgen, einem Freitag, noch vor Tagesanbruch wollte sie den Eilzug benutzen. An den Abenden vorher machte sie stets noch sorgfältig Toilette, legte ihre Kleider vor dem Bett zurecht, um sofort angezogen zu sein. Endlich legte sie sich hin und gegen ein Uhr schlief sie an diesem Abend ein. Roubaud war noch nicht heimgekehrt. Schon zweimal war er erst beim Morgengrauen zurückgekommen, seine wachsende Leidenschaft bannte ihn an das Café, dessen abseits gelegener kleiner Saal immer mehr zur Spielhölle wurde: man spielte jetzt dort Ecarté um große Summen. Glücklicherweise allein schlafen zu können und von den Aussichten auf einen angenehmen Tag sanft gewiegt, schlief die junge Frau fest unter der angenehm durchwärmten Bettdecke.

Drei Uhr schlug es gerade, als ein merkwürdiges Geräusch sie weckte. Erst verstand sie es nicht recht, sie glaubte zu träumen und schlief wieder ein. Es klang wie dumpfes Bohren, wie Knacken von Holz, als

versuchte man, eine Thür zu erbrechen. Ein etwas heftigerer Krach ließ sie plötzlich auffahren. Ein Gefühl der Furcht packte sie, gewiß versuchte Jemand, das Schloß im Corridor zu sprengen. Eine Minute hindurch wagte sie nicht zu athmen, sie lauschte mit angestrengtem Gehör. Dann hatte sie doch den Muth aufzustehen, um nachzusehen. Leise ging sie mit nackten Füßen an die Thür, ebenso leise öffnete sie diese etwas und vor Frost zähneklappernd in ihrem dünnen Hemde erblickte sie in dem Eßzimmer ein Schauspiel, daß sie vor Schreck und Ueberraschung wie festgenagelt dastand.

Roubaud lag auf dem Bauche und hatte soeben die Scheuerleisten mit Hilfe einer Scheere aufgebrochen. Ein Licht, das neben ihm stand, beleuchtete ihn und spiegelte seinen riesigen Schatten an der Decke wieder. Das Gesicht hatte er tief über das Loch gebeugt, das wie eine schwarze Spalte längs der Wand lief und mit weit geöffneten Augen starrte er dort

hinein. Das Blut hatte seine Backen gefärbt, er sah wieder ganz so aus wie damals, wie der Mörder. Rasch tauchte er die Hand hinein, aber sie fand nichts, so sehr zitterte sie. Er rückte das Licht näher heran, ihr Schein traf das Portemonaie, die Uhr, die Bankbillets.

Séverine stieß unwillkürlich einen Schrei aus und Roubaud wandte sich erschrocken um. Zuerst erkannte er sie nicht, er glaubte, da sie ganz in Weiß gehüllt war und ihre Augen den Schrecken widerspiegelten, ein Gespenst vor sich zu haben.

»Was machst Du da?« fragte sie.

Jetzt merkte er, wer es war, er antwortete nicht, sondern stieß ein dumpfes Geknurr aus. Ihre Gegenwart genirte ihn, er sah sie an und hoffte sehnlichst, sie würde wieder zu Bett gehen. Aber ein vernünftiges Wort fiel ihm nicht ein, wie sie so nackt und zitternd dastand, hätte er sie am liebsten ohrfeigen mögen.

»War es nicht so, daß Du mir Geld zu Stiefeln verweigertest, und jetzt nimmst Du Dir Geld, weil Du verloren hast?«

Diese Worte versetzten ihn mit einem Male in Wuth. Wollte sie ihm nun auch noch an das Leben, das letzte Vergnügen zerstören, diese Frau, nach der ihn nicht mehr verlangte, deren Besitz ihm nur noch eine unangenehme Empfindung schuf? Er amüsirte sich jetzt anderswo und bedurfte ihrer nicht mehr. Von Neuem suchte er und zog das Portemonnaie mit den dreihundert Franken in Gold aus dem Loch. Als er die Leiste wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, schleuderte er ihr mit zusammengepreßten Zähnen die Worte in's Gesicht:

»Du langweilst mich, ich thue, was ich will. Frage ich Dich, was Du noch jetzt in Paris zu suchen hast?«

Er zuckte heftig mit den Achseln und ging wieder in das Café. Das Licht ließ er am

Boden stehen.

Séverine hob es auf und legte sich, halb erfroren, wieder zu Bett. Sie ließ das Licht brennen, denn sie konnte nicht wieder einschlafen und erwartete, mehr und mehr sich erwärmend, mit weit geöffneten Augen die Abgangszeit des Eilzuges. Jetzt wußte sie es, er litt an zunehmendem innerlichen Verfall, den das Verbrechen ihm einfiltrirt zu haben schien. Das Verbrechen war es, welches diesen Mann zersetzte und jedes Band zwischen ihnen zerrissen hatte. Roubaud wußte offenbar Alles.

Siebentes Kapitel

Als an jenem Freitag die Passagiere, welche von Havre aus den Eilzug um sechs Uhr vierzig Minuten nach Paris benutzen wollten, erwachten, waren sie nicht wenig überrascht:

seit Mitternacht fiel der Schnee in dichten, großen Flocken; in den Straßen lag er bereits dreißig Centimeter hoch.

In der bedeckten Halle dampfte und keuchte bereits die Lison vor drei Waggonen zweiter und vier erster Klasse. Als um halb sechs Jacques und Pecqueux in das Depot gekommen waren, brummen sie nicht wenig ob dieses hartnäckigen Schneefalles vom düsteren Himmel. Während sie jetzt auf ihrem Posten das Abfahrtssignal erwarteten, schweiften ihre Augen über das gähnende Portal der Halle hinaus und beobachteten das lautlose und endlose Fallen der Flocken in der Finsterniß.

»Der Teufel soll mich holen, wenn man auch nur ein Signal sieht,« meinte der Lokomotivführer.

»Wenn wir nur noch durchkommen,« sagte der Heizer.

Roubaud stand mit seiner Laterne auf dem Bahnsteig. Er hatte auf die Minute genau seinen Dienst angetreten. Manchmal schlossen sich seine von der Müdigkeit gequälten Augenlider, doch seine Wachsamkeit schlief nicht ein. Jacques hatte ihn gefragt, ob er etwas über die Passirbarkeit der Geleise wisse. Roubaud war deshalb auf ihn zugetreten, hatte ihm die Hand gedrückt und gesagt, daß bis jetzt noch keine Depesche da wäre. Als Séverine, in einen großen Mantel gehüllt, erschien, führte er sie selbst zu einem Koupee erster Klasse und half ihr dort sich einzurichten. Jedenfalls war ihm der besorgt zärtliche Blick der beiden Liebenden nicht entgangen, doch ließ er sich nichts merken. Er machte seiner Frau nur Vorwürfe, daß sie bei solchem Wetter die Reise unternehmen wolle und rieth ihr, sie aufzuschieben.

Warm eingehüllt und mit Gepäckstücken beladen drängten sich die Reisenden in der fürchterlichen Kälte dieses Morgens. Selbst

der Schnee unter dem Schuhwerk thaute nicht ab. Die Waggonthüren schlossen sich schnell, ein Jeder verbarrikadierte sich in seinem Koupee. Der Perron, von dem matten Licht einiger Gaslaternen schlecht beleuchtet, blieb leer; nur die am Bug der Lokomotive angebrachte Signallaterne flammte wie ein Riesenauge und warf ihren Feuerbrand durch das Dunkel in die Weite.

Roubaud hielt jetzt seine Laterne hoch und gab das Signal. Der Zugführer pfiß und Jacques antwortete, nachdem er den Regulator geöffnet und die kleine Kurbel des Fahrregulators gedreht hatte. Man fuhr ab. Der Unter-Inspector blickte noch eine kleine Weile gelassen dem in dem Unwetter verschwindenden Zuge nach.

»Aufgepaßt,« sagte Jacques zu Pecqueux.
»Keine Dummheiten heute!«

Er hatte wohl bemerkt, daß sein Gefährte vor Schlafsucht umzusinken drohte,

wahrscheinlich in Folge einer Orgie am verflossenen Abend.

»O, es hat damit keine Gefahr,« stotterte der Heizer.

Gleich nach dem Verlassen der bedeckten Halle steckten beide Männer in dem Schneefall. Der Wind pfiff von Osten, die Lokomotive wurde also direct von vorn von dem Sturme gepeitscht. Da sie unter dem Schutzdach standen, in dicken wollenen Kleidern steckten und ihre Augen durch Brillen geschützt waren, hatten sie zunächst nicht viel zu leiden. Aber das Signallicht der Lokomotive war jetzt in der Dunkelheit durch die bleichen, dagegen anstürmenden Schneemassen wie fortgeweht. Während sich die Geleise sonst zwei bis drei Meter weit erhellten, schimmerten sie jetzt in einem milchigen Nebel, der traumhaft die Dinge nur in der allernächsten Nähe erkennen ließ. Die Unruhe des Lokomotivführers stieg auf den

Gipfel, als er, wie auch von vornherein befürchtet, vom ersten Bahnwärtersignal ab konstatiren mußte, daß er die rothen, die Sperrung der Geleise ankündenden Laternen in der vorgeschriebenen Distanz nicht würde erkennen können. Deshalb fuhr er mit äußerster Vorsicht weiter, ohne indessen die Schnelligkeit vermindern zu können, denn der Wind setzte ihm einen mächtigen Widerstand entgegen und jede Verzögerung barg eine große Gefahr in sich.

Bis zur Station Harfleur legte die Lison eine gute Fahrt zurück. Die Höhe der Schneedecke beunruhigte Jacques noch nicht, denn sie betrug höchstens sechzig Centimeter, weil der Sturm gewiß an einen Meter wegfegte. Ihm mußte vornehmlich daran gelegen sein, die Schnelligkeit inne zu halten; er wußte wohl, daß die Tüchtigkeit eines Maschinenführers, der seine Maschine wahrhaft lieb hat, darauf beruhte, eine regelmäßige Fahrt ohne jede Erschütterung unter einem möglichst hohen

Druck zu machen. Sein einziger Fehler war die Mißachtung der Signale; er lernte es absolut nicht, sich zu mäßigen, weil er nach seiner Meinung die Lison jeden Augenblick zügeln zu können sich vermaß: er fuhr des Oefteren zu weit vor und zweimal schon hatte er acht Tage feiern müssen, weil er Prellböcke in Grund und Boden gefahren. Doch an jenem Morgen spürte er die drohende Gefahr und der Gedanke, daß er das theure Leben Séverine's auf dem Gewissen hatte, verzehnfachte seine Willenskraft und hielt sie angesichts aller der auf der doppelten Flucht der Geleise bis nach Paris zu überwindenden Schwierigkeiten straff gespannt.

Auf der Brücke aus Eisenblech zwischen Lokomotive und Tender, nicht achtend der fortwährenden Erschütterungen und Stöße, stand Jacques aufrecht und beugte sich trotz des Schnees nach rechts weit hinaus, um besser sehen zu können. Durch die überlaufenen Scheiben des Schutzdaches sah

er nichts, deshalb bot er sein von tausenden seiner Nadeln gezeißeltes und von der Kälte wie von den Schnittwunden eines Rasirmessers geschundenes Gesicht dem Sturm dar. Von Zeit zu Zeit zog er den Kopf zurück, um Athem zu holen, er nahm auch die Brille ab und putzte die Gläser; dann aber kehrte er wieder auf seinen Beobachtungsposten zurück und sah scharfen Auges nach etwaigen rothen Signalen aus; seine Sinne waren so absorbirt von dieser Thätigkeit, daß er wiederholt blutrothe Funken auf dem fahlen, vor ihm hin- und herwogenden Vorhange sprühen zu sehen glaubte. Plötzlich hatte er das dunkle Gefühl, daß sein Heizer verschwunden war. Eine kleine Laterne beleuchtete schwach den Wasserspiegel, damit der Lokomotivführer nicht durch ein greller Licht geblendet werden konnte. Auf dem Zifferblatt des Dichtigkeitsmessers, dessen Email ein eigenartiges Licht von sich gab, sah er die erzitternde blaue Nadel schnell sinken.

Das Feuer ging aus. Der Heizer hatte sich, von Müdigkeit überwältigt, auf den Kohlenkasten ausgestreckt.

»Verfluchter Söffel!« schrie Jacques wüthend und schüttelte ihn derb.

Pecqueux raffte sich auf und entschuldigte sich mit unverständlichem Grunzen. Er hielt sich kaum aufrecht, aber die Macht der Gewohnheit trieb ihn wieder an sein Geschäft, er zerkleinerte die Kohlen mit dem Hammer und warf die Kohlen mit der Schippe regelrecht vertheilt über die Gluth; mit dem Besen fegte er den Schutt fort. Die Thür des Kessels blieb einen Augenblick offen und der rückwärts wie ein glühender Kometenschweif über den Zug flatternde Widerschein des Feuers schien den Schnee in Brand zu stecken, während das Wasser in großen goldnen Tropfen durchsickerte.

Hinter Harfleur begann die drei Meilen lange bis nach Saint-Romain reichende Steigung, die

bedeutendste der ganzen Strecke. Der Locomotivführer machte sich sehr aufmerksam an das Manövriren; er erwartete bei der Auffahrt auf dieses, selbst bei schönem Wetter sehr rauhe Terrain einen starken Windstoß. Die Hand am Hebel des Fahrtregulators sah er die Telegraphenstangen an sich vorüberfliegen; er versuchte an ihnen sich über die Schnelligkeit auszufinden. Diese verminderte sich stark, die Lison ächzte unter dem Widerstand des mit wachsender Gewalt einherjagenden Schneesturmes. Mit der Fußspitze öffnete Jacques die Thür der Feuerung, der Heizer, halb im Schlaf, verstand und schürte das Feuer, um den Druck zu vermehren. Die Thür röthete sich jetzt und tauchte beider Beine in einen violetten Schimmer, doch fühlten sie in dem eisigen Luftstrome nicht die versengende Gluth. Auf einen Wink seines Vorgesetzten hob Pecqueux den Schaft des Aschkastens aus, um den Zug besser durchzulassen. Sofort stieg die Nadel

des Manometers auf zehn Atmosphären, die Lison arbeitete mit ihrer ganzen Kraft. Da der Locomotivführer jedoch auch das Niveau des Wassers fallen sah, mußte er die kleine Kurbel des Injectors in Bewegung setzen, wodurch sich der Druck verminderte. Bald hob er sich jedoch wieder, die Maschine keuchte und spuckte wie ein mit Flankenhieben angetriebenes Pferd, dessen Glieder man krachen zu hören glaubt. Er schnauzte sie an, als sei sie eine gealterte und nicht mehr kräftige Frau, für die man nicht mehr die Zärtlichkeit von ehemals empfindet.

»Diese faule Lise wird niemals hinaufkommen!« murmelte er hinter den dicht geschlossenen Zähnen, er, der unterwegs sonst nie sprach.

Pecqueux sah ihn in seinem Halbschlaf erstaunt an. Was hatte er jetzt gegen die Lison. War sie nicht noch immer die brave, gehorsame Locomotive mit der gefügigen

Schnellfüßigkeit, daß es ein Vergnügen war, sie in Bewegung zu setzen, und mit der guten Dampfanlage, daß sie von Paris bis Havre den zehnten Theil an Kohlen ersparte? Der Locomotive, die wie sie so vorzüglich montirt war, daß der Dampf wunderbar abschnitt, konnte man schon einige Unvollkommenheiten zu gute halten, ebenso wie man einer Wirthschafterin nicht zürnen wird, die sich gut führt und sparsam ist. Sie verbrauchte zweifellos zu viel Schmiere. Und wenn schon? Deshalb schmierte man sie eben und damit gut.

»Sie wird nicht hinaufkommen, wenn man sie nicht schmiert,« wiederholte Jacques in diesem Augenblick fast außer Athem.

Was er noch keine drei Male in seinem Leben gethan hatte, that er jetzt: er ergriff die Kanone mit Schmieröl, um die Locomotive während der Fahrt zu ölen. Er kletterte über den Steg und bestieg die Brüstung, um am Kessel

entlang zu gehen. Das war ein überaus gefährliches Unterfangen: seine Füße glitten von dem schmalen, durch den Schnee schlüpfrig gewordenen eisernen Streifen ab, der Schnee blendete ihn und der Sturm drohte ihn wie einen Strohalm davon zu wehen. Die Lison mit dem an ihrer Flanke kauern den Manne verfolgte keuchend ihren Weg in der Dunkelheit und öffnete sich eine tiefe Bresche durch die ungeheure weiße Decke. Sie schüttelte ihn und trug ihn von dannen. Als er die vordere Querstange erreicht hatte, bückte er sich zu dem Schmierloch des rechtsseitigen Cylinders nieder; mit der einen Hand hielt er sich an der Brüstungsstange und unendliche Mühe kostete es ihn, sein Werk zu vollenden. Denselben Weg mußte er wie ein schleichendes Insect auf der andern Seite noch einmal machen, um den linken Kolben zu schmieren, er kam völlig erschöpft und bleich zurück, er hatte den Tod vorüberstreifen gefühlt.

»Verwünschte Schindmähre!« murmelte er.

Von diesem ungewohnten Grimm über ihre Lison betroffen konnte sich Pecqueux nicht enthalten, seiner Gewohnheit nach scherzend zu sagen:

»Sie hätten mich das machen lassen sollen: das Schmieren der Damen verstehe ich ausgezeichnet.«

Ein wenig munter geworden, stand er ebenfalls jetzt auf seinem Posten und überwachte die Geleise auf der linken Seite. Gewöhnlich konnte er besser sehen als sein Vorgesetzter. Aber in diesem Sturme war nichts zu erkennen, sie, denen doch jeder Kilometer dieser Strecke so vertraut war, vermochten kaum die Orte zu erkennen, die sie passirten: die Geleise verschwanden in dem Schnee, die Hecken, selbst die Häuser schienen verschlungen zu sein, eine einzige, endlose Ebene, ein Chaos von unbestimmter Weiße schien vor ihnen ausgebreitet, in das die Lison,

wie vom Wahnsinn gepackt, auf's Geradewohl hineinzugaloppiren schien. Noch nie hatten sich diese beiden Männer so brüderlich eng an einander gekettet gefühlt wie jetzt; auf dieser durch alle möglichen Gefahren dahinrollenden Locomotive fühlten sie sich einsamer und von aller Welt verlassener als in einem abgesperrten Zimmer. Und dazu diese erdrückende Verantwortlichkeit für die Menschenleben, die sie hinter sich herschleppten.

Jacques, den Pecqueux's Neckerei zuerst wie vor den Kopf stieß, lächelte schließlich und unterdrückte den Zorn, der ihn zu übermannen drohte. Jetzt war nicht der richtige Augenblick, um zu streiten. Der Schnee fiel stärker, der Vorhang am Horizont verdichtete sich. Man fuhr noch immer die Höhe hinauf, als plötzlich der Heizer seinerseits in der Ferne ein rothes Signal zu entdecken glaubte. Er machte seinen Vorgesetzten darauf aufmerksam. Doch schon war es nicht mehr zu sehen, seine Augen

hätten geträumt, so pflegte er in solchen Fällen zu sagen. Dem Locomotivführer, der nichts gesehen hatte, klopfte das Herz; ihn beunruhigte diese Hallucination des Andren, er verlor das Vertrauen zu sich selbst. Er bildete sich ein, jenseits dieses bleichen Gewimmels von Flocken unendliche schwarze Formen und mächtige Massen gleich riesigen, nächtlichen Wolken unterscheiden zu können, die vor der Locomotive wogten und herandrängten. Es war ihm, als ob eingestürzte Abhänge und Berge den Schienenweg sperrten, als ob der Zug an ihnen zerschellen müsste. Von Furcht gepackt, zog er am Ventil der Dampfpeife und lange anhaltend, verzweiflungsvoll gellte ihr Pfiff. Wie ein Schrei der Klage übertönte er den Sturm. Und wie erstaunte er, daß er zur rechten Zeit gepfiffen hatte, denn mit voller Geschwindigkeit durchsauste der Zug den Bahnhof von Saint-Romain, von dem er sich noch zwei Kilometer entfernt geglaubt hatte.

Die Lison hatte jetzt die fürchterliche Steigung

hinter sich und konnte nun ohne besondere Anstrengung weiterfahren. Jacques durfte etwas aufathmen. Von Saint Romain bis Bolbec steigt die Strecke fast unmerklich, bis an das andere Ende des Plateaus ging wahrscheinlich Alles gut. Nichtsdestoweniger rief er in Beuzeville, wo er einen Aufenthalt von drei Minuten hatte, den Bahnhofsinspector zu sich und verhehlte ihm nicht seine Befürchtungen angesichts der noch immer zunehmenden Schneedecke: er würde sicherlich nicht bis Rouen kommen, er hielte es für gerathen, eine zweite Maschine vorzulegen, in Beuzeville ständen ja so wie so stets Reservelocomotiven. Der Bahnhofsvorsteher meinte indessen, er hätte keine dahingehende Befehle und glaubte nicht, diese Maßnahme verantworten zu dürfen. Was er thun konnte, war, daß er ihm fünf bis sechs hölzerne Schaufeln gab, um im Falle der Noth die Schienen freizuschaufeln. Pecqueux nahm sie in Empfang und schichtete sie in einer

Ecke des Tenders auf.

Auf dem Plateau setzte die Lison ihre Fahrt in der That mit der richtigen Schnelligkeit ohne zu große Mühe fort. Trotzdem arbeitete sie sich ab. Von Minute zu Minute mußte der Locomotivführer die Thür zur Feuerung öffnen und Kohlen auflegen lassen. Und jedesmal flammte über dem düsteren Zug, dem einzigen schwarzen Punkt inmitten dieses weißen Bahrtuches der feurige Kometenschweif in die Nacht hinaus. Die Uhr zeigte ein Viertel vor acht Uhr, der Tag dämmerte herauf, aber man unterschied kaum in dem unendlichen weißen Wirbel, der von einem Horizont bis zum andern den Himmelsraum ausfüllte, seinen fahlen Widerschein. Diese trübe Klärung, in der sich noch immer nichts unterscheiden ließ, beunruhigte in noch weit höherem Maße die beiden Männer, welche, die Augen trotz ihrer Brillen voll Thränen, in die Weite zu sehen sich abmühten. Ohne die Kurbel des

Fahrtregulators aus der Hand zu lassen, zog der Locomotivführer vorsichtiger Weise unaufhörlich das Ventil der Dampfpeife und es klang wie schmerzliches Weinen durch diese Schneewüste.

Ohne Zwischenfall passirte man Bolbec, dann Yvetot. In Motteville machte Jacques dem Unter-Inspector, der ihm keine zuverlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit des Weges geben konnte, abermals Vorstellungen. Es war noch kein Zug hier eingetroffen, mittels Depesche war gemeldet worden, daß der Pariser Bummelzug in Rouen eingetroffen sei und dort festliege. Die Lison dampfte matt und müde über die drei Meilen sanfter Steigung bis Barentin. Jetzt erwachte bleich der Tag, aber es schien, als rührte dieser durchsichtige Schimmer nur vom Schnee her. Er fiel noch dichter, es war, als wäre der Himmel geborsten und seine Trümmer sänken im eisigen Grauen des Morgens auf die Erde. Der Wind nahm mit dem Tage an Heftigkeit

zu, die Flocken wurden wie Kugeln dahingejagt, alle Augenblicke mußte der Heizer zur Schaufel greifen, um die Kohlen des Tenders zwischen den Wänden des Wasserbehälters frei zu schippen. Rechts und links erschien die Landschaft den beiden Männern so undeutlich wie in einem flüchtigen Traum: die meilenweiten flachen Felder, die von lebendigen Hecken eingefassten Weideplätze, die mit Obstbäumen eingehegten Chausseen waren ein einziges, kaum von niedrigen Schwellungen unterbrochenes weißes Meer, eine zitternde, blasse Unendlichkeit, in deren Weiß Alles aufging. Der Lokomotivführer, das Gesicht gepeitscht von der Windsbraut, die Hand an der Kurbel, begann jetzt fürchterlich von der Kälte zu leiden.

Bei der Ankunft in Barentin näherte sich der Bahnhofsvorsteher, Herr Bessière, aus eigenem Antriebe der Locomotive, um Jacques mitzutheilen, daß man von la Croix-de-

Maufras her mächtige Schneemassen melde.

»Ich glaube, Sie werden noch passiren können,« setzte er hinzu, »aber Sie werden Arbeit haben.«

»Zum Donnerwetter!« legte da der junge Mann los, »habe ich es nicht schon in Beuzeville gesagt! Was hätte das geschadet, wenn der Vorspann verdoppelt worden wäre? ... Nun sitzen wir hübsch in der Patsche!«

Der Zugführer kroch aus seinem Gepäckwagen und gab seinem Aegerer ebenfalls Ausdruck. Er war fast erstarrt in seiner Wachtkoje, erklärte er, nicht im Stande zu sein, ein Signal an einer Telegraphenstange zu erkennen. Eine wahre Fahrt im Dunkel trotz aller dieser Helle!

»Sie sind also gewarnt,« schloß Herr Bessière.

Die Reisenden wunderten sich bereits über diesen verlängerten Aufenthalt auf der

eingeschneiten Station, auf welcher man nicht einmal einen einzigen Ruf eines Beamten, noch ein Zuschlagen von Thüren hörte. Einige Scheiben wurden heruntergelassen und Köpfe herausgesteckt, die einer sehr starkleibigen Dame und zweier reizender Blondköpfe, jedenfalls ihre Töchter und Engländerinnen; weiterhin der einer sehr hübschen, jungen brünetten Frau, die ihr viel älterer Gatte mit Gewalt zurückziehen wollte. Zwei Männer, ein junger und ein alter, hatten sich mit dem halben Körper hinausgelehnt und sprachen von einem Waggon zum andern. Als Jacques rückwärts blickte, sah er auch, daß Séverine sich hinausgebeugt hatte und mit angstvoller Miene ihn ansah. O, wie besorgt mußte das liebe Geschöpf sein und wie blutete ihm das Herz, sie in solcher Gefahr zu wissen. Er würde sein ganzes Blut dafür gelassen haben, hätte er sie jetzt schon in Paris gesund und unverletzt abliefern können.

»Fahren Sie nur los,« meinte der

Bahnhofsvorsteher. »Wozu erst alle Welt beunruhigen?«

Er selbst gab das Signal. Der Zugführer piff und sprang in den Gepäckwagen. Nachdem die Lison mit einem langen Klageschrei geantwortet, rollte sie davon.

Jacques fühlte sofort, daß der Zustand des Dammes sich verändert hatte. Hier gab es keine Ebene, keinen bis in die Unendlichkeit aufgerollten dicken Schneeteppich mehr, durch den die Locomotive wie ein Dampfboot sich arbeiten konnte und eine Furche hinter sich zurückließ. Man kam jetzt in das wellige Gelände, zwischen die Berge und Thäler, die gleich einer hohl gehenden See bis Malaunay den Erdboden aufbeulten. Hier hatte sich der Schnee ganz verschiedenartig aufgehäuft, stellenweise waren die Geleise vollständig frei, stellenweise hatten mächtige Massen einzelne Uebergänge völlig verstopft. Der Wind, der die Höhen frei fegte, warf Alles in die

Schluchten. Es mußten daher die Hindernisse Schritt für Schritt genommen werden, denn die kleinen freien Strecken führten stets zu vollkommenen Wällen. Es war jetzt ganz hell geworden, die wüste Landschaft mit ihren schmalen Schluchten und ihren jähem Abhängen glich unter ihrer Schneedecke der Trostlosigkeit eines mitten im Sturme eingefrorenen Oceans.

Noch nie hatte Jacques die Kälte so empfunden wie gerade jetzt. Die tausende von feinen Krystallnadelchen erweckten in ihm das Gefühl, als blute sein Gesicht; in seinen erstarrten Händen hatte er gar kein Gefühl mehr, er zitterte, als er bemerkte, daß er den Hebel des Fahrtregulators garnicht mehr spüre. Als er den Ellbogen hob, um das Ventil der Dampfpeife zu öffnen, meinte er, daß sein Arm wie abgestorben an seiner Schulter hängen müßte. Die fortwährenden Erschütterungen drohten ihm die Eingeweide zu zerreißen, und ob seine Füße ihn noch

trügen, vermochte er wirklich nicht zu sagen. Mit der Kälte zugleich peinigte ihn eine unüberwindliche Müdigkeit. Sein Hirn war wie eingefroren, er fürchtete, ohnmächtig zu werden, nicht mehr zu wissen, ob er noch führte, denn schon ganz maschinal und zähneklappernd sah er den Zeiger des Manometers sinken. Alle die Geschichten bekannter Hallucinationen fuhren ihm durch den Kopf. Lag da vorn nicht ein abgehauener Baumstamm quer über den Schienen? Hatte er über jenem Gebüsch nicht eine rothe Fahne flattern sehen? Hörte man nicht trotz des betäubenden Lärms der Räder in jedem Augenblick Petarden platzen? Er konnte nichts Bestimmtes versichern, er wiederholte sich, daß er eigentlich anhalten müßte und konnte sich dennoch nicht dazu entschließen. Einige Minuten litt er unter dieser Tortur, doch der Anblick von Pecqueux, der wiederum schlafend auf den Kohlen lag und wahrscheinlich von der fürchterlich

angewachsenen Kälte überwältigt worden war, brachte ihn so in Zorn, daß ihm warm wurde.

»O, Du Hund!«

Er, der sonst den Lastern seines Untergebenen gegenüber so nachsichtig war, tractirte ihn mit Fußtritten so lange, bis er sich erhoben hatte. Der Andere war so stumpfsinnig, daß er nur grunzte und zur Schaufel griff.

»Gut, gut, es ist genug!«

Der Ofen war frisch geheizt, der Druck stieg. Es war auch höchste Zeit, denn die Lison mußte jetzt durch ein Thal, in welchem der Schnee über einen Meter hoch lag. Mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft drang sie in allen ihren Theilen erzitternd, vorwärts. Einen Augenblick war sie außer Athem und es schien, als wollte sie hier stehen bleiben, wie ein Schiff, das eine Sandbank streift. Die hohe Schneedecke, welche bereits auf den Decken der Waggonen lastete, erschwerte, ihr nicht

wenig die Arbeit. Mit diesem weißen, über sie ausgebreiteten Tuche glitten sie schwarz durch dieses weiße Geflimmer. Und auch der Locomotive Glieder waren von Streifen Hermelins eingefast, dessen anschauende Flocken wie flüssiger Regen hernieder rieselten. Aber diesmal machte sie sich doch noch, trotz dieses kolossalen Gewichtes, frei und passirte diese schlimme Stelle. Und jetzt sah man den Zug hoch oben bequem über eine große Kurve in diesem losen, milchigen Treiben dahingleiten wie einen Schattenstreifen in einem von blendendem Weiß überquellenden Lande der Träume.

Dahinter begannen wieder die Schluchten. Jacques und Pecqueux, die das Husten der Lison wohl gehört hatten, wappneten sich gegen die Kälte und die Müdigkeit. Aufrecht standen sie auf ihrem Posten, den sie selbst sterbend nicht verlassen durften. Die Locomotive büßte jetzt abermals etwas von ihrer Schnelligkeit ein. Zwischen zwei

Böschungen vollzog sich langsam, ohne jede Erschütterung, der Stillstand. Als ob man alle ihre Räder zugleich mit Leim bestrichen hätte, blieb sie athemlos, eingepreßt kleben. Sie rührte sich nicht mehr, ohnmächtig hielt sie der Schnee gefangen.

»Da haben wir es,« fluchte Jacques. »Heiliges Donnerwetter!«

Er blieb noch einige Sekunden auf seinem Platze und öffnete alle Ventile, um zu sehen, ob sich das Hinderniß nicht bewältigen ließe. Als er die Lison jedoch ohne jeden Erfolg keuchen und sich abmühen sah, schloß er den Regulator und schimpfte wie toll darauf los.

Der Zugführer beugte sich aus der Thür des Gepäckwagens und Pecqueux rief ihm zu:

»Wir sitzen fest!«

Der Mann sprang in den Schnee, in welchem er bis über die Kniee versank. Er näherte sich der Lokomotive und die Drei hielten

Kriegsrath ab.

»Wir können nur versuchen, das Geleise freizuschaufeln,« sagte der Locomotivführer. »Zum Glück haben wir Schippen mit. Rufen Sie Ihren Schlußschaffner her, wir vier werden bald die Räder frei haben.«

Man winkte dem Schlußschaffner, der bereits seinen Waggon verlassen hatte. Es wurde diesem das Durchwaten schwer, oftmals versank er vollständig. Dieser Aufenthalt auf freiem Felde inmitten dieser weißen Oede, der laute Schall der sich streitenden Stimmen, der sich durch den Schnee arbeitende Schaffner – alles das beunruhigte die Reisenden. Abermals senkten sich die Fenster. Man rief, man fragte, ein allgemeines, schnell wachsendes Durcheinander wurde laut.

»Wo sind wir ... Warum fahren wir nicht weiter? ... Was ist los? ... Mein Gott, ist ein Unglück geschehen?«

Der Zugführer fühlte die Nothwendigkeit, Jedermann zu beruhigen. Gerade, als er sich den Waggons näherte, fragte ihn die Engländerin, deren rothes Antlitz von zwei reizenden Mädchengesichtern eingerahmt wurde, mit fremdländischem Accent:

»Es ist doch nicht gefährlich, mein Herr?«

»Nein, nein, meine Dame,« antwortete er.
»Nur ein wenig Schnee. Wir fahren sofort weiter.«

Das Fenster hob sich wieder und man hörte von rosigen Lippen den lebhaften Tonfall englischer Worte dringen. Die beiden Mädchen lachten höchst vergnügt.

Weiter hinten rief der ältere Herr dem Zugführer zu, während seine junge Frau ihr niedliches Braunköpfchen zu zeigen wagte:

»Warum hat man keine Vorsichtsmaßregeln getroffen? Das ist unerträglich ... Ich komme von London und muß Geschäfte halber heute

früh in Paris sein. Ich werde die Gesellschaft für jeden Verzug verantwortlich machen.«

»Ich kann nur wiederholen, mein Herr, daß wir in drei Minuten weiterfahren werden.«

Die Kälte war unerträglich, der Schnee flog in die offenen Koupees, die Köpfe verschwanden, die Scheiben wurden hochgezogen. Doch merkte man an dem dumpfen Gesumm, welche Angst und Bewegung in den geschlossenen Räumen herrschten. Nur zwei Scheiben blieben gesenkt. Ein Amerikaner von einigen vierzig Jahren lehnte aus einem Fenster und sprach mit einem von ihm durch drei Koupees getrennten jungen Menschen aus Havre sehr interessiert über die Befreiungsarbeiten.

»In Amerika steigt Jedermann aus und greift zu den Schaufeln.«

»O, das hier hat nichts zu sagen. Im vorigen Jahre saß ich zweimal ebenso fest. Mein Beruf

zwingt mich, alle acht Tage nach Paris zu reisen,«

»Und mich beinahe alle drei Wochen, mein Herr.«

»Wie, von New-York?«

»Ja, mein Herr, von New-York.«

Jacques leitete die Arbeit. Er hatte Séverine an der Thür des vordersten Waggons bemerkt, in welchem sie sich immer einquartirte, um ihm so nahe als möglich zu sein. Er hatte ihr einen bittenden Blick zugeworfen; sie verstand, daß sie sich nicht diesem eisigen Winde aussetzen sollte, der ihr in das Gesicht schnitt, und zog sich zurück. Er dachte nur an sie und arbeitete flott darauf los. Er bemerkte jetzt, daß der Grund des Stillstandes, das Festfahren im Schnee nicht von den Rädern herrührte – die hätten auch die dicksten Lagen durchschneiden können -, sondern von dem zwischen ihnen hängenden Aschkasten, vor

welchem sich mächtige Schneebündel aufgesackt hatten. Es kam ihm ein Gedanke.

»Der Aschkasten muß abgeschraubt werden.«

Der Zugführer widersetzte sich zunächst. Der Lokomotivführer stand unter seinen Befehlen und er wollte nicht erlauben, daß etwas an der Maschine geändert würde. Schließlich ließ er sich überzeugen.

»Gut, aber Sie übernehmen die Verantwortlichkeit.«

Das war ein schwieriges Geschäft. Lang ausgestreckt unter der Lokomotive und mit dem Rücken tief im Schnee mußten Jacques und Pecqueux fast eine halbe Stunde lang fleißig arbeiten. Zum Glück waren im Werkzeugkasten auch Schraubenzieher vorrätig. Endlich, nachdem sie an zwanzig Male Gefahr gelaufen, sich zu verbrennen oder zerschmettert zu werden, hatten sie den Aschkasten losgeschraubt. Nun steckte er aber

noch immer unter der Maschine fest. Er war von enormem Gewicht und aus den Rädern und Cylindern nicht herauszubekommen. Sie faßten schließlich zu vieren an und schleppten ihn über die Schienen fort bis auf die Böschung.

»Jetzt vorwärts mit Schaufeln!« sagte der Zugführer.

Fast eine volle Stunde schon saß der Zug in dieser Einöde fest und die Angst der Reisenden war gestiegen. Alle Minuten senkte sich eine Scheibe und irgend wer fragte, warum man nicht weiterfahre? Unter Geschrei und Thränen brach eine wahre Panik aus, die Krisis der Angst stieg auf den Gipfel.

»Es ist jetzt genug fortgeschaufelt,« erklärte Jacques. »Steigen Sie nur ein, das Uebrige werde ich besorgen.«

Er stand mit Pecqueux abermals auf seinem Posten, und als die beiden Schaffner ihre

Plätze wieder eingenommen hatten, drehte er selbst den Hahn der Ableitungsröhren auf. Der mit Zischen herausfahrende heiße Dampf vernichtete vollends die noch an den Rädern hängenden Schneemassen. Er drehte dann die Kurbel und ließ die Lokomotive rückwärts gehen. Langsam rückte der Zug an dreihundert Meter zurück, um Spielraum zu haben. Das Feuer wurde so geschürt, daß der erlaubte Druck überschritten wurde, dann drängte er die Lison mit ihrem ganzen Gewicht und dem des an ihr hängenden Zuges gegen die den Weg sperrende Mauer. Es gab einen Krach, wie wenn ein Holzhauer seine Axt mit fürchterlicher Gewalt in einen Baum treibt, die eisernen und gußeisernen Glieder der Lokomotive schienen zu bersten. Und doch sprengte sie nicht das Hinderniß, rauchend und von dem Stoße erbebend saß sie wieder fest. Noch zweimal mußte das Manöver wiederholt werden, zweimal noch wich sie zurück und bohrte sie sich wieder in den Schnee. Und

jedesmal erzitterten ihre Glieder, wenn sie mit ihrem Athem eines wuthschnaubenden Riesen die Brust auf das Hinderniß drängte. Jetzt schien sie Luft zu schöpfen, ihre metallenen Muskeln spannten sich zu einer letzten Kraftanstrengung an und sie passirte die Stelle; schwerfällig schob sich der Zug hinterdrein durch die beiden durchfurchten Schneemauern.

»Ein gutes Thier trotz alledem!« brummte Pecqueux.

Jacques nahm, halb geblendet, seine Brille ab und putzte ihre Gläser. Sein Herz schlug heftig, er spürte die Kälte nicht mehr; doch plötzlich erinnerte er sich der tiefen Schlucht, die sich ungefähr dreihundert Meter vor la Croix-de-Maufras befand; dieselbe öffnete sich genau in der Windrichtung, dort mußte sich eine Unmasse Schnee aufgehäuft haben. Dort war die Klippe, an der er nach seiner Ueberzeugung zweifellos stranden mußte. Er

beugte sich hinaus. Hinter der nächsten Kurve erschien dieser Engpaß wie ein mit Schnee gefüllter, geradliniger Graben. Es war jetzt heller Tag und fortwährend noch sanken die Flocken auf dieses grenzenlose, schimmernde Weiß hernieder.

Mit mittlerer Geschwindigkeit rollte jetzt die Lison dahin, da sie kein besonderes Hinderniß vor sich hatte. Man hatte vorsichtiger Weise die vorderen und die Schlußlaternen brennen lassen und das weiße Leuchtfeuer der Maschine schimmerte wie ein Cyklopeauge bleich in den Tag hinein. Mit diesem offenen Auge näherte sie sich jetzt jener Schlucht. Die Lison schien jetzt kurz und stoßweise zu athmen, wie ein sich fürchtendes Pferd. Starke Erschütterungen suchten sie heim, sie scheute und setzte ihre Fahrt nur unter der geschickten Hand ihres Führers fort. Dieser hatte abermals die Thür zur Feuerung öffnen lassen, damit der Heizer das Feuer lebhafter entfachen konnte. Und jetzt war es nicht mehr ein feuriger

Sternschweif der Nacht, sondern ein Wirbel von dichtem, tiefschwarzem Rauch, der den bleichen Schauer am Himmel befleckte.

Die Lison fuhr weiter. Jetzt war sie am Eingang zur Schlucht. Links und rechts waren die Böschungen völlig vergraben und die Geleise vollständig verweht. Die Schlucht glich einem von einem milden Strome ausgehöhlten, bis an den Rand mit Schnee gefüllten Loche. Noch fünfzig Meter weit rollte die Maschine athemlos, langsamer und langsamer dort hinein. Der Schnee, den sie fortstieß, bildete bald eine Barrikade um sie her, eine empörte Fluth, die sie zu verschlingen drohte. Einen Augenblick schien sie aus den Schienen gehoben, besiegt zu sein. Aber noch einmal strengte sie ihre Muskeln an und rollte noch dreißig Meter vorwärts. Doch das war das Ende, der letzte Todeskampf gewesen. Die Schneemassen fielen vornüber, begruben die Räder und alle Theile des Mechanismus, um die sich schon vorher

Ketten von Eis geschlungen hatten. Jetzt hielt die Lison ganz still und hauchte in der großen Kälte ihren letzten Athem aus. Er erlosch und unbeweglich, todt stand sie da. »Da haben wir es«, meinte Jacques, »ich habe es ja vorausgesehen.«

Er wollte sofort die Lokomotive wieder rückwärts gehen lassen, um das Manöver noch einmal zu versuchen, aber diesmal rührte sich die Lison nicht mehr vom Fleck. Sie weigerte sich, vorwärts wie rückwärts zu fahren, von allen Seiten eingeschlossen blieb sie träge und stumpfsinnig, wie festgenagelt am Boden stehen. Auch der Zug hinter ihr, der bis an die Thüren im Schnee steckte, schien wie ausgestorben. Der Schneefall hörte nicht auf, sondern trieb noch dichter als zuvor, in langen Streifen vom Sturme hier hereingepeitscht. Maschine und Waggon, die schon halb bedeckt waren, mußten bald ganz verschwinden, es war wie ein großes Einsargen in der überwältigenden Stille dieser

weißen Einöde. Nichts rührte sich mehr, der Schnee breitete sein Leichentuch aus.

»Schon wieder?« fragte der Zugführer und beugte sich aus dem Gepäckwagen.

»Futsch!« erwiderte Pecqueux lakonisch.

Diesmal war die Lage in der That eine höchst kritische. Der Lokomotivführer piff in kurzen Intervallen den jämmerlichen Klage-ton der Einöde. Aber der Schnee fing den sich verlierenden Schall auf, der in Folge dessen in Barentin nicht gehört werden konnte. Was thun? Sie waren nur vier Mann, wie hätten sie jemals solche Unmassen bewältigen können. Hier wäre ein ganzes Personal nöthig gewesen. Es war eine dringende Notwendigkeit, Hilfe herbeizuschaffen. Das Schlimmste war, daß unter den Reisenden eine abermalige Panik ausbrach.

Ein Schlag öffnete sich, die hübsche Brünnette sprang aus dem Waggon, denn sie glaubte, es

wäre ein Unglück geschehen. Der ihr nachfolgende betagte Kaufmann schrie:

»Ich werde dem Minister schreiben. Es ist eine Schande!«

Das Jammern der Frauen, wüthende Männerstimmen drangen aus allen Gelassen, deren Scheiben herunterrasselten. Nur die beiden kleinen Engländerinnen lächelten höchst vergnügt. Als der Zugführer alle Welt zu beruhigen suchte, fragte ihn die Jüngere auf Französisch, aber mit englischer Betonung:

»Hier halten wir also an, mein Herr?«

Mehrere Männer waren ausgestiegen, trotzdem sie bis an den Bauch einsanken. Der Amerikaner fand sich auf diese Weise mit dem jungen Mann aus Havre zusammen; Beide tappten sich nach der Lokomotive durch, um besser sehen zu können. Sie wiegten die Köpfe.

»Vier bis fünf Stunden wird es dauern, bis das

da weggeschafft ist.«

»Wenigstens, und dann gehören noch zwanzig Arbeiter dazu.«

Jacques bewog den Zugführer, den Schlußschaffner nach Barentin zu schicken, um Hilfe herbeizuholen. Weder er noch Pecqueux konnten die Lokomotive allein lassen. Der Beamte entfernte sich, man verlor ihn am Ende der Schlucht bald aus den Augen. Er mußte vier Kilometer zurücklegen, konnte also vor zwei Stunden nicht wieder da sein. Jacques verließ in der Verzweiflung einen Augenblick seinen Posten und lief zum vordersten Waggon. Er bemerkte soeben Séverine, die das Fenster heruntergelassen hatte.

»Fürchten Sie nicht,« sagte er hastig. »Sie können unbesorgt sein.«

Sie antwortete ebenso, ohne ihn zu duzen, denn sie hätten möglicher Weise gehört

werden können.

»Ich habe keine Furcht. Ich bin nur Ihretwegen besorgt gewesen.«

Diese Worte thaten ihnen wohl, sie waren wieder getröstet und lächelten sich an. Als Jacques sich umwandte, sah er zu seiner großen Ueberraschung Flore, dann Misard und noch zwei Männer, die er zuerst nicht erkannte, auf der Böschung erscheinen. Sie hatten das jämmerliche Pfeifen vernommen und waren herbeigeeilt. Misard, der dienstfrei war, hatte gerade den beiden Kameraden Weißwein aufgetischt. Es waren das der Kärner Cabuche, den der Schnee zu feiern zwang und der Weichensteller Ozil, der von Malaunay durch den Tunnel gekommen war und Flore trotz des schlechten Empfanges noch immer mit Anträgen verfolgte. Sie, die muthig und tapfer wie ein Mann war, begleitete Jene wie eine wahre Landstreicherin aus Neugierde. Daß der Zug dicht vor ihrer

Thür stecken geblieben, war für ihren Vater wie für sie ein bedeutsames Ereignis, ein außerordentliches Abenteuer. In den fünf Jahren ihres dortigen Aufenthaltes hatten sie die Züge stündlich, Tag und Nacht, bei schönem Wetter wie beim Sturme, wie der Wind so schnell an sich vorüberfahren sehen. Der Wind, der sie herbeigeweht, entführte sie auch wieder, noch nie hatte ein einziger seine Fahrt verlangsamt, sie sahen ihn fliehen, sich verlieren, verschwinden, ohne weiter etwas von ihm zu wissen. Die ganze Welt zog an ihnen vorüber, auf Dampfesflügeln wurde die Masse der Menschheit vorbeigefahren, sie aber kannten nur die blitzartig gesehenen Gesichter, die sie nie wieder erblickten, höchstens, daß ihnen einige wenige Züge bekannt waren, weil sie sie an bestimmten Tagen immer wieder erblickten, und auch an ihnen vermißten sie die Namen. Und jetzt scheiterte auf einmal ein Zug mitten im Schnee bei ihnen: die natürliche Ordnung der Dinge war mit einem Male

umgekehrt, sie füllten jene unbekannte Welt, die ein Zufall hier festbannte, von Angesicht zu Angesicht sehen, und sie blickten sie an mit den erstaunten Augen von Wilden, die an die Küste gekommen sind, an welcher Europäer Schiffbruch gelitten haben. Diese offenen Thüren zeigten in Pelze gehüllte Frauen, die Männer in dicken Ueberröcken waren ausgestiegen, –dieser ganze mit einem Male über dieses Eismeer ausgeschüttete Luxus machte sie starr vor Erstaunen.

Flore hatte Séverine sofort erkannt. Sie, die dem Zuge Jacques' stets auflauerte, hatte schon seit einigen Wochen die Anwesenheit dieser Frau in dem Eilzuge am Freitag früh bemerkt. Sie hatte diese Beobachtung um so bequemer gehabt, als Séverine jedesmal beim Vorüberfahren an der Barriere den Kopf heraussteckte, um ihre Besitzung la Croix-de-Maufras zu besichtigen. Die Augen Flore's färbten sich dunkel, als sie jene jetzt so vertraut mit dem Lokomotivführer sprechen

sah.

»Da ist ja auch Frau Roubaud!« rief Misard, der Séverine ebenfalls erkannt hatte und sofort seine unterwürfige Miene aufsteckte. »Das haben Sie schlecht getroffen! ... Sie dürfen dort nicht bleiben, Sie müssen zu uns kommen!«

Jacques hatte dem Bahnwärter die Hand gedrückt und unterstützte jetzt das Anerbieten.

»Er hat Recht ... Wir werden vielleicht für einige Stunden hier festliegen. Sie würden inzwischen vor Kälte umkommen.«

Séverine weigerte sich, sie sei gut geschützt, meinte sie. Die dreihundert Meter durch den Schnee erschreckten sie ein wenig. Flore näherte sich jetzt ebenfalls, sie sah Séverine mit ihren großen Augen fest an und sagte endlich:

»Kommen Sie, ich werde Sie tragen.«

Ehe Séverine noch zugestimmt, hatte Flore sie bereits mit ihren kraftstrotzenden Männerarmen umfaßt und wie ein kleines Kind hochgehoben. Sie setzte sie jenseits der Schienen auf einer freigewehten Stelle ab, an der die Füße nicht versanken. Die Reisenden lachten höchst erstaunt über dieses Wunder. Das war ein Mädchen! Ein Dutzend solcher und der Weg wäre früher als in zwei Stunden frei gewesen.

Das Gerücht von dem Vorschlage Misard's, daß man in das Haus des Bahnwärters flüchten konnte und dort voraussichtlich Feuer, vielleicht Brod und Wein finden würde, pflanzte sich von einem Waggon zum andern fort; die Panik hatte sich gelegt, als man begriffen, daß eine unmittelbare Gefahr nicht vorläge. Nichtsdestoweniger blieb die Lage eine höchst kritische: die Heizungen kühlten ab, es war neun Uhr, man bekam Hunger und Durst, auch ließ die Hilfe sehr auf sich warten. Das konnte ewig dauern, wer weiß, ob man

nicht hier auch noch würde übernachten müssen. Es bildeten sich zwei Lager, die einen, die ganz verzweifelten, wollten ihre Koupees garnicht verlassen, sondern sich mit verbissener Wuth auf die Polster ausstrecken, sich fest einhüllen und so den Tod erwarten; die anderen wollten den Weg durch den Schnee wagen, in der Hoffnung, es dort besser zu finden und namentlich, um dem niederdrückenden Gefühl angesichts dieses gescheiterten, eingefrorenen Zuges zu entfliehen, es bildete sich eine Gruppe; zu ihr gehörten der alte Kaufmann mit seiner jungen Frau, die Engländerin mit ihren zwei Töchtern, der junge Mann aus Havre, der Amerikaner und vielleicht noch zehn Andere. Sie machten sich marschfertig.

Jacques hatte Séverine ebenfalls zum Fortgehen bewogen. Ganz leise hatte er ihr versprochen, sobald er abkommen könnte, ihr Nachricht zu geben. Als Flore sie noch immer mit ihren düstern Augen anstarrte, hatte er wie

ein alter Freund gemüthlich zu ihr gesagt:

»Also abgemacht. Du wirst diese Damen und Herren zu Euch führen ... Ich behalte Misard und die Uebrigen hier. Wir wollen sehen, was wir schaffen können, bis die Andern kommen.«

Cabuche, Ozil und Misard griffen zu den Schaufeln und schlossen sich Pecqueux und dem Zugführer an, die bereits den Schnee bearbeiteten. Die kleine Mannschaft bemühte sich zunächst, die Lokomotive frei zu machen, sie schaufelte den Schnee unter den Rädern hervor und warf ihn über die Böschung. Niemand sprach mehr, man hörte nur das schweigsame Hasten inmitten des düstern Schweigens der weißen Landschaft. Als der kleine Trupp der Reisenden abmarschirte, warf man noch einen letzten Blick auf den Zug, der wie ein dünner schwarzer Faden aus der dichten, ihn erstickenden weißen Hülle hervorragte. Man hatte die Thüren

geschlossen, die Scheiben hochgezogen. Stumm und bewegungslos stand er wie todt da. Noch immer fiel der Schnee mit einer stummen Hartnäckigkeit und hüllte ihn langsam und sicher ein.

Flore hatte Séverine abermals in ihre Arme nehmen wollen. Aber diese hatte es ausgeschlagen, sie wollte, wie die Anderen, zu Fuß gehen. Die dreihundert Meter wurden nicht ohne Mühe zurückgelegt: in der Schlucht namentlich sank man mehrfach bis zu den Achselhöhlen ein, zweimal mußte zur Rettung der halb untergegangenen dicken Engländerin geschritten werden. Ihre Töchter lachten unentwegt. Die junge Frau des alten Herrn, mußte sich bequemen, als sie ausglitt, die Hand des jungen Mannes aus Havre zu nehmen, während ihr Gatte mit dem Amerikaner über Frankreich herzog. Als man die Schlucht hinter sich hatte, wurde der Weg weniger beschwerlich. Man ging über eine Anhöhe, die kleine Gesellschaft schritt im

Gänsemarsch. Der Wind drohte sie herunterzuwerfen und sie vermied sorgfältig die unter dem Schnee doppelt gefährlichen und trügerischen Kanten. Endlich war man zur Stelle, Flore brachte die Reisenden in der Küche unter; aber nicht Jedem konnte ein Sitz eingeräumt werden, denn wohl an zwanzig Menschen bewegten sich in dem ziemlich geräumigen Gemach. Erfindungsreich holte sie Bretter herbei und formte mit Hilfe der Stühle schnell zwei Bänke zurecht. Einige Hand voll Holz warf sie auf das Feuer, dann machte sie eine Bewegung, die ausdrücken sollte, daß sie nun alles gethan habe, was sie habe thun können. Sie hatte bei alledem kein Wort gesprochen, mit ihren grünlich schimmernden, weit geöffneten Augen und der kühnen Miene einer riesigen Wilden sah sie auf diese ihr fremde Welt. Nur zwei Gesichter waren ihr schon seit Monaten bekannt: die des Amerikaners und des jungen Mannes aus Havre; sie examinirte sie jetzt, wie man ein

endlich gefangenes, brummendes Insect anblickt, das nicht mehr weiterfliegen kann. Sie kamen ihr als etwas ganz Besonderes vor, denn genau so hatte sie sich jene doch nicht vorgestellt, von denen sie übrigens nichts weiter kannte als ihre Gesichtszüge. Die anderen Leute schienen nach ihrer Meinung von verschiedenen Rassen zu stammen, vom Himmel gefallene Bewohner einer unbekanntem Welt zu sein, die sie mit zu sich in die Küche genommen und deren Kleidungen, Sitten, Gedanken sie nie für möglich gehalten hätte. Die englische Dame erzählte der jungen Kaufmannsfrau, daß sie nach Indien zu ihrem Sohne, einem hohen Würdenträger, reise, und diese scherzte, daß sie es das erste Mal, wo sie ihren Gatten nach London begleitet hatte, wohin sich derselbe zweimal im Jahre begab, so schlecht getroffen habe. Alle lamentirten bei dem Gedanken, in dieser Einöde gefangen zu sitzen; wie sollte man es anfangen, hier zu essen und zu

schlafen! Flore hörte ihnen unbeweglich zu. Sie war dem Blick Séverine's begegnet, die auf einem Stuhle vor dem Herde saß; sie winkte sie in das nebenan gelegene Zimmer.

»Mutter,« so meldete sie Séverine an, »hier ist Frau Roubaud ... Hast Du ihr etwas zu sagen?«

Phasie lag mit gelbem Gesicht und geschwollenen Beinen im Bett, seit vierzehn Tagen schon war sie so krank, daß sie nicht mehr aufstehen konnte. In dem ärmlichen Zimmer, dessen gußeiserner Ofen eine fürchterliche Hitze ausstrahlte, verbrachte sie die Stunden damit, ihre fixe Idee in ihrem Kopfe hin- und herzuwälzen. Sie hatte keine andere Zerstreung als das Dröhnen der mit voller Kraft vorübersausenden Eilzüge.

»Ah, Frau Roubaud,« murmelte sie, »gut, gut!«

Flore erzählte ihr von dem Unfall und von der Menge Menschen, die sich im Nebenzimmer

befand. Aber alles das rührte sie nicht.

»Gut, gut,« wiederholt sie mit derselben müden Stimme.

Einen Augenblick wurde es in ihrem Kopf etwas lichter, sie richtete sich etwas auf und sagte: »Madame will vielleicht ihr Haus sehen, die Schlüssel hängen neben dem Schrank, wie Du weißt,«

Séverine wollte nicht. Ein Schauer überlief sie bei dem Gedanken, nach la Croix-de-Maufras durch diesen Schnee in diesem bleichen Lichte zurückkehren zu sollen. Nein, nein, sie wollte nichts sehen und zog es vor, in dieser behaglichen Wärme zu bleiben und zu warten.

»So setzen Sie sich doch, Frau Roubaud,« bat Flore. »Hier ist es noch etwas besser als nebenan. Ich weiß nicht, woher wir das viele Brod für alle diese Leute nehmen sollen. Aber wenn Sie Hunger haben, für Sie ist immer ein Bissen da.«

Sie hatte ihr einen Stuhl hingeschoben und zeigte sich fortwährend aufmerksam gegen sie; sie kämpfte sichtbar gegen die angeborene Schroffheit an. Aber ihre Augen verließen die junge Frau nicht, als wollte sie in ihr lesen und sich Gewißheit verschaffen über eine Frage, die sie sich selbst schon seit einiger Zeit vorlegte. Und unter diesem Zwange fühlte sie das Bedürfniß, um Séverine herum zu sein, ihr in das Gesicht zu blicken, sie zu berühren, um endlich klar zu sehen.

Séverine dankte ihr und nahm neben dem Ofen Platz. Sie zog es in der That vor, mit dieser Kranken allein in einem Zimmer zu bleiben, denn hier, so hoffte sie, würde Jacques sich ihr am bequemsten nähern können. Zwei Stunden verstrichen, die große Hitze überwältigte sie, sie schlief ein, nachdem sie vom Landleben geplaudert. Plötzlich riß Flore, die alle Augenblicke in die Küche gerufen wurde, die Thür auf und sagte in ihrer rauhen Stimme:

»Tritt hier herein, hier ist sie!«

Es war Jacques, der sich von der Arbeit weggestohlen hatte, um gute Nachrichten zu bringen. Der nach Barentin geschickte Schaffner hatte dreißig Soldaten mitgebracht, die von der Verwaltung in Erwartung irgend welcher Unfälle nach bedrohten Punkten dirigiert werden sollten. Alle diese waren mit Beilen und Schaufeln fleißig bei der Arbeit. Aber es würde noch lange dauern, vielleicht bis in die Nacht.

»Es geht Ihnen jedenfalls nicht zu schlecht, also haben Sie Geduld,« setzte er hinzu. »Nicht war, Tante Phasie, Sie werden Frau Roubaud nicht verhungern lassen?« Phasie hatte sich beim Anblick ihres großen Jungen, wie sie ihn nannte, mühsam aufgerichtet und sah ihn an, sie hörte ihn lebhaft und glücklich plaudern. Als er sich ihrem Bett näherte, meinte sie:

»Ganz gewiß, ganz gewiß! O da bist Du ja,

mein großer Junge, Dich also hat der Schnee festgehalten ... Und das sagt mir dieses Thier nicht!«

Sie wandte sich mit den letzten Worten an ihre Tochter.

»Sei wenigstens höflich, bleibe bei den fremden Damen und Herren, beschäftige Dich mit ihnen ein wenig, damit sie der Verwaltung nicht erzählen, daß wir wie die Wilden sind.«

Flore hatte sich zwischen Séverine und Jacques aufgepflanzt. Einen Augenblick schien sie zu zögern und überlegte, ob sie nicht dem Befehl ihrer Mutter zum Trotz hier bleiben sollte. Aber sie sagte sich, daß sie doch nichts sehen, daß die Gegenwart der Mutter jenen Fesseln auferlegen würde! Und so ging sie ohne ein Wort zu erwidern fort, nachdem sie Beiden noch einen langen Blick zugeworfen.

»Sie liegen, Tante Phasie,« fragte Jacques mit

bekümmertes Miene, »ist die Krankheit schlimmer geworden?«

Sie zog ihn an sich, sie nöthigte ihn, sich auf den Rand des Bettes zu setzen und ohne weitere Rücksicht auf die Gegenwart der jungen Frau, die aus Discretion sich etwas aus der Nähe des Bettes entfernt hatte, beichtete sie ihm so leise sie konnte.

»Ja, ja, sehr schlimm, es ist ein wahres Wunder, daß Du mich noch am Leben findest ... Ich wollte Dir nicht schreiben, weil solche Dinge sich nicht so leicht beschreiben lassen ... Beinahe war es mit mir schon vorbei, jetzt geht es wieder etwas besser und ich glaube, daß ich dieses Mal noch davonkommen werde.«

Er sah sie prüfend an, ihn erschreckte der Fortschritt der Krankheit und er fand an ihr in der That nicht eine Spur ihrer einstigen Schönheit wieder.

»Also noch immer Krämpfe und Schwindel, arme Tante Phasie?«

Doch sie drückte ihm die Hand, daß sie ihn schmerzte und fuhr mit noch gedämpfterer Stimme fort:

»Denke Dir, ich habe ihn überrascht ... Du weißt ich hätte meine Zunge lieber den Hunden gegeben als nicht zu wissen, wo hinein der seine Arznei mischte. Ich trank und aß nur von dem, was er selbst nahm und trotzdem fühlte ich Abend für Abend das Brennen im Magen ... Hat er mir doch richtig Gift in das Salz gemischt! Eines Abends habe ich es gesehen ... Und ich habe Salz in Menge genommen, um alles zu reinigen!«

Seit der Besitz von Séverine Jacques geheilt zu haben schien, hatte er des Oefteren an diese Geschichte von der langsamen, aber stetigen Vergiftung gedacht, wie man an einen bösen Traum denkt. Er hatte nicht daran geglaubt. Er drückte zärtlich die Hand der Kranken, er

wollte sie beruhigen.

»Ist es wohl möglich, ei so seht doch! ... Aber wenn man so etwas behauptet, muß man seiner Sache auch ganz sicher sein ... Und dann kann das viel nach sich ziehen ... Gehen Sie, Tante, ich glaube, Sie haben eine Krankheit, von der die Aerzte nichts verstehen.«

»Eine Krankheit,« wiederholte sie spöttisch, »ja, eine Krankheit, aber er hat sie mir eingimpft ... Was die Aerzte anbetrifft, so magst Du Recht haben: es sind zwei hier gewesen, aber Beide verstanden nichts, sie waren nicht einmal unter sich einig. Ich will nicht, daß noch ein einziger von diesen Vögeln den Fuß über diese Schwelle setzt ... Hörst Du, in das Salz hat er es mir gethan ... Ich schwöre Dir, ich habe es gesehen! Alles der tausend Franken, meiner vom Vater geerbten tausend Franken wegen. Er sagt sich, hat er mich erst beseitigt, dann wird er sie auch finden ... Da irrt er sich nun gewaltig, die liegen, wo sie

Niemand entdecken wird, niemals ... Ich kann sterben, darüber aber bin ich ruhig, daß Niemand meine tausend Franken jemals besitzen wird.«

»Aber an Ihrer Stelle, Tante Phasie, würde ich die Gensdarmen holen lassen, wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind.«

Sie machte eine abweisende Geberde.

»Nur keine Gensdarmen ... die brauchen sich nicht in unsere Angelegenheit zu mischen, das geht nur ihn und mich an. In weiß, er will mich verschlingen und ich, natürlich, will mich nicht verschlingen lassen. Ich brauche mich also nur zu vertheidigen und darf nicht wieder so ein Schaf sein wie mit dem Salz ... Wer hätte das wohl geglaubt? Solch eine Mißgeburt, solch ein Fetzen von Mann, den man in die Tasche stecken kann, bringt mit seinen Rattenzähnen schließlich noch solche große Frauen wie mich um, wenn man ihm den Willen ließe!«

Sie zuckte wieder zusammen und ihr Athem ging schwer.

»Schadet nichts, diesmal ist es ihm noch nicht geglückt. Mir geht es besser und nach vierzehn Tagen werde ich wohl wieder stehen können ... Das nächste Mal soll es ihm wohl schwer werden, mich so zu kneifen. Ich bin neugierig, wie er das anfangen würde. Gelingt es ihm, mir wieder das Gift einzuflößen, dann ist es auch ein stärkeres und ich bin fertig ... Man darf gar nicht daran denken.«

Jacques war der Meinung, die Kranke plage ihr Gehirn viel zu sehr mit diesen schwarzen Vorstellungen. Um sie zu zerstreuen, wollte er sie etwas necken. Doch plötzlich begann sie unter der Bettdecke heftig zu zittern.

»Er ist da,« flüsterte sie. »Ich fühle es sofort, wenn er kommt.«

Richtig, einige Sekunden später trat Misard in die Stube.

Sie war bleich geworden, eine Beute des unfreiwilligen Schreckens, den Riesen vor sie benagenden Insecten empfinden. Ihre Hartnäckigkeit, sich allein seiner zu erwehren, hatte in ihr eine wachsende von ihr aber nicht zugestandene Furcht gezeitigt. Misard, welcher gleich beim Eintritt sie und Jacques mit einem aufleuchtenden Blick gestreift hatte, schien gleich darauf gar nicht zu bemerken, daß sie Seite an Seite saßen. Mit demüthigen Blicken, den Mund eingekniffen und mit dem Ausdruck eines gehorsamen Knechtes erschöpfte er sich vor Séverine in Höflichkeiten.

»Ich habe geglaubt, die gnädige Frau wolle bei dieser Gelegenheit ihren Besitz ein wenig in Augenschein nehmen, deshalb bin ich auf einen Augenblick hierher gekommen ... Die gnädige Frau wünschen vielleicht, daß ich Sie begleite.«

Als die junge Frau abermals das Anerbieten

ablehnte, fuhr er mit seiner Dulderstimme fort:

»Die gnädige Frau ist vielleicht erstaunt gewesen wegen der Früchte ... Sie waren alle wurmstichig, es hätte sich nicht gelohnt, sie zu verpacken ... Dann hat auch der Wind viele abgeworfen ... Schade, daß die gnädige Frau nicht verkaufen kann! Es war einmal ein Herr hier, der jedoch alles erst ausgebessert sehen wollte ... Ich stehe also der gnädigen Frau vollständig zur Verfügung, gnädige Frau können überzeugt sein, daß ich Ihre Interessen nach allen Richtungen wahre.«

Dann wollte er ihr durchaus Brod und Birnen und zwar aus seinem eigenen Garten, die natürlich nicht wurmstichig waren, anbieten. Sie nahm sie an.

Als Misard durch die Küche schritt, hatte er den Reisenden gemeldet, das die Arbeiten gut von statten gingen, aber wohl noch vier bis fünf Stunden dauern würden. Es hatte eben zwölf geschlagen und das Lamento ging von

Neuem los. Man fühlte starken Hunger. Flora erklärte, daß sie nicht genug Brod für Alle im Hause hätte. Wein dagegen besaß sie. Sie hatte zehn Liter aus dem Keller geholt und auf den Tisch gestellt. Aber Gläser fehlten: man mußte gruppenweise trinken, die Engländerin mit ihren Töchtern, der alte Herr mit seiner jungen Frau. Diese hatte übrigens in dem jungen Herrn aus Havre einen aufmerksamen, erfindungsreichen Diener gefunden, der für ihr Wohl sorgte. Er verschwand und kehrte mit einem Brod und Aepfeln zurück, die er im Holzstall gefunden hatte. Flora ärgerte sich und sagte, das Brod wäre für ihre kranke Mutter bestimmt. Er aber zerschnitt es bereits und vertheilte es unter die Damen; er begann natürlich bei der jungen Frau, die ihn geschmeichelt anlächelte. Ihr Gatte war darob nicht böse, er kümmerte sich gar nicht mehr um sie, sondern sprach angelegentlich mit dem Amerikaner über die kaufmännischen Sitten Newyorks. Noch nie hatten die jungen

Engländerinnen so vergnügt in einen Apfel gebissen. Ihre sich sehr abgespannt fühlende Mutter war in einen Halbschlaf versunken. Zu ebener Erde vor dem Herde kauerten noch zwei andere Frauen, sie waren ebenfalls von dem langen Warten überwältigt. Die Männer, die eine Viertelstunde vor der Thür geraucht hatten, um die Zeit todtzuschlagen, kehrten gründlich durchfroren und zähneklappernd zurück. Allmählich steigerten sich das Uebelbefinden, der ungenügend gestillte Hunger und die durch die unbequeme Lage und Ungeduld verstärkte Müdigkeit.

Durch das Kommen und Gehen Misard's war die Thür offen geblieben und Tante Phasie konnte von ihrem Bett aus in das Nebenzimmer sehen. Das war also diese Welt, die sie wie einen Blitz schon seit einem Jahre an sich vorüberfliegen sah, seit sie ihr Bett mit dem Stuhl vertauschte. Nur höchst selten hatte sie bis zur Thür gehen können, für gewöhnlich war sie Tag und Nacht mutterseelenallein an

das Zimmer gefesselt und ihre an das Fenster gebannten Augen hatten keine andre Zerstreung, als das Vorüberjagen der Züge. Sie hatte sich immer über die Wolfsschlucht beklagt, in die Niemand zu Besuch kam. Jetzt war mit einem Male ein ganzer Trupp aus dem unbekanntem Lande angekommen. War es wohl zu glauben, daß kein Einziger dieser es so eilig habenden Leute eine Ahnung von diesem Gift hatte, das man ihr in das Salz gethan? Diese Raffinirtheit drückte ihr das Herz ab, sie fragte sich, ob Gott solch eine naseweise Verschmitztheit zulassen könne, ohne daß Jemand es bemerkte. Menschen genug zögen an ihr vorüber, tausende und abertausende. Aber alles das galoppirte davon, kein einziger würde geglaubt haben, daß man in diesem niedrigen Hause ganz nach Belieben, ohne jeden Lärm, einen Menschen tödtete. Und Tante Phasie sah einen nach dem andern von diesen aus dem Monde gefallenen Menschen an, sie meinte, daß es kein Wunder

sei, an unsauberen Dingen vorüberzugehen und nichts wissen zu können, wenn man es so eilig hat.

»Kommt Ihr mit zurück?« fragte Misard Jacques.

»Ja,« erwiderte dieser, »ich folge Euch sofort.«

Misard ging und schloß die Thür. Phasie hatte die Hand des jungen Mannes ergriffen und sagte ihm in das Ohr:

»Sollte ich zusammenbrechen, dann sieh Dir sein Gesicht an, wenn er nichts findet ... Das freut mich, wenn ich daran denke, deshalb werde ich auch zufrieden von dannen gehen.«

»Das Geld soll also für immer verloren sein, Tante Phasie? Sie werden es auch nicht Ihrer Tochter vermachen?«

»Flore? Damit er es ihr fortnimmt? O nein! ... Nicht einmal Dir, mein großer Junge, weil

auch Du zu dumm bist: er würde doch immer einen Theil von Dir erhalten ... Nein, Niemandem, außer der Erde, in der es ruht!«

Sie war außer Athem. Jacques bettete sie wieder hin, beruhigte sie, umarmte sie und versprach, bald wieder zu kommen. Als sie einzuschlummern schien, trat er hinter Séverine, die wieder am Ofen saß. Er legte lächelnd einen Finger an den Mund, als Mahnung, vorsichtig zu sein. Dann bog er lautlos und zärtlich ihren Kopf nach hinten, bot ihr seine Lippen, beugte sich über sie und schloß ihr mit einem tiefen, verstohlenen Kuß ihren Mund. Ihre Augen hatten sich geschlossen, sie saugten begierig ihren Athem ein. Doch als sie wieder, noch wie betäubt öffnete, stand Flore, die die Thür leise geöffnet hatte, hinter ihnen und fragte mit rauher Stimme:

»Bedürfen Sie etwas, Frau Roubaud?«

»Nein, nein, ich danke,« stotterte Séverine

verwirrt und verlegen.

Jacques blickte Flore einen Augenblick mit flammenden Blicken an. Er zögerte, seine Lippen zitterten, als wollte er sprechen. Dann ging er mit einer sie bedrohenden Wuthgeberde. Mit einem Knall fiel hinter ihm die Thür in's Schloß.

Flore mit ihrer hohen Büste einer kriegerischen Jungfrau und ihrer blonden schweren Haarkrone rührte sich nicht. Ihre Angst, diese Frau an jedem Freitag in dem von Jacques geführten Zuge zu erblicken, hatte sie also nicht getäuscht. Die von ihr gesuchte Gewißheit, seit sie Beide in ihrer Nähe hatte, war endlich, unwiderruflich gekommen: diese schwächliche Person, dieses Nichts von Frau, hatte er sich also erwählt. Noch immer peinigte sie der schmerzliche Gedanke, sich ihm in jener Nacht versagt zu haben. Sie hätte aufschluchzen mögen. Nach ihrem einfachen Gedankengange wäre sie es jetzt gewesen, die

er umarmt, hätte sie sich ihm eher hingeeben wie Jene. O wäre sie ihm jetzt allein begegnet! Sie würde sich ihm an den Hals geworfen und ihm gesagt haben: »Da nimm mich, ich war thöricht gewesen, weil ich Dich nicht besser verstand!« In ihrer Ohnmacht stieg eine fürchterliche Wuth gegen dieses so zarte, genirte und verlegene Geschöpf in ihr auf. Wie einen Vogel hätte sie jene mit ihren harten kampfbereiten Armen erdrücken können. Warum wagte sie es nicht? Aber sie schwor, sich zu rächen, denn sie wußte Dinge von dieser Nebenbuhlerin, die genügt hätten, sie in das Gefängniß zu bringen, die man aber frei herumlaufen ließ wie alle Dirnen, die sich reichen und mächtigen Greisen verkaufen. Von Eifersucht gequält, vom Zorn übermannt raffte sie hastig mit den Geberden einer Wilden die Ueberbleibsel von Brod und Birnen zusammen und sagte:

»Da Madame genug haben, kann ich dies ja den Andern geben.«

Es schlug drei, es schlug vier Uhr. Die Zeit schleppte sich hin, das Gefühl der Abspannung und der Verlegenheit wuchs. Die Nacht senkte sich bleich auf die weiße, wüste Landschaft nieder. Alle zehn Minuten gingen die Männer hinaus, um von fern zu sehen, wie weit die Arbeit vorgeschritten war. Sie kehrten zurück mit der Bemerkung, daß die Locomotive noch immer nicht freigeschaufelt sei. Selbst die beiden kleinen Engländerinnen begannen vor Entnervung zu weinen. In einer Ecke war die junge Frau an der Schulter des jungen Mannes aus Havre entschlummert, in der allgemeinen Niedergeschlagenheit rügte es ihr alter Mann nicht einmal als unschicklich. Das Zimmer kühlte aus, man fror, dachte aber nicht einmal daran, Holz aufzulegen, selbst der Amerikaner ging fort; er fand es jetzt angenehmer, sich auf das Polster seines Koupees auszustrecken. Es peinigte alle der Gedanke, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, in den Koupees zu bleiben, man hätte wenigstens alle

Augenblicke gewußt, was vorging. Die Engländerin mußte zurückgehalten werden, auch sie sprach davon, in ihrem Koupee übernachten zu wollen. Als man ein Licht auf den Tisch gestellt, damit die Gesellschaft in der düstern Küche wenigstens sich sehen konnte, bemerkte man erst recht die allgemeine Entmuthigung, jeder starrte in stumpfsinniger Verzweiflung vor sich hin.

Auf dem Bahndamm nahte sich inzwischen die Schaufelei ihrem Ende. Die Soldaten hatten die Locomotive frei gemacht und reinigten jetzt die Geleise vor ihr, der Locomotivführer und der Heizer konnten sich wieder auf ihren Posten begeben.

Jacques faßte wieder Vertrauen, als er den Schnee nicht mehr fallen sah. Der Weichensteller Ozil hatte ihm versichert, daß jenseits des Tunnels, nach Malaunay zu, die gefallenen Massen nicht so beträchtliche seien. Er fragte ihn nochmals:

»Sie sind zu Fuß durch den Tunnel gekommen. Sie konnten also bequem hinein und bequem hinaus?«

»Wie ich Ihnen sagte. Sie werden ohne Aufenthalt passieren können, ich garantire es Ihnen.«

Cabucho hatte mit dem Eifer eines Riesen gearbeitet; furchtsam und verstört wich er zurück, seine letzten Begegnungen mit der Justiz hatten sein störrisches Wesen noch vermehrt. Jacques mußte ihn erst zu sich rufen.

»Bitte, Kamerad, reicht uns doch einmal unsere Schaufeln, die da an der Böschung, damit wir sie im Nothfall bei der Hand haben.«

Als ihm der Kärner den Dienst geleistet, schüttelte Jacques ihm kräftig die Hand, um ihm dadurch seinen Dank für die wackre Arbeit und seine Achtung auszudrücken.

»Ihr seid ein braver Kerl!«

Cabuche rührte dieses freundschaftliche Lob außerordentlich.

»Danke,« sagte er nur und zerdrückte die Thränen, die ihm in den Augen standen.

Misard, der sich mit ihm wieder ausgesöhnt, nachdem er ihn erst vor dem Untersuchungsrichter beschuldigt hatte, billigte durch Nicken mit dem Kopfe diesen Dank, während ein schwaches Lächeln auf seinen dünnen Lippen zitterte. Schon seit längerer Zeit arbeitete er nicht mehr, die Hände in den Taschen schielte er auf die Koupees, um zu sehen, ob nicht ein unter den Rädern liegender, verlorener Gegenstand bei Seite zu bringen wäre.

Der Zugführer kam endlich mit Jacques überein, daß man versuchen wolle, weiterzufahren. Pecqueux aber, der auf dem Geleise kauerte, rief den Locomotivführer herbei:

»Sehen Sie doch mal nach, der eine Cylinder hat etwas abbekommen.«

Jacques trat näher und bückte sich. Er hatte schon vorhin bemerkt, daß die Lison verwundet war. Man hatte beim Schaufeln gefunden, daß die an der Böschung von den Bahnarbeitern zurückgelassenen eichenen Querswellen durch die Einwirkung des Schnees und des Windes bis auf die Schienen gerutscht waren; selbst der Stillstand des Zuges war theilweise durch sie herbeigeführt worden, weil die Locomotive gegen dieses Hinderniß gerathen war. Man bemerkte jetzt einen Riß auf dem Kolbenmantel, auch schien der Schaft etwas verbogen. Eine andre Verletzung war nicht zu entdecken, was Jacques sehr beruhigte. Möglicher Weise waren noch innere Verletzungen da, denn nichts ist empfindlicher als der innere Mechanismus, das Herz, die lebendige Seele einer Locomotive. Er stieg auf die Plattform, pfiß, öffnete den Regulator, um das Athmen

der Lison zu beobachten. Lange dauerte es, bis sie zu neuem Leben erwachte, wie eine Person, die einen schweren Fall gethan hat und ihre Glieder noch nicht wieder fühlt. Endlich entrang sich ihr ein schwerer Seufzer und noch wie betäubt und schwerfällig ließ sie ihre Räder einige Umdrehungen machen. Es ging, er konnte die Fahrt wagen. Aber er schüttelte trotzdem den Kopf. Er, der sie so genau kannte, fand sie unter seiner Hand so merkwürdig verändert, sie schien gealtert zu sein und einen tödtlichen Stoß erhalten zu haben. Dieser Schnee hatte mit seiner mordsmäßigen Kälte ihr Herz gepackt, wie wenn junge, kräftige Frauen, die leicht angezogen ausgehen, des Abends bei eisigkaltem Regen heimkehren.

Abermals piff Jacques, nachdem Pecqueux die Ableitungsröhren geöffnet hatte. Die beiden Schaffner standen auf ihrem Posten. Misard, Ozil und Cabuche bestiegen das Trittbrett des Gepäckwagens. Sanft glitt der

Zug aus der Schlucht zwischen den Soldaten hindurch, die sich mit ihren Schaufeln links und rechts an der Böschung aufgestellt hatten. Dann hielt er vor dem Bahnwärterhäuschen, um die Passagiere aufzunehmen.

Flore stand an der Thür. Ozil und Cabuche traten zu ihr. Misard aber war eifrig dabei, die blanken Geldstücke von den aus seinem Hause tretenden Damen und Herren einzusammeln. Endlich winkte die Befreiung! Aber man hatte zu lange warten müssen und litt furchtbar durch die Kälte, den Hunger und die Erschöpfung. Die Engländerin trug beinahe ihre beiden, halb schlafenden Töchter, der junge Mann aus Havre stieg in das Koupee der hübschen brünetten Frau, die vollständig hin war, und stellte sich dem Gatten zur Verfügung. Man hätte meinen können, man wohne der Einschiffung einer versprengten, auf der Flucht sich drängenden und vorwärts hastenden Truppe im Kothe des zerstampften Schnees bei, die Alles verloren habe, selbst

das Gefühl für Eigenheit. Hinter ihrem Kammerfenster erschien auf einen Augenblick Tante Phasie, die Neugier hatte sie aus ihrem Bett und bis dahin getrieben; auch sie wollte das mitansehen. Ihre großen ausgeblaßten Augen einer Kranken starrten auf diese fremden Menschen, diese Passanten der Welt auf Rädern, die sie nie wiedersehen sollte, denn vom Sturmwind wurden sie herbeigeführt und mit dem Sturmwind zogen sie von dannen.

Séverine trat als die letzte aus dem Hause. Sie wandte den Kopf und lächelte Jacques zu, der sich weit vorbeugte, um ihr bis zu ihrem Koupee folgen zu können. Flore hatte auf sie gewartet und kochte jetzt vor Wuth über diesen ruhigen Austausch ihrer Liebesgefühle. Hastig rückte sie Ozil näher, den sie bisher stets von sich gewiesen hatte, als bedürfte sie jetzt in ihrem Hasse eines Mannes.

Der Zugführer gab das Zeichen, die Lison

antwortete mit einem kreischenden Pfiff und Jacques fuhr davon, diesmal ohne Aufenthalt bis Rouen. Es war gerade sechs Uhr, die Dunkelheit sank vollends vom schwarzen Himmel auf die weiße Landschaft hernieder, aber ein bleicher, unendlich trostloser Schimmer blieb über der Erde lagern und erhellte die fürchterliche Oede dieses unwirthlichen Geländes. Und in diesem fahlen Lichte machte das Landhaus von la Croix-de-Maufras als einziger schwarzer Punkt in all diesem Schnee mit seiner Aufschrift: »Zu verkaufen!« und seiner geschlossenen Fassade einen noch wüsteren Eindruck als je zuvor.

Achtes Kapitel

Erst um zehn Uhr vierzig Minuten Nachts traf der Zug im Pariser Bahnhof ein. In Rouen mußte ein Aufenthalt von zwanzig Minuten

genommen werden, damit die Reisenden speisen konnten. Séverine hatte sofort ihrem Manne degeschirt, daß sie erst in der folgenden Nacht mit dem Eilzuge wieder einträfe. Sie hatte also eine ganze Nacht für sich. Zum ersten Male geschah es, daß sie die Nacht zusammen in einem verschlossenen Zimmer, ohne Furcht gestört zu werden, verbringen konnten.

Als man gerade Mantes verlassen wollte, kam Pecqueux ein guter Gedanke. Seit acht Tagen schon befand sich seine Frau, die Mutter Victoire, im Krankenhause; in Folge eines Falles hatte sie eine bedenkliche Quetschung am Fuße erlitten. Er hätte ein anderes Bett in der Stadt, in welchem er schlafen könnte, sagte er lachend zu Jacques und böte deshalb Frau Roubaud das seinige an: dort würde sie besser aufgehoben sein als in einem Hotel in der Nachbarschaft und könnte bis zum nächsten Abend bleiben wie wenn sie zu Hause wäre. Jacques hatte sofort dieses glückliche

Arrangement eingeleuchtet, denn er hatte sich schon bisher vergebens den Kopf zerbrochen, wohin er die junge Frau führen sollte. Als sie sich in der Halle inmitten des Stromes der übrigen Reisenden der Locomotive näherte, rieth er, das Anerbieten anzunehmen und reichte ihr den ihm vom Heizer eingehändigten Schlüssel. Doch sie zögerte und weigerte sich, sie genirte das spitzbübische Lächeln des Heizers, der jedenfalls von allem wußte. »Nein, nein, ich habe hier eine Cousine. Sie wird wohl eine Matratze für mich übrig haben.«

»Nehmen Sie doch mein Anerbieten an,« meinte schließlich Pecqueux mit gutmüthigem Lächeln. »Das Bett ist gut und so groß, daß man zu vieren darin schlafen könnte.«

Jacques Augen sprachen eine so beredte Bitte, daß sie den Schlüssel nahm. Er beugte sich dabei zu ihr herunter und flüsterte ganz leise:

»Erwarte mich.«

Séverine brauchte nur ein Stückchen die Rue d'Amsterdam hinaufzugehen und in die Sackgasse einzubiegen. Der Schnee war so glatt gefroren, daß sie mit äußerster Vorsicht gehen mußte. Sie fand die Hausthür noch offen, sie stieg, ohne vom Portier gesehen zu sein, der mit einer Nachbarin in eine Partie Domino vertieft war, die Treppe hinauf. Im vierten Stock angelangt öffnete sie die Thür und schloß sie wieder so leise, daß kein Nachbar ihre Anwesenheit hätte ahnen können. Als sie die Treppe des dritten Stockwerkes passirte, vernahm sie deutlich Lachen und Singen bei den Fräulein Dauvergnet, wahrscheinlich hatten diese ihren musikalischen Abend, was einmal in der Woche vorkam. Als Séverine die Thür hinter sich geschlossen hatte, schallte in der tiefen Dunkelheit durch die Dielen noch immer die lebhafteste Heiterkeit dieser Jugend zu ihr herauf. Einen Augenblick erschien ihr die Finsterniß undurchdringlich und sie fuhr zusammen, als

mitten im Dunkel der Kuckuk mit einem Male mit schnarrender ihr so gut bekannter Stimme elf Uhr zu rufen anhub. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Finsterniß, die beiden Fenster hoben sich wie zwei fahle Quadrate aus derselben ab und an der Decke spiegelte sich der Widerschein des Schnees wieder. Jetzt orientirte sie sich schnell, sie erinnerte sich in einer Ecke des Büffets ein Packet Zündhölzer bemerkt zu haben und sie fand sie wirklich noch an derselben Stelle vor. Mehr Mühe machte es ihr ein Licht zu finden, endlich entdeckte sie eins in einer Schublade. Sie entzündete es und das Gemach war erleuchtet. Sie ließ ihren besorgten, unruhigen Blick in alle Ecken schweifen, um sich zu vergewissern, daß sie allein sei. Sie erkannte jeden einzelnen Gegenstand wieder, den runden Tisch, an welchem sie mit ihrem Manne gefrühstückt, das roth überzogene Bett, auf dessen Rand er sie mit einem Faustschlag hingestreckt hatte. Nichts hatte sich in den

zehn Monaten, seit sie das Zimmer nicht mehr betreten, verändert.

Langsam nahm Séverine ihren Hut ab. Doch als sie auch ihren Mantel ablegen wollte, fröstelte es sie. Es war kalt in dem Zimmer. In der kleinen Kiste neben dem Ofen war noch Kohle und klein gemachtes Holz vorhanden. Ohne sich zu entkleiden setzte sie sich hin, um Feuer anzumachen. Damit hatte sie eine Unterhaltung gefunden und eine Ablenkung des zuerst gefühlten üblen Empfindens. Diese häusliche Verrichtung für eine bevorstehende Liebesnacht, der Gedanke, wie warm sie Beide es haben würden, gab ihr die Freude an ihrer Eskapade zurück: wie lange hatten sie nicht schon von einer solchen Nacht geträumt, ohne Hoffnung, sie je zu genießen! Als das Feuer im Ofen brannte, beschäftigte sie sich mit andern Vorbereitungen, sie stellte die Stühle nach ihrem Geschmack, sie fand weiße Bezüge und überzog das Bett vollständig, das ihr übrigens nicht gefiel, weil es in der That

sehr breit war. Dagegen verdroß es sie, in dem Büffet nichts Genießbares vorzufinden: in den drei Tagen, seitdem Pecqueux hier allein wirthschaftete, hatte er zweifellos alles bis auf den letzten Bissen vertilgt. So war es auch mit dem Licht, es war nur dieses Stümpfchen vorhanden; doch wenn man schlafen geht, braucht man nichts zu sehen, Sie fühlte sich jetzt wieder erwärmt und aufgeräumt. Mitten im Zimmer stand sie jetzt, um zu sehen, ob irgendwo noch etwas fehlte.

Sie wunderte sich mit einem Male, daß Jacques noch nicht da war. Das Pfeifen einer Locomotive lockte sie an das Fenster. Der directe Zug nach Havre um elf Uhr zwanzig Minuten ging soeben ab. Die riesige Bahnhofsanlage, die Furche, welche vom Bahnhof bis zum Tunnel von Les Batignolles reicht, bildete ein einziges Schneefeld, in welchem man nur die Glieder des Schienenfächers unterschied. Die Locomotiven und Reservewaggons sahen wie

weiße, unter einem Hermelinmantel schlummernde kleine Berge aus. Und zwischen den unbefleckten Glasdächern der großen Hallen und gegenüber dem von weißen Spitzen umsäumten Gliederwerk des Pont de l'Europe sah man trotz des nächtlichen Dunkels die Häuser der Rue de Rome sich schmutzig gelb aus diesem weißen abheben. Der directe Zug nach Havre glitt jetzt schwarz aus der Halle hervor, sein großes Signallicht am Bug der Locomotive durchbohrte die Finsterniß mit seiner helleuchtenden Flamme. Sie sah ihn unter der Brücke verschwinden und die drei Schlußlaternen den Schnee blutig färben. Als sie sich umwandte, überlief sie abermals ein Frösteln: war sie wirklich allein? Sie hatte einen warmen Hauch in ihrem Nacken, eine brutale Berührung durch ihre Glieder auf ihrem Körper zu fühlen gemeint. Ihre sich vergrößernden Augen durchforschten abermals den Raum. Nein, es war Niemand da. Warum zögerte Jacques nur so lange? Es

verflossen weitere zehn Minuten. Ein leises Kratzen, das Streifen eines Fingernagels über das Holz beunruhigte sie plötzlich. Doch jetzt verstand sie, sie sollte öffnen. Er war es mit einer Flasche Malaga und einem Kuchen.

Sich schüttelnd vor Lachen, hing sie mit überquellender Zärtlichkeit an seinem Halse.

»O wie lieb, daß Du an mich gedacht!«

»Pst, pst,« machte er und winkte ihr lebhaft zu schweigen.

Sie senkte schnell ihre Stimme, denn sie glaubte, der Portier wäre hinter ihm her. Aber nein, auch er hatte Glück gehabt; er hatte gerade klingeln wollen, als sich die Thür öffnete und eine Dame nebst Tochter auf die Straße traten, die gewiß von den Dauvergne kamen. Er hatte also unbemerkt die Treppe passiren können. Nur auf dem obersten Flur hatte er durch eine etwas offen stehende Thür gesehen, daß die Zeitungverkäuferin in einer

Wanne ihre kleine Wäsche besorgte.

»Wir wollen also keinen Lärm machen und ganz, ganz leise sprechen!«

Sie antwortete ihm mit einer leidenschaftlichen Umarmung und bedeckte sein Gesicht mit stummen Küssen. Es stimmte sie heiter, alles geheimnißvoll machen zu sollen und nur ganz verstohlen tuscheln zu dürfen.

»Sei unbesorgt, man soll von uns nicht mehr hören als von zwei kleinen Mäuschen.«

Vorsichtig machte sie den Tisch zurecht, zwei Teller, zwei Gläser und zwei Messer stellte sie darauf. Sie mußte gewaltsam das Lachen unterdrücken, als ein zu hastig hingetzter Gegenstand klirrte. Er sah ihr ebenfalls belustigt zu und sagte leise:

»Ich habe mir gedacht, daß Du Hunger haben würdest.«

»O ich sterbe vor Hunger! Das Essen in Rouen war so schlecht!«

»Soll ich noch einmal heruntergehen und Dir ein Huhn holen?«

»O damit Du nicht wieder herauf kommst? ... Nein, nein, ich werde von dem Kuchen satt.«

Sie setzten sich, Seite an Seite, fast auf einen Stuhl, der Kuchen wurde zerschnitten und unter verliebten Neckereien verzehrt. Sie klagte über Durst und trank Zug um Zug zwei Glas Malaga aus, was ihr vollends das Blut in die Wangen trieb. Der Ofen röthete sich, sie fühlten seinen glühenden Athem auf ihrem Rücken. Doch als er ihren Nacken mit zu geräuschvollen Küssen bedeckte, that sie ihm Einhalt.

»Pst, Pst!«

Sie gab ihm zu verstehen, daß er lauschen solle. Und durch die Stille hörten sie von den Dauvergne ein dumpfes, den Rhythmen der

Musik sich anschließendes Gestampfe heraufschallen: die Fräulein hatten wahrscheinlich ein kleines Tanzvergnügen organisirt. Die Zeitungsverkäuferin von nebenan goß in das Wasserleitungsbecken auf dem Korridor das Seifenwasser aus. Sie schloß ihre Thür, der Tanz verstummte für einen Augenblick und man hörte nur noch tief unten, durch den Schnee gedämpft ein unbestimmtes Dröhnen, die Abfahrt eines Zuges, dessen schwaches Pfeifen einem Weinen glich.

»Der Zug nach Auteuil,« flüsterte er, »zehn Minuten vor Mitternacht.« Dann mehr hauchend als sprechend:

»Willst Du, Geliebte?«

Sie antwortete nicht. Die Vergangenheit drängte sich wieder in diesen Taumel des Glückes, gegen ihren Willen durchlebte sie jetzt noch einmal die mit ihrem Manne hier verbrachten Stunden. Setzte sich das Frühstück von ehemals nicht bei diesem Kuchen fort, den

sie an demselben Tische, bei demselben Lärm verzehrten? Eine wachsende Aufregung lenkte sie immer mehr von anderen Dingen ab, immer heftiger drangen die Erinnerungen auf sie ein, noch nie zuvor hatte sie ein so brennendes Verlangen gefühlt, ihrem Geliebten alles zu sagen, sich ihm ganz auszuliefern. Das physische Verlangen vermochte sie nicht mehr von dem sensuellen zu unterscheiden. Sie hoffte ihm noch mehr als zuvor anzugehören, die Freude an seinem Besitz noch viel mehr auszukosten, wenn sie in seinen Armen, an seinem Ohre ihm alles beichten würde. Die Geschehnisse waren wieder lebendig, ihr Mann war zur Stelle, sie wandte den Kopf zurück, weil sie sich einbildete, daß seine rauhe, gedrungene Hand über ihre Schulter fort nach dem Messer langte.

»Willst Du, Geliebte?« wiederholte Jacques.

Sie schreckte zusammen, als sie die Lippen

des jungen Mannes sich wieder fest an die ihrigen saugen fühlte, als wollte er auch diesmal ihr Geheimniß dort festsiegeln. Ohne ein Wort zu sprechen erhob sie sich, schnell entkleidete sie sich und schlüpfte unter die Bettdecke, ohne erst ihre auf der Diele liegen gebliebenen Kleider aufzuheben. Auch er rührte an nichts, auf dem Tisch blieb das Geschirr unordentlich stehen und das Lichtstümpfchen war nahe am Erlöschen, schon flackerte die Flamme ersterbend auf. Als er entkleidet sich zu ihr legte, umschlangen ihn ihre Arme sofort und in leidenschaftlicher Hingabe verging ihnen fast der Athem. Kein leiser Schrei, kein Geräusch durchtönte das Zimmer, während unten die Musik von neuem anhub, aber man fühlte durch die todte Luft des Zimmers das gewaltige Erzittern, den heißen Athem zweier einander völlig begehrender Menschen dringen.

Jacques erkannte in Séverine schon längst

nicht mehr die sanfte, geduldige Frau des ersten Stelldicheins mit ihren feuchtblauen Augen wieder. Von Tag zu Tag schien unter dem düsteren Schmuck ihrer schwarzen Haare ihre Leidenschaftlichkeit gewachsen zu sein. Er hatte sie nach und nach in seinen Armen aus dieser langen, kalten Jungfräulichkeit erwachen gesehen, aus welcher sie weder die greisenhaften Neigungen des alten Grandmorin, noch die eheliche Brutalität des Gatten hatten locken können. Das einst so gefügige Geschöpf der Liebe liebte jetzt, es gab sich jetzt ohne jeden Rückhalt hin und bewahrte sich eine brennende Erkenntlichkeit für das ihr bereitete Vergnügen. Jetzt wohnte in ihr eine leidenschaftliche Neigung, eine Anbetung dieses Mannes, der ihre Sinnlichkeit geweckt hatte. Ihn endlich ohne Zwang ganz für sich zu haben, von seinen Armen umschlossen zu sein, und ihren Mund an seinen Mund heften zu können, daß nicht ein Seufzer aus der Kehle dringen konnte, das war

der Gipfelpunkt ihres Glückes.

Als sie wieder die Augen öffneten, staunte er.

»Du, das Licht ist aus.«

Sie machte eine leise Bewegung, die bedeuten sollte, daß sie sich wenig daraus mache. Dann fragte er mit unterdrücktem Lachen:

»Nun, war ich vernünftig?«

»Ja, Niemand hat uns gehört ... Genau wie zwei Mäuschen.«

Als sie sich bequem nebeneinander ausgestreckt hatten, legte sie sofort ihre Arme um seinen Nacken, sie schmiegte sich dicht an ihn an und bettete ihr Näschen an seinen Hals.

»Mein Gott, wie schön ist das!« seufzte sie so recht von Herzen.

Sie sagten zunächst nichts mehr, das Zimmer war wieder dunkel, man unterschied kaum die beiden bleichen Quadrate der Fenster; an der Decke spiegelte sich nur ein Strahl des Feuers

im Ofen, ein runder, blutrother Fleck, wieder. Sie betrachteten ihn mit weitgeöffneten Augen. Die Musik war verstummt, man hörte Thüren klappen, dann versank das ganze Haus in einen dumpfen, friedlichen Schlummer. Der Zug von Cannes war soeben angekommen, man hörte das Zusammenschlagen der Puffer nur wie aus weiter Ferne herauftönen.

Wie sie Jacques so bei sich fühlte, entbrannte ihr Verlangen von Neuem, und mit dem Verlangen die Begier eines Geständnisses. Seit Wochen schon quälte sie sich damit ab! Der runde Fleck an der Decke wurde größer und glich immer mehr einem blutigen Male. Während ihre Augen ihn betrachteten, nahmen in ihrer Einbildung die Dinge um sie her Stimme an und erzählten ganz laut ihre Geschichte. Sie fühlte die Worte sich auf ihre Lippen drängen und eine nervöse Woge ihre Haut durchrieseln. Wie schön würde es sein, kein Geheimniß mehr vor ihm zu haben, ganz in ihn aufzugehen!

»Du weißt noch nicht, Geliebter ...«

Auch Jacques' Augen hafteten an dem blutigen Male. Er verstand sie recht gut. Er fühlte in diesem, so eng an den seinen geschmiegt, zarten Körper das Steigen der Fluth dieses dunklen, ungeheuren Etwas, an das sie Beide dachten, ohne je davon zu sprechen. Bis jetzt hatte er sie am Reden verhindert, er fürchtete sich vor dem ihn warnenden Schauer von ehedem und daß ihr bisheriges Leben eine andere Gestalt annehmen würde, wenn zwischen ihnen von Blut die Rede sein würde. Aber diesmal fühlte er nicht mehr die Kraft, ihren Kopf zurückzubiegen und ihre Lippen mit einem Kuß zu verschließen. In diesem warmen Bett, in ihren weichen Frauenarmen überkam ihn eine entzückende Mattigkeit. Er glaubte schon, daß sie jetzt Alles sagen würde. Er fühlte sich daher wie erleichtert durch ihre ängstliche Erwartung, als sie verwirrt zögern zu wollen schien, und schließlich sagte:

»Du weißt noch nicht, Geliebter, mein Gatte ist fest überzeugt, daß ich heute Nacht bei Dir bin.«

Ohne daß sie es gewollt, kam ihr die Erinnerung an die letzte Nacht in Havre anstatt ihres Geständnisses über die Lippen.

»Meinst Du?« fragte er ungläubig. »Er benimmt sich so nett gegen mich. Er hat mir noch heute früh die Hand gereicht.«

»Ich versichere Dich, er weiß Alles; er muß es sich selbst sagen, daß mir in diesem Augenblick zusammen sind. Ich habe Beweise!«

Sie schwieg und zog ihn dichter an sich. In die Freude an seinem Besitz mischte sich das Gefühl der Erbitterung.

»O, ich hasse ihn, ich hasse ihn.«

Jacques war betroffen. Er war Roubaud in keiner Weise böse. Er fand ihn sehr

annehmbar.

»Warum?« fragte er. »Er stört uns kaum.«

Sie gab darauf keine Antwort, sondern wiederholte:

»Ich hasse ... Es ist eine Qual, ihn jetzt noch an meiner Seite zu fühlen. O, wenn ich könnte, ich wollte mich schon frei machen, um für immer bei Dir zu bleiben!«

Gerührt von dieser glühenden Zuneigung, zog er sie noch weiter zu sich herauf, so daß sie fast mit ihrem ganzen Körper an seinem Halse lag. Und abermals, fast ohne die Lippen von seinem Halse zu lösen, flüsterte sie sanft:

»Du weißt ja nicht, Geliebter ...«

Da war das Geständniß, unvermeidlich kam es wieder. Diesmal war es ihm klar, daß nichts in der Welt es aufhalten konnte. Man hörte keinen Hauch mehr in dem großen Hause, selbst die Zeitungsverkäuferin schien schon

fest zu schlafen. Draußen in dem eingeschneiten, in Schweigen versunkenen Paris vernahm man kein Geräusch von Wagen; der um Mitternacht abgegangene letzte Zug nach Havre schien alles Leben mit sich entführt zu haben. Der Ofen pustete nicht mehr, das Feuer verzehrte sich unter der Asche, aber der rothe Fleck an der Decke lebte noch und glich einem schreckensvoll starrenden Auge. Es war so heiß im Zimmer, daß ein erstickender Nebel über dem Bett zu lagern schien, in welchem sie ohnmächtig ihre Glieder mengten.

»Du weißt ja nicht, Geliebter ...«

»Ja, ja, ich weiß,« drängten sich auch ihm unwiderstehlich die Worte auf.

»Nein, Du ahnst vielleicht, aber Du kannst nicht Alles wissen.«

»Er hat es der Erbschaft halber gethan.«

Ein leises, nervöses Lachen entschlüpfte ihr

unfreiwillig.

»Ja wohl, schön der Erbschaft wegen!«

Und ganz, ganz leise, so leise, daß ein an den Fenstern hinauf schwirrendes Insect der Nacht ein größeres Geräusch gemacht haben würde, erzählte sie von ihrer Kindheit beim Präsidenten Grandmorin; erst wollte sie lügen und ihm ihre Beziehungen zu jenem verschweigen, dann aber wich sie dem Zwange des offenen Bekenntnisses und sie suchte eine Erleichterung, fast ein Vergnügen darin, ihm alles zu sagen. Ihr Geflüster strömte nun ohne Unterbrechung dahin.

»Hier, in diesem Zimmer, war es, im vergangenen Februar, als er, wie Du Dich erinnern wirst, eines Vorfalles mit einem Unterpräfecten wegen in Paris war ... Wir hatten an jenem Tische heiter gefrühstückt, so wie wir vorhin dort zur Nacht aßen. Natürlich wußte er von nichts, denn ich hatte ihn nie soweit in mein Vertrauen gezogen ... Es kam

die Rede auf einen kleinen Ring, ein Geschenk des Präsidenten ohne jeden weiteren Werth, und, ich weiß nicht wie es geschah, bei dieser Gelegenheit erfuhr er Alles ... O, mein Schatz, Du kannst Dir nicht vorstellen, wie er mich behandelt hat!«

Es fröstelte sie, er fühlte ihre kleinen Hände sich an seinem nackten Körper falten. »Ein Schlag mit der Faust streckte mich zu Boden ... Dann zerrte er mich an den Haaren durch die Stube ... Er hob seinen Absatz, als wollte er mir das Gesicht zertreten ... So lange ich lebe wird mir die Erinnerung an diesen Auftritt nicht entschwinden ... Und dann mein Gott, schlug er mich abermals. Ich kann Dir nicht Alles wiederholen, was er mich fragte, bis er mich so weit hatte. Alles zu sagen! Du siehst, ich bin sehr offen, denn ich erzähle Dir Dinge, die ich Dir garnicht zu erzählen brauchte. Und trotzdem würde ich es nie wagen, Dir jene schmutzigen Fragen zu wiederholen, auf die ich antworten mußte,

wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, von ihm erwürgt zu werden. Er liebte mich, darüber war kein Zweifel, und sein Kummer muß ein gewaltiger gewesen sein, als er das vernahm. Ich gebe auch zu, daß ich ehrlicher gehandelt hätte, wenn ich ihm dies Alles vor der Hochzeit gesagt haben würde. Doch alles das war ja verjährt, vergessen. Nur ein Wilder kann so toll vor Eifersucht sein wie er ... Wirst Du, nun Du alles das weißt, mich jetzt weniger lieben als früher, Schatz?«

Jacques hatte sich nicht gerührt, träge und nachdenklich lag er in den Armen dieser Frau, die er um seinen Hals, um seine Glieder sich ranken fühlte, wie die Leiber von lebendigen Nattern. Er war höchst überrascht, denn nie war ihm der Gedanke an eine solche Geschichte gekommen. Wie sich Alles zuspitzte, während doch das Testament allein schon genügt hätte, die Dinge zu erklären. Uebrigens gefiel ihm der Zusammenhang so besser, die Ueberzeugung, daß das Ehepaar

nicht des Geldes wegen gemordet hatte, befreite ihn von dem verächtlichen Gefühl, mit welchem sein Gewissen sich selbst unter den Küssen Séverine's beschwert gefühlt hatte.

»Warum sollte ich Dich nicht mehr lieben? ... Was geht mich Deine Vergangenheit an? ... Du bist die Frau von Roubaud, Du hättest eben so gut die eines Anderen sein können.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Beide umarmten sich, daß ihnen der Athem ausging und er fühlte ihren runden, festen, geschwollenen Busen jetzt an seiner Brust.

»Du bist also die Geliebte jenes Alten gewesen. Wie komisch!«

Sie zog sich bis zu seinem Mund empor und sagte unter einem Kusse: »Ich liebe nur Dich, ich habe nie einen Anderen als Dich geliebt ... Geh' mir mit den Anderen! Ich habe bei ihnen nie empfinden gelernt, was Liebe ist, während Du mich so glücklich machst, Geliebter!«

Ihre sich ihm anbietenden, fortdauernden Schmeicheleien, ihr Tasten nach ihm mit ihren zitternden Händen entflammte auch seine Sinne. Und trotzdem hielt er sie noch von sich ab.

»Nein, nein, warte noch ein wenig ... Und diesen Greis also? ...«

Fast lautlos, unter dem Erzittern ihres ganzen Seins hauchte sie:

»Ja, wir haben ihn getötet!«

Der Schauer des Verlangens erstarb in dem in ihr erwachten Schauer des Todes. Es war, als entstände der Todeskampf noch einmal inmitten ihres sinnlichen Verlangens. Einen Augenblick lag sie wie von einem Schwindel befallen leblos da. Dann drückte sie abermals ihre Nase an den Hals des Geliebten und mehr hauchend als sprechend erzählte sie:

»Er ließ mich schreiben, damit der Präsident denselben Zug nähme wie wir, nicht dasselbe

Koupee ... Ich zitterte in meiner Ecke aus Angst vor dem Unglück, in das zu rennen wir im Begriff standen. Mir gegenüber saß eine ganz in Schwarz gekleidete Frau; sie sagte nichts, aber ich fürchtete mich vor ihr. Ich sah sie nicht einmal, aber ich bildete mir ein, daß sie klar in meinen Gedanken las, daß sie sehr wohl wußte, was wir vorhatten ... So vergingen die zwei Stunden von Paris bis Rouen. Ich sagte kein Wort, ich bewegte mich kaum, ich schloß die Augen, um den Anschein zu erwecken, als ob ich schlief. Neben mir fühlte ich ihn, auch er bewegte sich nicht. Mich erschreckte, daß ich die fürchterlichen Dinge voraussah, die er in seinem Kopfe umherwälzte, ohne daß ich genau errathen konnte, wohin sein Entschluß zielte ... O, welche Fahrt, welche Fluth von Gedanken im Kopf inmitten des Gepfeifes, der Erschütterungen und des Dröhnens der Räder!«

Jacques hatte seinen Mund dem Dickicht der

duftenden Haare genähert, er bedeckte sie in regelmäßigen Pausen mit langen unbewußten Küssen. »Wenn Ihr nicht in demselben Koupee saßet, wie habt Ihr ihn da ermorden können?«

»Warte, Du wirst gleich den Plan meines Mannes verstehen. Daß er glückte, ist wohl nur dem Zufall zu danken ... In Rouen gab es zehn Minuten Aufenthalt. Wir stiegen aus, er zwang mich, bis zum Koupee des Präsidenten zu gehen, wie Leute, die sich die Beine vertreten wollten. Dort heuchelte er Überraschung, als er plötzlich den Präsidenten in der Koupeeethür stehen sah, als wenn er nicht gewußt hätte, daß jener denselben Zug benutzte. Auf dem Perron stieß und drängte man sich. Eine Menge Menschen eroberte im Sturm die Koupees zweiter Klasse, weil am folgenden Tag in Havre ein Fest gefeiert werden sollte. Als man die Thüren zu schließen begann, nöthigte der Präsident selbst uns in sein Koupee. Ich weigerte mich und

sprach von unserm Gepäck, doch er beruhigte mich, er meinte, man würde es uns gewiß nicht stehlen; in Barentin könnten wir ja in unser Koupee zurückkehren, da er doch dort ausstiege. Eine Sekunde schien mein Gatte besorgt nach unserm Koupee laufen zu wollen, um es zu holen. In diesem Augenblick piff der Zugführer, er entschloß sich, drängte mich in das Koupee, stieg hinter mir ein, warf die Koupeeethür zu und zog das Fenster hoch. Wie es kam, daß man uns nicht gesehen hat, begreife ich heute noch nicht. Es liefen viele Leute umher, die Beamten verloren den Kopf, kurz es hat sich kein Zeuge gefunden, der uns wirklich gesehen hat. Langsam rollte der Zug aus dem Bahnhof.«

Sie schwieg einige Sekunden bei der Erinnerung an diese Scene. Ohne eine Empfindung dafür zu haben, denn ihre Glieder waren wie abgestorben, spürte sie ein Zucken in ihrem linken Schenkel und rieb diesen mechanisch in rhythmischer Bewegung an

dem Knie des jungen Mannes.

»O, welches Gefühl, als ich im ersten Augenblick in diesem Koupee den Boden unter mir schwinden glaubte! Ich war wie betäubt und mein erster Gedanke galt unserm Gepäck: wie konnten wir es wieder erhalten? Würde man es uns nicht stehlen, nachdem wir es liegen gelassen? Der Mord erschien mir als etwas so Dummes, Unmögliches, als das geträumte Alpdrücken eines Kindes, an dessen Ausführung zu denken heller Wahnsinn gewesen wäre. Schon am nächsten Tage mußten mir, so schien es mir, verhaftet und überführt werden können. Auf diese Weise suchte ich mich zu beruhigen; ich sagte mir, mein Gatte würde vor diesem letzten Schritt zurückscheuen, ein Mord würde nicht, könnte nie geschehen. Doch nein, als ich ihn mit dem Präsidenten sprechen hörte, fühlte ich, daß sein wilder Entschluß unbeugsam feststand. Trotzdem war er sehr gefaßt und sprach sogar heiter, wie gewöhnlich. Nur aus seinem klaren,

einen Augenblick scharf auf mich gerichteten Blick las ich die Hartnäckigkeit seines Willens. Er wollte ihn tödten, ein, zwei Kilometer weiter, kurz an der von ihm ausgedachten Stelle, die mir unbekannt war: das war eine Gewißheit, das sprach aus den ruhigen Blicken, die den Andern, der bald nicht mehr sein sollte, maßen. Ich sprach kein Wort; meine furchtbare innere Erregung suchte ich unter einem Lächeln zu verstecken, sobald mich Jemand ansah. Warum ich nicht daran gedacht habe, alles das zu verhüten? Erst später erstaunte ich, warum ich nicht gleich an die Thür geeilt bin oder das Lärmsignal gezogen habe. In jenem Augenblick war ich wie gelähmt, ich fühlte mich vollständig ohnmächtig. Mein Gatte schien zweifellos in seinem Recht. Da ich Dir Alles sage, Geliebter, muß ich Dir auch Folgendes erzählen: ich stand mit meinem ganzen Empfinden und gegen meinen Willen auf seiner Seite; Beide zwar hatten mich besessen,

aber mein Mann war noch jung, während der Andere ... o, diese entsetzlichen Zärtlichkeiten des Anderen! ... Im Uebrigen weiß man, wie es zugeht? Man thut Dinge, die man nie für möglich gehalten haben würde. Mit Ueberlegung kann ich kein Huhn abschlachten! O, wie diese Empfindung einer Sturmnacht, dieses fürchterliche schwarze Etwas in mir aufheulte!«

Jacques fand jetzt in diesem zarten, unbedeutenden Geschöpf in seinen Armen jene Undurchdringlichkeit, jene schwarze Tiefe heraus, von der Séverine sprach. Er hatte gut sie noch dichter als zuvor an sich heranzuziehen, er drang doch nicht in ihr Innerstes. Bei der unter ihrer Umarmung hervorgeflüsterten Erzählung von diesem Morde bemächtigte sich seiner eine fieberhafte Aufregung.

»Und, sage mir, hast Du bei der Ermordung des Alten geholfen?«

»Ich saß in einer Ecke,« fuhr Séverine fort, ohne auf seine Frage zu antworten. »Mein Gatte trennte mich von dem Präsidenten, der in der andern Ecke lehnte. Sie sprachen von den bevorstehenden Wahlen ... Von Zeit zu Zeit sah ich meinen Gatten sich vorbeugen, wie von Ungeduld ergriffen warf er einen Blick nach draußen, um sich zu vergewissern, wo wir uns befänden ... Ich folgte jedesmal seinem Blicke und orientirte mich auf diese Weise, wie weit wir schon gefahren waren. Die Nacht schimmerte bleich und wie rasend flogen die schwarzen Massen der Bäume an uns vorüber. Und immer wieder dieses Rasseln der Räder, das mir noch nie zuvor so aufgefallen war, dieser schreckliche Tumult stöhnender und wüthender Stimmen, wie jämmerliches Schreien zu Tode getroffener Thiere. Mit voller Schnelligkeit raste der Zug dahin ... Plötzlich grelle Lichter, der Lärm des Zuges hallte zwischen den Gebäuden eines Bahnhofs wieder. Wir waren schon in Maromme, also

zwei und eine halbe Meile von Rouen entfernt. Malaunay kam noch und dann Barentin. Wo sollte die That vor sich gehen? Wollte er bis auf die letzte Minute warten? Ich war mir der Zeit und der Entfernungen nicht mehr klar bewußt, ich hatte das Gefühl eines mit betäubender Schnelligkeit durch die Dunkelheit niederschießenden Steines. Aber als wir Malaunay passirt hatten, begriff ich mit einem Male Alles: die Sache sollte sich einen Kilometer weiter, im Tunnel, abspielen. Ich wandte mich zu meinem Manne, unsere Blicke begegneten sich: ja, richtig, im Tunnel in zwei Minuten. Und weiter rasselte der Zug, die Abzweigung nach Dieppe war passirt, ich sah den Weichensteller auf seinem Posten. Dort sind Hügel, und auf diesen Hügeln glaubte ich Menschen mit gegen uns ausgestreckten Armen zu bemerken, die uns Schmähungen zuriefen. Jetzt pfiß die Locomotive lang anhaltend: wir fuhren in den Tunnel ein ... O, welch' Dröhnen unter dieser niedrigen

Wölbung! Du kennst diesen Lärm des von den Schallwellen getroffenen Eisens, der einem auf den Amboß niedersausenden Hagel von Hammerschlägen gleicht. In diesem Augenblick der Furcht glaubte ich das Rollen des Donners zu hören.«

Sie zitterte und unterbrach sich, um mit veränderter, fast lachender Stimme zu sagen:

»Es ist doch zu dumm, Schatz, noch jetzt diese Kälte in den Knochen zu fühlen. Dabei ist mir an Deiner Seite so warm und ich bin so glücklich! ... Und jetzt ist doch auch nichts mehr zu fürchten: die Untersuchung ist aufgehoben, denn die hohen Herren in der Regierung haben ebenso wenig Lust wie wir, die Sache aufzudecken ... Ich habe wohl verstanden und bin deshalb auch unbesorgt.«

Dann setzte sie noch stärker lachend hinzu:

»Du kannst Dir schmeicheln, uns nett in Furcht gejagt zu haben! ... Und sage mir –ich

bin nämlich nie daraus klug geworden –was hast Du wirklich gesehen?«

»Was ich vor dem Richter ausgesagt habe, nicht mehr: einen Mann, der einen zweiten erstach ... Ihr benahmt Euch so merkwürdig zu mir, daß ich schließlich meiner Sache nicht mehr gewiß war. Einen Augenblick habe ich sogar Deinen Mann wiedererkannt ... Erst später war jeder Zweifel ausgeschlossen ...«

Sie unterbrach ihn heiter:

»Ja, ich weiß, es war das an dem Tage, an welchem ich nein zu Dir sagte, Erinnerst Du Dich noch? Wir waren zum ersten Male allein in Paris ... Es ist doch merkwürdig! Ich sagte zu Dir, wir sind es nicht gewesen und wußte genau, daß Du das Gegentheil verstandest. Nicht wahr. Dir war es, als hätte ich Dir Alles gesagt? ... O Schatz, ich habe oft daran gedacht und glaube, daß ich Dich von jenem Tage an liebte.«

Und wieder hielten sie sich fest umschlungen.
Dann fuhr sie fort:

»Der Zug passierte den Tunnel, der sehr lang ist. Man bleibt beinahe drei Minuten in demselben. Mir war es, als wären wir schon eine Stunde darin ... Der Präsident sprach nicht mehr, denn das Getöse war ein zu lautes. Meinen Mann schien in diesem Augenblick eine Schwäche befallen zu haben, denn er rührte sich noch immer nicht. Ich sah nur beim tanzenden Schein der Lampen seine Ohren sich violett färben ... Wollte er erst wieder unter freiem Himmel sein? Die ganze Sache war für mich von nun an eine so fatale, so unvermeidliche, daß ich nur einen Wunsch hatte, unter dieser Erwartung nicht mehr leiden zu müssen, ihrer überhoben zu sein. Warum mordete er nicht, wenn es sein mußte? Fast hätte ich an seiner Statt zum Messer gegriffen, so außer mir war ich vor Furcht und den vielen Leiden ... Er sah mich an. Mir stand das wahrscheinlich auf dem Gesicht geschrieben.

Plötzlich sprang er auf und ergriff den Präsidenten, der sein Gesicht der Thür zugekehrt hatte, bei den Schultern. Dieser schüttelte erschrocken ihn sich mit einer instinctiven Bewegung ab und streckte den Arm nach dem über ihm befindlichen Alarmknopf aus. Schon berührte er ihn, doch wurde er von dem Andern zurückgerissen und mit einem so kräftigen Stoß auf das Polster geworfen, daß er wie gebrochen dalag. Während er mit vor Staunen und Furcht offenem Munde wirre Rufe ausstieß, die in dem Lärm des Zuges verhallten, hörte ich meinen Mann deutlich das Wort: Schwein! Schwein! mit einer pfeifenden, immer kreischenderen Stimme ausrufen. Der Lärm verstummte, der Zug verließ den Tunnel, die bleiche Landschaft erschien wieder mit den schwarzen, vorüberfliegenden Bäumen ... Ich war in meiner Ecke sitzen geblieben und drängte mich so weit ich konnte steif und starr in die Rückenissen. Wie lange dauerte dieser

Kampf schon? Gewiß nur einige Sekunden. Mir schien er nimmer enden zu wollen, ich glaubte, die Reisenden müßten das Geschrei hören, die Bäume uns sehen. Mein Mann hatte das geöffnete Messer in der Faust, konnte aber nicht zustoßen, denn er wurde mit Fußstößen abgewehrt und schwankte auf dem beweglichen Boden des Waggons hin und her. Des Präsidenten Kniee mußten festgehalten werden, und dabei sauste der Zug mit voller Geschwindigkeit dahin und das Pfeifen der Locomotive kündete bereits die Nähe des Ueberganges bei la Croix-de-Maufras an ... Da warf ich mich, ohne mich zu erinnern wie es geschah, über die Beine des sich wehrenden Mannes. Wie ein Packet ließ ich mich niederfallen, ich drückte seine Beine mit meinem ganzen Gewicht nieder, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Weiter habe ich nichts gesehen, aber alles gefühlt: den Stoß des Messers in die Gurgel, den Krampf des Körpers, den Tod, der in drei Zügen kam, wie

das Abflauen einer zerbrochenen Uhr ... Noch
fühl' ich das Echo dieses Todeskrampfes in
meinen Gliedern!«

Jacques wollte sie gierig unterbrechen. Doch
jetzt eilte sie, zu Ende zu kommen.

»Nein warte ... Als ich mich erhob, passirten
wir mit vollem Dampf bei la Croix-de-
Maufras. Ich habe genau die geschlossene
Fassade des Hauses gesehen, dann das
Bahnwärterhäuschen. Es fehlten nur noch vier
Kilometer, höchstens fünf Minuten, bis wir in
Barentin eintrafen ... Der Körper lag auf dem
Polster, das Blut sammelte sich zu einem
trüben Sumpfe. Mein bebender Mann stand
aufrecht und balancirte bei den Stößen des
Waggons, er sah den Ermordeten an und
wischte das Messer mit seinem Taschentuch
ab. Das dauerte eine Minute, ohne daß einer
von uns an die Rettung dachte. Behielten wir
diesen Körper bei uns, blieben wir da, so war
vielleicht schon in Barentin Alles entdeckt ...

Er hatte inzwischen das Messer in die Tasche geschoben, er schien aufzuwachen. Ich sah ihn dem Todten die Uhr, das Geld, Alles, was er finden konnte, abnehmen. Dann öffnete er die Thür und versuchte, den Leichnam hinauszustoßen, doch nahm er ihn nicht in seine Arme, denn er fürchtete, sich blutig zu machen. »So helfe mir doch!« Ich rührte mich nicht, denn ich fühlte meine Glieder nicht mehr. »In des Teufels Namen, willst Du mir wohl helfen!« Der zuerst hinausgeschobene Kopf hing über dem Trittbrett, während der wie eine Kugel zusammengerollte Rumpf nicht hinaus wollte. Und der Zug flog dahin ... Endlich, nach einem stärkeren Ruck, überschlug sich der Körper und verschwand beim Dröhnen der Räder. »O, dieses Schwein, das wäre also geschehen!« Dann raffte er die Reisedecke auf und warf sie hinterher. Jetzt standen wir Beide allein vor dem Blut auf dem Polster, auf das wir uns nicht zu setzen wagten ... Die weit offen stehende Thür schlug hin und

her, fast ohnmächtig und wie betäubt, begriff ich zuerst nicht, als ich meinen Mann aussteigen und ebenfalls verschwinden sah. Gleich darauf kehrte er zurück. »Vorwärts beeile Dich, wenn Du nicht willst, daß man uns den Hals abschneidet!« Ich rührte mich nicht, er wurde ungeduldig. »Komm' in des Teufels Namen, unser Koupee ist leer, mir müssen zurück.« Leer unser Koupee, dorthin war er also gegangen? Wußte er auch genau, ob nicht die schwarze Dame, die nichts sagte, die man nicht erkannte, noch immer in ihrer Ecke saß? ... »Willst Du kommen oder ich werfe Dich Jenem nach!« Er war wieder hinaufgestiegen und trieb mich brutal, wie wahnsinnig vor sich her. Schon stand ich draußen auf dem Trittbrett, meine beiden Hände krampften sich um die Messingstange. Er war hinter mir und schloß vorsichtig die Koupeeethür. »Vorwärts doch!« Ich getraute mich nicht, denn mir schwindelte vor der rasenden Eile und der sturmwindartige Wind

drohte mich fortzuwehen. Meine Haare lösten sich, ich glaubte schon, meine erstarrten Hände ließen die Messingstange fahren. »Vorwärts!« Er stieß mich, ich mußte gehen, indem ich eine Hand um die andere fahren ließ. Ich drängte mich an die Waggon heran, während meine Kleider wie rasend meine Beine umflogen und sich um sie wickelten. Schon sah man in der Ferne hinter einer Kurve die Bahnhofslichter von Barentin. Die Locomotive piff. »So geh' doch in des Teufels Namen!« O, dieser Höllenlärm, diese heftigen Stöße! Trotzdem mußte ich vorwärts. Mir schien, als hätte mich ein Orkan erfaßt und wirbelte mich wie einen Strohhalm umher, um mich dort unten an einer Mauer zu zerschmettern. Hinter meinem Rücken floh die Landschaft, die Bäume folgten mir in einem wilden Galopp und drehten sich um sich selbst und jeder stieß einen Klage-ton beim Vorübergleiten aus. Am Ende des Waggon, als ich auf den nächsten hinüber und dessen

Brüstung ergreifen mußte, blieb ich stehen, mein Muth war zu Ende. Ich fand dazu nicht mehr die Kraft. »So beeile Dich doch!« Er stand dicht hinter mir, er drängte mich, ich schloß die Augen und wie ich weiter gekommen, weiß ich nicht, vermuthlich aus reinem Instinct, wie ein Thier, das seine Klauen einkrallt, um nicht zu stürzen. Wie kam es, daß man uns nicht gesehen hat? Drei Waggons mußten wir passiren, von denen einer zweiter Klasse überfüllt war. Ich erinnere mich noch der Reihe, von der Lampe hell beschienener Köpfe; ich glaube, ich müßte sie wiedererkennen, wenn ich ihnen eines Tages wieder begegnen würde: den eines dicken Mannes mit rothem Backenbart, die zweier junger Mädchen, die sich lachend vorbeugten. »Willst Du gehen, willst Du gehen!« Weiter weiß ich nichts, die Lichter von Barentin näherten sich, die Locomotive pfiß, meine letzte Empfindung war, an den Haaren emporgehoben und durch die Leere

geschleppt, geschleift worden zu sein. Mein Mann hatte mich umfassen, über meine Schulter fort die Koupeeethür öffnen und mich direct in das Innere werfen müssen. Beben und halb ohnmächtig erwachte ich in einer Ecke wieder, gerade als wir anhielten. Ohne mich zu rühren, hörte ich ihn mit dem Bahnhofsvorsteher in Barentin einige Worte wechseln. Dann fuhr der Zug weiter, er sank ebenfalls, völlig fertig, auf einen Sitz. Bis Havre haben wir nicht mehr den Mund aufgethan ... O, ich hasse ihn, ich hasse ihn für diese Abscheulichkeiten, unter denen ich leiden mußte. Und Dich, Dich, mein Schatz liebe ich für alles Glück, das Du mir geschenkt hast.«

Séverine war erlöst von den Gräueln ihrer Erinnerungen und nun das brennende Verlangen nach dieser Beichte gestillt war, klang dieser Aufschrei wie ein Triumph ihrer Freude, Jacques, der sich ganz wirr im Kopfe fühlte und wie sie glühte, hielt sie noch einmal

zurück.

»Nein, nein warte ... Du lagst also auf seinen Beinen und hast ihn sterben gefühlt?«

In ihm war das Unbekannte wieder wach geworden, eine wild sich bäumende Woge drängte aus den Eingeweiden und erfüllte seinen Kopf mit einer rothen Vision. Die Neugier hatte ihn gepackt.

»Du hast das Messer in den Körper dringen gefühlt?«

»Ja mit einem dumpfen Schlag.«

»Ah, mit einem dumpfen Schlag ... Es klang nicht wie ein Zerreißen, Du bist dessen gewiß?«

»Nein, es glich mehr einer Erschütterung,«

»Und dann zeigte sich ein Schauer?«

»Drei Schauer durch seinen ganzen Körper, ich habe sie in seinen Beinen fühlen können.«

»Diese Schauder ließen ihn in die Höhe fahren, nicht wahr?«

»Ja, der erste war sehr stark, die beiden anderen schwächer.«

»Und was für eine Empfindung hattest Du, als Du ihn an dem Messerstich sterben fühltest?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht, warum lügst Du? ... Sage mir, sage mir ganz offen, was Du empfandest ... Qual?«

»Nein, keine Qual.«

»Vergnügen?«

»O, auch kein Vergnügen!«

»Was also, meine Liebe? Ich bitte Dich, sage mir Alles ... Wenn Du wüßtest ... Sage mir, was man fühlt ...«

»Mein Gott, kann man denn das so ausdrücken? ... Es ist so schauderhaft und man

fühlt sich so weit, weit fortgetragen! Ich habe in dieser einen Minute mehr gelebt, als in meinem ganzen voraufgegangenen Leben.«

Mit aufeinander gepreßten Zähnen riß sie Jacques jetzt an sich und auch Séverine gab sich ihm willenlos hin. In einander wie unauflöslich verschlungen, suchten sie im Reiche des Todes die Liebe mit derselben schmerzlichen Sinneslust wie die Thiere, die sich während der Brunst die Eingeweide zerreißen. Man vernahm nichts weiter als ihren keuchenden Athem. Der blutige Widerschein an der Decke war verschwunden. Der Ofen war ausgebrannt, in dem Zimmer begann in Folge der von draußen hereindringenden großen Kälte ebenfalls eine eisige Luft zu wehen. Kein Laut stieg aus dem vom Schnee wie auswattirten Paris herauf. Eine kurze Zeit hörte man das Schnarchen der Zeitungsverkäuferin nebenan, dann aber war wieder alles verschlungen von dem schwarzen Schlünde des schlafenden Hauses.

Jacques hatte Séverine in seinen Armen behalten und fühlte jetzt, wie sie einer unwiderstehlichen Müdigkeit nachgab. Die Reise, der ausgedehnte Aufenthalt bei den Misard, das Fieber dieser Nacht, dem war sie nicht gewachsen. Halb im Schlaf schon wünschte sie ihm wie ein artiges Kind eine gute Nacht und schon schlief sie auch, ruhig athmend ein. Der Kuckuck meldete drei Uhr.

Eine Stunde noch ließ Jacques sie in seinem linken Arme ruhen, der allmählich abstarb. Er selbst konnte kein Auge schließen, eine unsichtbare Hand schien die Lider ihm eigensinnig in der Finsterniß immer wieder aufzureihen. Er unterschied jetzt nichts mehr in dem völlig in Nacht getauchten Zimmer, alles, der Ofen, die Möbel, die Mauern bildete ein einziges schwarzes Schattenmeer. Er mußte sich umdrehen, um die beiden starren, so bleich und luftig wie ein Traum schimmernden Fensterquadrate sehen zu können. Trotz seiner ihn marternden

Müdigkeit hielt ihn eine merkwürdige cerebrale Thätigkeit wach und haspelte unaufhörlich denselben Schwall von Gedanken ab. Jedesmal wenn er sich mühte einzuschlafen, begann dieselbe Qual von Neuem, dieselben Bilder zogen an ihm vorüber und weckten dieselben Gedanken. Und was mit mechanischer Regelmäßigkeit vor ihm sich abspielte, während seine starr blickenden und weit geöffneten Augen den Schatten aufsuchten, war Zug um Zug jener Mord. Immer wieder erstand er identisch schmerzlich vor ihm. Das Messer drang mit dumpfem Schlag in die Kehle, den Körper durchzog ein dreimaliger, lang anhaltender Krampf, das Leben entfloh in einem Strom warmen Blutes, eine rothe Fluth fühlte er über seine Hände gleiten. Zwanzig, dreißig Male drang das Messer in den Hals, kämpfte der Körper den Todeskampf. Das wurde ungeheuerlich, erstickte ihn, brachte ihn außer sich und machte die Nacht aufrührerisch. O,

konnte er doch auch einen solchen Stoß führen, sein befremdliches Verlangen stillen und wissen, was man dabei empfindet, auskosten die Minuten, in denen man mehr lebt als in einem ganzen Leben. Als dieses Gefühl des Erstickens wuchs, vermuthete Jacques, daß das Gewicht Séverine's auf seinem Arm ihn am Einschlafen hindere. Sanft bettete er sie neben sich, ohne sie aufzuwecken. Zunächst fühlte er sich wirklich wie erleichtert und schon glaubte er, der Schlaf würde kommen. Aber trotz seiner Anstrengungen öffneten die unsichtbaren Finger doch wieder seine Augenlider. Und in blutigen Umrissen tauchte auf dem dunklen Hintergrunde wieder der Todtschlag auf, das Messer drang in den Hals, der Körper krümmte sich im Todeskrampfe. Ein rother Regen durchrieselte die Finsterniß, das unverhältnismäßig große Loch in der Kehle klaffte wie ein mit der Axt gemachter Schnitt. Er kämpfte nun nicht weiter dagegen an, er lag

auf dem Rücken, eine Beute dieser hartnäckigen Vision. Er vernahm in sich die verzehnfachte Thätigkeit des Gehirns, ein Brausen der ganzen Maschinerie. Und wieder war ihm zu, Muthe wie von Jugend auf. Er hatte sich geheilt geglaubt, denn dieses Verlangen war schon seit Monaten, seitdem er diese Frau besaß, in ihm erstorben. Und jetzt empfand er es unter dem Eindruck dieses Mordes, während sie seinem Körper nahe war und ihre Glieder mit den seinen sich mengten, stärker als je zuvor. Er hatte sich noch weiter von ihr zurückgezogen, er vermied jede Berührung mit ihr, denn er fieberte bei der geringsten Annäherung an ihre Haut. Eine unerträgliche Hitze kroch über sein Rückgrat, als hätte sich die Matratze unter seinem Körper in einen glühenden Rost verwandelt. Ein Prickeln, feurige Spitzen schienen ihm den Leib zu durchbohren. Er versuchte seine Hände unter der Decke vorzuziehen, aber sofort froren sie und erweckten in ihm ein

Frösteln. Er fürchtete sich vor seinen Händen und zog sie schnell wieder zurück, er faltete sie zunächst auf seinem Bauche, dann schob er sie unter seinen Rücken und klemmte sie dort fest, als fürchtete er irgend eine abscheuliche Handlung von ihnen, eine Thal, die er nicht wollte und die er doch gegen seinen Willen begehen könnte.

Jedesmal, wenn der Kuckuck rief, zählte Jacques. Vier Uhr, fünf Uhr, sechs Uhr. Er lechzte nach dem Tage, er hoffte, daß der junge Morgen dieses Alpdrücken verscheuchen würde. Er wandte sich dem Fenster zu und beobachtete die Scheiben, Aber noch immer war dort nichts weiter zu sehen, als der Widerschein des Schnees. Ein Viertel vor fünf Uhr, mit einer Verspätung von nur vierzig Minuten, hatte er den directen Zug von Havre einfahren gehört, ein Beweis, daß die Geleise wieder passirbar waren. Erst nach sieben Uhr sah er einen milchigen, bleichen Schimmer langsam durch die Fenster

schleichen. In diesem undeutlichen Licht, in welchem die Möbel umherzuschwimmen schienen, erhellte sich jetzt auch das Zimmer. Der Ofen tauchte auf, der Wandschrank, das Büffet. Er konnte noch immer nicht die Lider schließen, seine Augen irrten im Gegentheil unstät umher, als verlangten sie zu sehen. Trotzdem es noch nicht so hell war, ahnte er das am Abend vorher zum Zerschneiden des Kuchens benutzte Messer mehr auf dem Tisch als er es sah. Er bemerkte nur noch dieses kleine Messer mit der scharfen Spitze. Der Tag nahm zu, das ganze, durch die beiden Fenster hereinströmende Licht schien sich auf diese dünne Klinge zu concentriren. Die Angst vor seinen Händen ließ ihn sie noch tiefer unter seinem Körper verbergen, denn er fühlte, wie sie aufgeregter und stärker als sein Wille zuckten. Waren sie nicht mehr ein Theil seiner selbst? Diese Hände gehörten nicht mehr ihm, einem Andern, sie waren von irgend einem Vorfahren auf ihn überkommen, aus jener Zeit,

in welcher der Mensch noch die wilden Thiere in den Wäldern würgte!

Um das Messer nicht mehr zu sehen, wandte sich Jacques Severine zu. Sie schlief bei ihrer großen Müdigkeit sehr ruhig mit dem Athem eines Kindes. Ihre aufgelösten, schweren, schwarzen Flechten bildeten bis zu ihren Schultern ein düstres Kissen; und unter dem Kinn tauchte zwischen den Locken ihr kaum rosig angehauchter, wie Milch so zarter Busen auf. Er betrachtete sie, als ob sie ihm etwas neues wäre. Er betete sie an, ihr Bild verfolgte ihn, selbst wenn er seine Locomotive führte, oft so begehrllich, daß ihm Angst wurde. Daher kam es, daß er eines Tages, als ob er aus einem Traum aufwachte, mit voller Geschwindigkeit, trotz der Signale eine Station passirte. Jetzt rief der Anblick dieses weißen Busens eine plötzliche unvertreibbare Wahnvorstellung in ihm hervor. Mit wachsendem Entsetzen fühlte er den gebieterischen Zwang, das Messer zu holen und es der geliebten Frau bis zum Heft

in die Brust zu stoßen. Er hörte den dumpfen Schlag des eindringenden Messers, er sah den Körper dreimal aufschnellen, dann den Tod ihn unter einem rothen Strome krümmen. Er kämpfte gegen diesen Wahn an, aber mit jeder Sekunde verlor sein Wille mehr an Macht, als werde er untergetaucht in diese fixe Idee, als sei er an das Aeüßerste gelangt, wo man besiegt nur dem Drängen des Instincts Folge leistet. Alles bäumte sich in ihm auf, die empörten Hände siegten über sein Bemühen, sie zu verbergen und entschlüpften ihm. Er sah ein, daß er jetzt nicht mehr Herr über sie sei und daß sie sich brutale Genugthuung verschaffen würden, wenn er Séverine noch länger anblickte. Er raffte daher seine letzte Kraft zusammen, er verließ das Bett und wälzte sich wie ein Trunkener auf der Diele umher. Dann sprang er auf, fiel aber beinahe wieder, denn seine Füße verwickelten sich in die dort liegenden Kleidungsstücke. Er wankte und suchte wirr tastend seine Kleider

zusammen. Sein einziger Gedanke war, sich schnell anzukleiden, das Messer zu nehmen, auf die Straße zu gehen und die erste beste Frau niederzustechen. Diesmal peinigte ihn sein Verlangen zu mächtig, diesmal mußte er eine tödten. Er fand sein Beinkleid nicht, trotzdem er es dreimal anfaßte und nicht wußte, daß er es schließlich schon in der Hand hielt. Das Anziehen der Schuhe bereitete ihm eine endlose Mühe. Obwohl es jetzt lichter Tag war, schien das Zimmer von einem weißen Rauche erfüllt, in einem eisigen Nebel zu schwimmen. Das Fieber schüttelte ihn und als er endlich angekleidet war, ergriff er das Messer und verbarg es in seinem Aermel. Er war seiner Sache gewiß, er würde Eine tödten und zwar die erste beste, der er unten begegnete. Plötzlich rührte sich etwas im Bett, ein längerer Seufzer, der von dort kam, bannten ihn bleich auf die Stelle neben dem Tisch.

Séverine war erwacht.

»Du gehst schon, Schatz?«

Er antwortete nicht, er sah sie nicht an, er hoffte, sie würde wieder einschlafen.

»Wohin gehst Du, Schatz?«

»Eine Dienstsache,« stotterte er ... »Schlafe, ich komme bald zurück.«

Ihre Augen waren schon wieder geschlossen und wirre Worte entschlüpfen ihr, schon halb im Schlafe.

»O wie müde bin ich noch ... Umarme mich, Schatz.«

Er aber rührte sich nicht, er wußte, wenn er jetzt zu ihr trat mit dem Messer in der Hand und sie so fein, so bloß und aufgelöst daliegen sah, daß es mit seinem Willen ganz zu Ende war, der ihn schon vorhin neben ihr verlassen hatte. Seine Hand würde sich heben und ihr das Messer in den Hals jagen.

»Komm, Schatz, umarme mich ...«

Ihre Stimme versagte, sie schlief schon wieder sanft ein mit einem zärtlichen Flüstern. Er öffnete die Thür und enteilt wie kopflos.

Es war acht Uhr, als Jacques auf den Bürgersteig der Rue d'Amsterdam trat. Der Schnee war noch nicht fortgeschafft, man hörte kaum die Schritte der wenigen Passanten. Sogleich hatte er eine alte Frau bemerkt, sie ging der Rue de Londres zu, er folgte ihr nicht. Männer stießen ihn beim Vorübergehen an, er ging deshalb in der Richtung der Place du Havre und faßte fest das Messer, dessen nach oben gerichtete Spitze im Aermel verschwand. Als ein kleines Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren aus einem Hause gegenüber trat, ging er über den Damm. Als er hinkam, sah er sie in einen Bäckerladen gehen. Seine Ungeduld war so groß, daß er nicht warten wollte, sondern weiter schritt. Seit er das Zimmer mit dem Messer in der Hand verlassen hatte, war er nicht mehr die handelnde Person, sondern jener Andere, den

er so oft in seinem Innern sich bewegen gefühlt hatte, jenen von fernher gekommenen Unbekannten, der den erblichen Durst nach Mord löschen wollte. Dieser hatte ehemals getödtet, er wollte noch immer tödten. Die Dinge um Jacques erschienen, wie im Traume, denn er sah sie nur durch seine fixe Idee. Sein tägliches Leben war wie versunken, er schritt wie ein Nachtwandler dahin, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne Gedanken an die Zukunft, lediglich unter dem Zwange seines Verlangens. Sein Körper bewegte sich, aber die Seele war entschwunden. Zwei Frauen streiften ihn beim Vorübergehen, er folgte ihnen schnell, doch Jene trafen in diesem Augenblick einen bekannten Mann. Alle Drei schwatzten und lachten. Der Mann genirte ihn, er folgte deshalb einer andern, vorübergehenden Frau, einer schwarzhaarigen, blassen Person, die ihre Abgehärmtheit schlecht unter einem dünnen Umschlagetuch verbarg. Sie ging mit langsamen Schritten,

wahrscheinlich einer verhaßten, harten und schlecht bezahlten Arbeit entgegen, ihr Gesicht drückte hoffnungslose Verzweiflung aus. Jetzt, nun er eine einzelne vor sich hatte, beeilte er sich nicht mehr, er wartete nur noch die günstigste Gelegenheit ab, um zuzustoßen. Sie hatte zweifellos den sie verfolgenden Menschen bemerkt, denn sie drehte sich nach ihm um und ihre von unsäglichen Wunden erzählenden Augen schienen ihn zu fragen, was er eigentlich von ihr wolle. Sie waren schon die halbe Straße heruntergegangen; zweimal noch drehte sie sich zurück und hinderte ihn jedesmal, ihr das Messer in den Nacken zu stoßen, das bereits aus dem Aermel hervorlugte. Ihre Augen sprachen eine so beredte Sprache des Elends! Dort unten, wenn sie den Bürgersteig verlassen mußte, wollte er sie niederstechen. Aber plötzlich machte er eine Wendung und folgte einer andern Frau, die in der entgegengesetzten Richtung ging. Er that es ohne Ueberlegung, ohne eigenen

Willen, nur weil sie zufällig in diesem Augenblick ihn streifte. Es war eben nicht anders.

Jacques gelangte hinter dieser wieder zum Bahnhof. Diese machte lebhafteste Schritte, sie war auffallend hübsch, höchstens zwanzig Jahre alt, etwas stark, blond und hatte schöne Augen, die heiter in die Welt hineinlachten. Sie bemerkte nicht einmal, daß Jemand sie verfolgte. Sie mußte es eilig haben, denn sie hüpfte behende die Freitreppe hinauf, durcheilte das große Vestibül und drängte sich an den Schalter für den Ringbahnverkehr. Als sie ein Billet erster Klasse nach Auteuil nahm, that Jacques das gleiche, er folgte ihr durch die Wartesäle auf den Perron bis in das Koupee, wo er sich an ihre Seite setzte. Gleich darauf fuhr der Zug ab. »Ich habe Zeit,« sagte er zu sich, »ich werde sie im Tunnel tödten.«

Ihnen gegenüber saß eine alte Dame, die drei waren nur allein im Koupee. Diese Dame

erkannte die junge Frau.

»Sie sind es? Wohin fahren Sie schon in aller Frühe?«

Die Andere lachte hell auf mit einer komisch verzweifelnden Geberde.

»Da sage man noch, daß man nichts thun kann, ohne Jemandem zu begegnen. Ich hoffe aber, Sie werden mich nicht gleich verrathen ... Mein Mann hat morgen Geburtstag. Sobald er fort war, ging auch ich. Ich will nach Auteuil zu einem Gärtner; dort hat er eine Orchidee gesehen, nach der er wie toll ist ... Ich will ihn damit überraschen.«

Die Dame nickte wohlwollend mit dem Kopf.

»Und wie geht es dem Kinde?«

»Die Kleine wird immer netter ... Vor acht Tagen habe ich sie erst entwöhnt, nun müßten Sie sie Suppe essen sehen ... Es ist skandalös, wie gut es uns Allen geht.«

Sie lachte noch herzlicher und dabei traten zwischen den blutrothen, frischen Lippen ihre weißen Zähne hervor. Jacques saß rechts von ihr, das Messer in der unter den Schenkel geschobenen Faust, meinte er, daß sie ganz bequem niederzustechen sein würde. Er brauchte nur den Arm zu heben und damit einen Halbkreis zu beschreiben, um ihre Hand festzuhalten. Doch im Tunnel von Les Batignolles fielen ihm plötzlich die Hutbänder ein.

»Da ist eine Schleife, die mich genirt,« überlegte er. »Ich muß erst meiner Sache gewiß sein.«

Die beiden Frauen schwatzten noch immer vergnügt weiter.

»Ich sehe also, daß Sie recht glücklich sind.«

»Glücklich ist gar kein Ausdruck dafür, ich lebe wie in einem Traume ... Vor zwei Jahren noch war ich gar nichts. Sie erinnern sich, wie

wenig unterhaltsam es bei meiner Tante zuing, und keinen Pfennig Mitgift ... Als er kam, zitterte ich, denn ich konnte ihn zuerst nicht ausstehen. Aber er war schön und reich ... Und nun gehört er mir, er ist mein Gatte, wir haben unser Kind! Es ist fast zu viel des Guten!«

Jacques constatirte, während er die Schleifen des Hutbandes prüfte, daß an einem schwarzsammtnen Bande ein schweres, goldenes Medaillon hing. Nun legte er sich seinen Plan zurecht:

»Mit Deiner linken Hand würgst Du sie am Halse, beim Zurückbiegen des Kopfes wird das Medaillon auf die Seite rutschen und die Kehle wird frei sein.«

Der Zug hielt mehrfach auf eine Minute an und dampfte dann weiter. Bei Courcelles und Neuilly waren kurze Tunnels gefolgt. Eine Sekunde und es war geschehen.

»Sie waren an diesem Sommer an der See?«
begann die alte Dame von Neuem.

»Ja, sechs Wochen in der Bretagne in einem ganz versteckten Winkel, einem Paradiese. Den Herbst haben wir in Poitou bei meinem Schwiegervater zugebracht, der dort große Waldungen besitzt.«

»Und wollen Sie nicht während des Winters noch nach dem Süden?«

»Ja, wir wollen am 15. in Cannes sein ... Das Haus mit einem kleinen Gärtchen direct am Meer ist bereits gemiethet. Wir haben Jemand hinuntergeschickt, der die ganze Einrichtung besorgt ... Weder mein Mann noch ich sind empfänglich für die Kälte, doch die Sonne ist doch etwas so Schönes. Im März wollen wir wieder zurück sein. Im nächsten Jahr bleiben wir ganz in Paris. In zwei Jahren, wenn unser Kind kräftig genug ist, wollen wir reisen. Was weiß ich, es ist ein stetes Fest.«

Ihre Glückseligkeit brauchte Raum, und so wandte sie auch ihr lachendes Gesicht dem unbekanntem Manne, Jacques, zu. Bei dieser Bewegung löste sich die Schleife der Hutbänder, das Medaillon rutschte herum und der warmblütige Hals mit einem kleinen, vom Schatten vergoldeten Grübchen kam zum Vorschein.

Jacques' Finger krampften sich um den Stiel des Messers, während er einen unwiderruflichen Entschluß faßte.

»Dort will ich zustechen. Und zwar gleich im Tunnel von Passy.«

Doch bei der Station des Trocadero stieg ein Beamter ein, der Jacques kannte. Er sprach mit ihm von Dienstangelegenheiten und erzählte ihm von einem durch einen Locomotivführer und Heizer verübten Kohlendiebstahl. Von diesem Augenblick an ging Alles in die Brüche. Er wußte sich später des Folgenden nicht mehr zu erinnern. Das Lachen hatte nicht

aufgehört und dieser Strahl von Glück hatte auch ihn durchzuckt und betäubt. Vielleicht war er mit den beiden Frauen bis Auteuil gefahren: aber er erinnerte sich nicht, daß sie dort ausgestiegen wären. Er selbst fand sich am Ufer der Seine wieder, ohne eigentlich zu wissen, wie er dorthin gekommen war. Das wußte er aber ganz genau, daß er das in seinem Aermel in seiner Faust gebliebene Messer in das Wasser geschleudert hatte. Wohin der Andere, der mit dem Messer, dann gegangen, war ihm fremd. Er dagegen mußte stundenlang ohne Besinnung auf's Geradewohl durch Straßen und über Plätze marschirt sein. Menschen, Häuser waren an ihm in einem fahlen Nebel vorüber gezogen. Er war auch jedenfalls irgendwo eingetreten und hatte in einem von Menschen überfüllten Saale gegessen, denn vor seiner Erinnerung standen noch deutlich die weißen Teller. Er hatte auch die Empfindung, daß er auf einer geschlossenen Kellerthür ein rothes Plakat

gesehen hatte. Alles andere aber war in einen tiefen Schlund in das Nichts versunken, das weder Zeit noch Raum kennt und vielleicht schon seit Jahrhunderten träge schlummert.

Jacques kam erst in seinem Kämmerchen in der Rue Cardinet zur Besinnung. Er hatte sich angekleidet auf sein Bett geworfen. Der Instinct hatte ihn dorthin geführt wie einen verlaufenen Hund, der sein Heim wittert. Im Uebrigen wußte er nicht, wie er die Treppe hinaufgekommen und wie er eingeschlafen war. Er erwachte aus einem bleiernen Schlummer wie aus einer tiefen Ohnmacht und fühlte sich plötzlich wieder Herr seiner selbst. Vielleicht hatte er drei Stunden geschlafen, vielleicht auch drei Tage. Mit einem Male stand ihm Alles wieder vor der Erinnerung: die mit Séverine zugebrachte Nacht, das Geständniß des Mordes, seine Flucht als blutgierige Bestie. Erst jetzt fand er sich wieder allmählich zurecht, mit Schrecken dachte er an die Dinge, die er willenlos verübt.

Die Erinnerung an die junge, ihn erwartende Frau brachte ihn mit einem Sprunge wieder auf die Füße. Er sah nach der Uhr, es war bereits vier. Mit ödem, ruhigen Kopf, wie nach einer starken Blutung, eilte er zur Sackgasse der Rue d'Amsterdam.

Séverine hatte bis Mittag fest geschlafen. Als sie aufwachte, wunderte sie sich, Jacques nicht zu sehen. Sie machte Feuer im Ofen an. Als sie sich fertig angekleidet hatte, trieb sie der Hunger gegen zwei Uhr in ein Restaurant der Nachbarschaft. Als Jacques kam, war sie gerade die Treppe hinaufgestiegen, nachdem sie noch einige Gänge erledigt hatte.

»Ich war so besorgt, mein Schatz!«

Sie hing sich an seinen Hals und sah ihm tief in die Augen.

»Was ist denn geschehen?«

Er beruhigte sie trotz seiner Erschöpfung und der eisigen Kälte in seinen Gliedern.

»Nichts, ein verwünschter Handlangerdienst. Wenn die erst einmal Einen beim Wickel haben, ist es aus.«

Sie senkte die Stimme und sagte mit verschmitzter Demuth:

»Denke Dir, ich bildete mir ein ... ein dummer Gedanke, der mir große Sorge bereitete ... ja, ich glaubte, Du würdest mir nach meinem Geständniß böse sein ... Ich dachte schon, Du wärest fort auf Nimmerwiedersehen!«

Thränen traten ihr in die Augen, sie schluchzte laut auf und schloß ihn fest in ihre Arme.

»Ach, mein Liebling, wenn Du wüßtest, wie noth mir eine liebevolle Behandlung thut ... Liebe mich, liebe mich sehr, nur Deine Liebe kann Alles vergessen machen ... Jetzt, nun ich Dir mein ganzes Unglück gebeichtet habe, jetzt darfst Du mich nicht verlassen, schwöre es mir!«

Jacques fühlte sich gerührt durch dieses

Geständniß. Eine unüberwindliche
Abspannung machte ihn windelweich.

»Nein, nein, ich liebe Dich, fürchte nichts,«
stotterte er.

Auch er begann unter dem Drucke des
abscheulichen Uebels, das ihn vorhin wieder
gepackt hatte und nie von ihm weichen zu
wollen schien, zu weinen: o, diese Schande,
diese grenzenlose Verzweiflung!

»Liebe mich, liebe auch Du mich mit Deiner
ganzen Kraft, Du weißt nicht, wie nothwendig
Du mir bist!«

Ihr schauderte, sie wollte Alles wissen.

»Du hast Kummer, sprich, erzähle mir.«

»Nein, keinen Kummer. Dinge, die nicht
existiren, traurige Gefühle, die mich unsäglich
unglücklich machen, ohne daß ich sie näher
bezeichnen kann, lassen mich so fürchterlich
leiden.«

Beide hielten sich umschlungen und ließen ihre schreckliche, sie peinigende Niedergeschlagenheit ineinanderfließen. Ihr Leiden schien endlos, denn es gab kein Vergessen, kein Verzeihen. Sie weinten und fühlten die blinden Gewalten dieses aus Kampf und Tod bestehenden Lebens.

Jacques riß sich zuerst los. »Komm, wir müssen an die Abreise denken ... Du wirst heute Abend wieder in Havre sein.«

Séverine starrte düster vor sich hin und flüsterte nach einer kleinen Pause:

»Wie schön, wenn ich frei, wenn mein Mann nicht da wäre ... O, wie glücklich könnten wir sein, wie schnell würden wir vergessen können!«

Er machte eine heftige Bewegung, seine Gedanken sprachen für ihn:

»Wir können ihn doch nicht tödten.«

Sie sah ihn scharf an, er zitterte, denn er hatte zu seinem großen Erstaunen etwas gesagt, woran er noch nie gedacht. Wenn er durchaus tödten wollte, warum tödtete er nicht diesen unbequemen Menschen? Als er endlich von ihr ging, um in das Depot zu eilen, schloß sie ihn noch einmal in ihre Arme und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

»O, liebe mich, mein Schatz ... Ich will Dich auch noch viel, viel mehr lieben ... Geh, wir werden glücklich sein.«

Neuntes Kapitel

In den folgenden Tagen benahmen sich Jacques und Séverine, von Unruhe gepeinigt, in Havre sehr vorsichtig. Wenn Roubaud Alles wußte, warum belauschte, überraschte er sie nicht und rächte sich an ihnen eclatant? Sie erinnerten sich an seine eifersüchtigen

Ausbrüche von ehemals, an seine Brutalitäten des einstigen, mit Fäusten um sich hauenden Arbeiters. Daß er so stumpfsinnig und schweigsam war, daß seine Augen so wirr umherblickten, war ihnen ein Beweis, daß er irgend einen Hinterhalt erdacht hatte, in welchem er sie fangen wollte. Deshalb wandten sie bei ihren nächsten Stelldicheins tausend Vorsichtsmaßregeln an und waren stets auf der Lauer. Roubaud's Abwesenheit aber wurde mit jedem Tage auffälliger. Vielleicht entfernte er sich absichtlich, nur, um plötzlich zurückzukehren und sie mitten in einer Umarmung zu überraschen. Allein diese Befürchtung verwirklichte sich nicht. Im Gegentheil, sein Fortbleiben dehnte sich so aus, daß er eigentlich niemals da war. Er entschlüpfte sobald er frei war und kehrte erst auf die Minute genau zurück, um seinen Dienst anzutreten. In den Wochen, in denen er am Tage Dienst hatte, frühstückte er um zehn Uhr in nur fünf Minuten, dann ging er fort und

erschien erst wieder um halb zwölf. Sobald des Nachmittags um fünf Uhr sein Kollege ihn ablöste, war er sofort auf und davon und kehrte öfters erst am frühen Morgen wieder. Er genoß kaum einige Stunden Schlaf. Genau so geschah es, wenn er Nachtdienst hatte. Um fünf Uhr Morgens war er frei, zurück aber kam er erst um fünf Uhr Nachmittags, wahrscheinlich aß und schlief er außerhalb seines eigenen Hauses. Trotz dieser unsinnigen Wirthschaft war er noch eine lange Zeit hindurch die Pünktlichkeit eines Musterbeamten in Person; auf die Minute genau trat er seinen Dienst an; dabei war er oft so müde, daß ihn seine Füße nicht tragen konnten, trotzdem kam er gewissenhaft seinen Pflichten nach. In jüngster Zeit aber nahm er es nicht mehr so genau. Zweimal schon hatte Moulin, der andere Unter-Inspector, eine volle Stunde auf ihn warten müssen; als er eines Vormittags nach dem Frühstück nicht wieder erschien, hatte ihn Moulin als wackrer

Kamerad sofort vertreten, um ihm eine Rüge zu ersparen. Die ganze Dienstleistung Roubaud's fiel auf diese Weise allmählich einer langsamen Desorganisation heim. Am Tage war er nicht mehr der thätige Mann, der die Züge expedirte und empfing erst nachdem seine Augen überall hin gewendet waren, um die geringsten Unregelmäßigkeiten dem Bahnhofsvorsteher zu rapportiren, der unnachsichtlich den Anderen und auch sich selbst gegenüber war. Nachts schlief er in dem großen Lehnstuhl seines Bureaus einen bleiernen Schlaf. Selbst wenn er wach geworden, schien er noch weiter zu schlafen, denn er wanderte mit auf den Rücken gelegten Händen auf dem Bahnsteig auf und ab und gab die Befehle, deren Ausführung er nicht einmal prüfte, mit einer gleichgültigen Stimme. Durch die Macht der Gewohnheit ging trotzdem noch Alles gut ab, nur einmal fuhr durch seine Nachlässigkeit ein Personenzug auf einen Remisestrang. Seine Kollegen lachten über ihn

und erzählten, er sei ein Trinker geworden.

In Wahrheit lebte Roubaud jetzt nur im ersten Stockwerk des Café du Commerce, in dem kleinen abseits gelegenen Saal, der nach und nach zur Spielhölle geworden war. Man erzählte sich, daß sich dort auch allnächtlich Weiber einfänden, doch hatte man bisher in der That nur eine entdecken können, das Verhältniß eines in Ruhestand versetzten Kapitäns, die mindestens vierzig Jahre alt war und ohne jede geschlechtliche Neigung dem Spiele fröhnte. Dort huldigte der Unter-Inspector der stumpfsinnigen Leidenschaft des Spieles, die nach dem Morde zufällig bei einer Parthie Piquet in ihm erwacht war. Diese Leidenschaft war gewachsen und jetzt zur gebieterischen Gewohnheit geworden, sie zog ihn von allen anderen Gedanken ab und verschaffte ihm ein wohlthuendes Vergessen. Sie besaß ihn soweit, daß er, dieser thierische Weiberfreund, jeden Gedanken an ein weibliches Wesen fahren ließ, daß das Spiel

allein ihn vollständig befriedigen konnte. Die Gewissensbisse allein hätten ihn gewiß niemals so gepeinigt, daß er ein völliges Vergessen nöthig gehabt hätte, aber die Erschütterung, die seine Ehe und damit seine Existenz erfahren, hatte ihn dieser Tröstung, diesem Strudel egoistischen Glücks, das er für sich allein auskosten konnte, in die Arme geführt. Diese an seinem Ruin arbeitende Gier erstickte in ihm alles Andere. Der Schnaps würde ihm nicht schneller verfließende, freiere, leichtlebigere Stunden verschafft haben. Er kümmerte sich garnicht mehr um die Sorgen der Alltäglichkeit, sein Dasein schien von einer außerordentlichen Spannkraft gehoben, vollständig uninteressirt rührte ihn garnicht mehr ein Verdruß, über den er früher außer sich vor Wuth hätte sein können. Mit seiner Gesundheit ging es, abgesehen von der Müdigkeit der durchlebten Nächte, nicht schlecht; er wurde sogar stärker, das heißt schwammiger, und seine Lider drückten

schwer auf die wirr blickenden Augen. Wenn er halb verschlafen mit trägen Bewegungen heimkehrte, brachte er nur eine souveräne Verachtung aller Dinge um sich her mit. In der Nacht, in der Roubaud die dreihundert Franken in Gold dem Fußboden entnahm, hatte er bei Herrn Cauche, dem Polizeikommissär, eine durch mehrfache Verluste angehäuften Spielschuld abtragen wollen. Dieser war ein alter, kaltblütiger Spieler; das eben machte ihn gefährlich. Er sagte zwar, er spiele nur zu seinem Vergnügen, denn er war durch seine amtliche Eigenschaft genöthigt, die Allüren des einstigen Militärs zu wahren und es war nicht weiter auffällig, daß er Vollständig in dem Café zu Hause war, weil er Junggeselle; das hinderte ihn aber garnicht, den ganzen Abend Bank zu halten und den Anderen das Geld abzunehmen. Man erzählte sich sogar, er hätte sich einige Nachlässigkeiten als Polizeikommissär zu Schulden kommen lassen

und es sei ihm bereits nahe gelegt worden, zu demissioniren. Doch alles das hatte noch gute Weile; er hatte so wenig zu thun, warum größeren Eifer zeigen? Er begnügte sich damit, auf einen Augenblick auf den Perrons zu erscheinen, wo ihn Jeder respektvoll grüßte. Drei Wochen später schuldete Roubaud fast vierhundert Franken an Herrn Cauche. Er hatte ihm erzählt, daß die von seiner Frau gemachte Erbschaft ihnen jede Annehmlichkeit gestatte, aber auch lachend hinzugefügt, daß seine Frau die Schlüssel zur Kasse habe und daß er aus diesem Grunde nur langsam seine Spielschulden abzahlen könne. Als er sich eines Vormittags allein in der Wohnung befand, hob er abermals die Scheuerleiste auf und holte einen Tausendfrankschein aus dem Versteck. Er zitterte an allen Gliedern, eine solche Furcht hatte er in jener Nacht, als er die dreihundert Franken in Gold nahm, nicht empfunden. Die erste Anleihe galt ihm nur als ein zufälliges Ereigniß, während mit diesem

Schein der Diebstahl begann. Eine fürchterliche Uebelkeit durchschlich immer seinen ganzen Körper, sobald er an dieses verfluchte Geld dachte, das nie zu berühren er sich geschworen hatte. Einstmals hatte er eher Hungers sterben wollen und jetzt rührte er es doch an. Wie es kam, daß seine Gewissensbisse verflogen waren, konnte er nicht sagen, wahrscheinlich Tag für Tag ein wenig, seit der Mord nach und nach eingekapselt wurde. Unten am Boden des Loches hatte er etwas Feuchtes, Widriges zu fühlen gemeint, das ihm die Angst aus allen Poren trieb. Schnell brachte er die Leiste wieder an Ort und Stelle. Er schwor, sich eher die Faust abhauen zu wollen, als sie nochmals aufzuheben. Seine Frau hatte ihn nicht gesehen, er athmete erleichtert auf und trank zu seiner Erfrischung ein großes Glas Wasser aus. Sein Herz schlug freudig erregt, denn jetzt konnte er mit diesem Gelde seine Schulden bezahlen und behielt noch etwas Kapital zum

Spielen übrig.

Der Gedanke indessen, dieses Geld wechseln lassen zu müssen, steigerte wieder seine Angst. Einst war er ein braver Mann, er hätte sich freiwillig den Gerichten gestellt, wenn er nicht die Dummheit begangen, seine Frau in die Sache zu verflechten; jetzt versetzte ihn der bloße Gedanke an die Gensdarmen schon in Schweiß. Er wußte recht gut, daß das Gericht nicht die Nummern der verschwundenen Banknoten besaß und daß der Prozeß für immer registriert und *ad acta* gelegt worden war, trotzdem fürchtete er sich, irgendwo das Geld wechseln zu lassen. Fünf Tage trug er den Schein mit sich herum. Gewohnheitsmäßig befühlte er ihn und gab ihm immer wieder einen neuen Platz, selbst Nachts trennte er sich nicht von ihm. Er schmiedete die verwegenen Pläne und quälte sich mit der Befürchtung von plötzlichen Zwischenfällen ab. Zuerst hatte er im Bahnhof Umschau gehalten: war es nicht das Beste, den

Schein einem Kollegen zum Wechseln zu geben, der eine Kasse unter sich hatte? Nein, es schien ihm zu gefährlich. Dann wollte er an das andere Ende von Havre, und zwar ohne Dienstmütze, gehen und dort irgend etwas Gleichgültiges kaufen. Aber würde man sich nicht wundern, daß er wegen eines so geringfügigen Gegenstandes eine so große Summe wechseln ließ? Endlich entschloß er sich, die Note in dem von ihm täglich aufgesuchten Tabakgeschäft am Napoleonsgraben wechseln zu lassen, das war wohl das Einfachste. Dort wußte man, daß er geerbt hatte, die Verkäuferin konnte also nicht weiter überrascht sein. Er ging bis an die Thür, hier aber sank ihm der Muth, er schritt deshalb vorüber und wanderte bis zum Bassin Vauban hinunter, um seinen Muth wiederzufinden. Nach einem halbstündigen Spaziergange kam er noch immer unentschlossen zurück. Aber noch an demselben Abend zog er im Café du Commerce selbst in Gegenwart des Herrn

Cauche in einer plötzlichen Anwandlung von Verwegenheit den Schein aus der Tasche und bat die Wirthin, ihn ihm zu wechseln. Diese hatte jedoch nicht genügend kleineres Geld, sie schickte also den Kellner damit in den Tabakladen. Man scherzte über diesen Kassenschein, der, obgleich schon zehn Jahre alt, ganz wie neu aussah. Der Polizeikommissar hatte ihn an sich genommen, ihn hin- und hergewendet und gemeint, der hätte gewiß irgendwo in einem Versteck geruht. Diese Aeüßerung veranlaßte die Geliebte des Kapitäns außer Diensten, eine unendliche Geschichte von einem Schatze zu erzählen, den man unter der Marmorplatte einer Kommode aufgefunden hatte.

Wochen verflossen. Das Geld, welches Roubaud jetzt in Händen hatte, stachelte seine Spielwuth nur noch mehr an. Er spielte nicht um hohe Summen, aber er hatte ein so scheußliches Pech, daß die zusammenaddirten täglichen kleinen Verluste schließlich einen

großen Betrag ausmachten. Gegen Ende des Monats besaß er keinen Sou mehr und hatte bereits einige Louis auf Ehrenwort verloren; nun fühlte er sich ganz krank, weil er keine Karte mehr anzurühren wagte. Er kämpfte mit sich und mußte sich sogar zu Bett legen. Wie besessen kehrte der Gedanke an die noch in der Diele des Speisezimmers ruhenden neun Bankbillets in jeder Minute zu ihm zurück: er sah sie durch das Holz, er fühlte, wie sie ihm unter den Sohlen brannten. Er hätte sich ja noch einen Schein ohne Weiteres nehmen können! Aber diesmal hatte er es sich geschworen, eher seine Hand in das Feuer zu stecken, als von Neuem dort zu wühlen. Aber eines Abends, als Séverine eingeschlafen war, konnte er es nicht mehr ertragen; er fühlte sich so entsetzlich unglücklich, daß ihm die Thränen in die Augen traten; er entfernte abermals die Scheuerleiste. Wozu sich auch noch dagegen sperren. Dieses Leiden konnte er sich ersparen, denn er begriff vollständig,

daß er doch einen Schein nach dem andern nehmen würde, bis keiner mehr da war.

Am folgenden Vormittag bemerkte Séverine ganz zufällig eine frische Schramme an der Leiste. Sie bückte sich und überzeugte sich von dem Vorhandensein neuer Druckspuren. Zweifellos setzte ihr Gatte das Geschäft fort. Sie war selbst betroffen von dem Zorn, der sie erfüllte, denn sie war für gewöhnlich in Geldangelegenheiten nichts weniger als interessirt und überdies glaubte auch sie sich entschlossen, eher Hungers zu sterben als diese mit Blut befleckten Banknoten anzutasten. Aber gehörten sie nicht ihr gerade so gut wie ihm? Warum verfügte er heimlich darüber und vermied es sogar, sie zu Rathe zu ziehen? Bis zum Mittagessen quälte sie sich mit Gedanken darüber ab; sie würde wahrscheinlich ebenfalls die Leiste entfernt haben, wenn nicht bei dem Gedanken, dort allein suchen zu sollen, ein Gefühl der Kälte ihr Haar gestreift hätte. Konnte der Tod nicht

auf's Neue aus tiefem Loche erstehen? Tiefe kindliche Furcht machte ihr den Aufenthalt in ihrem Wohnzimmer so unangenehm, daß sie ihre Arbeit zusammenraffte und sich in ihr Schlafzimmer einschloß.

Als Beide am Nachmittag schweigend die Ueberbleibsel eines Ragouts verzehrten, kochte es in ihr heftig auf; ganz gegen ihren Willen fühlten sich ihre Augen zu der bewußten Stelle der Diele wiederholt hingezogen.

»Du hast schon wieder etwas genommen, nicht wahr?« fragte sie plötzlich.

Er hob überrascht den Kopf. »Was meinst Du?«

»O spiele nur nicht den Unschuldigen, Du weißt ganz gut, was ich meine ... Aber höre mir gut zu: ich will nicht, daß Du das thust, denn es gehört mir ebenso gut wie Dir und mich macht es krank, wenn ich weiß, daß Du

daran rührst.«

Er ging für gewöhnlich allen Streitigkeiten aus dem Wege. Ihr gemeinsames Leben war nur noch eine erzwungene Berührung zweier an einander geketteter Wesen; sie sprachen tagelang kein Wort mit einander, sie kamen und gingen Seite an Seite, wie sich fremde, gleichgiltige und in sich abgeschlossene Personen. Deshalb begnügte er sich auch anstatt jeder Erklärung mit einem bloßen Achselzucken zu antworten.

Aber Severine war zu aufgereggt, sie wollte mit dieser Geldfrage endlich zu Rande kommen, worunter sie schon seit dem Tage des Verbrechens so entsetzlich litt.

»Ich verlange, daß Du mir antwortest ... Wage es doch, mir zu sagen, daß Du es nicht angerührt hast.«

»Was geht das Dich an?«

»Das geht mich sehr viel an. Heute erst

fürchtete ich mich so, daß ich nicht im Zimmer bleiben konnte. Immer wenn Du dort nach Geld gesucht hast, habe ich drei Nächte hindurch die abscheulichsten Träume ... Wir sprechen nie davon. Laß also alles liegen und zwinge mich nicht, davon zu reden.«

Er betrachtete sie mit seinen großen starren Augen und wiederholte brummig:

»Was geht es Dich an, wenn ich mir etwas nehme, ich zwinge Dich doch nicht, dasselbe zu thun. Das geht nur mich allein etwas an.«

Sie wollte heftig auffahren, doch faßte sie sich schnell. Ihr Gesicht drückte ein Gefühl des Leidens und Ekels aus, während sie sagte:

»Ich verstehe Dich nicht ... Du warst trotz alledem immer ein rechtschaffener Mann und würdest Niemandem einen Sou genommen haben ... Was Du gethan hast, kann allenfalls noch entschuldigt werden, denn Du wärest wahnsinnig und hast mich ebenfalls toll

gemacht ... Jetzt aber stiehlt Du dieses verfluchte Geld, das für Dich gar nicht mehr existieren sollte, zu Deinem Privatvergnügen ... Was ist denn geschehen, wie konntest Du so tief sinken?« Er hörte ihr zu und war in diesem einen lichten Augenblicke nicht wenig betroffen, schon zum Dieb herabgesunken zu sein. Die Phasen der langsamen Demoralisation verschwanden, er konnte die Kluft nicht mehr überbrücken, welche der Mord um ihn gezogen hatte, sich nicht mehr erklären, warum eine andere Existenz, fast einem neuen Dasein gleichend begonnen hatte, während sein Haushalt zerfiel, sein Weib ihm abspenstig gemacht wurde und sich ihm feindlich gesinnt zeigte. Ebenso schnell aber fiel ihm ein, daß sich daran nichts mehr ändern ließe. Er machte eine Bewegung, als wollte er so ungelegene Reflexionen davonscheuchen.

»Wenn man sich zu Hause langweilt,« brummte er, »sucht man sich natürlich außerhalb zu zerstreuen. Da Du mich nicht

mehr liebst ...«

»Nein, ich liebe Dich nicht mehr.«

Er sah sie an, seine Faust schlug auf den Tisch und ein Blutstrom färbte sein Gesicht.

»Also laß auch mich in Frieden! Hindere ich Dich in Deinem Vergnügen? Urtheile ich über Dich? ... Ein rechtschaffener Mann müßte manches an meiner Stelle thun, ich thue es aber nicht. Einen Fußstoß auf den Hintern müßtest Du zunächst erhalten, daß Du gleich zur Thür herausflögest. Dann werde ich vielleicht auch nicht mehr stehlen.«

Sie war bleich wie die Wand geworden. Sie hatte es sich schon oft gedacht, daß ihr Mann an einem innern Uebel kranken müßte, denn sonst hätte er, der Eifersüchtige, gewiß keinen Liebhaber seiner Frau geduldet. Das war das Anzeichen einer moralischen, unaufhaltsam fortschreitenden Gehirnerweichung, die jeden anderen Skrupel tödtete und das ganze

Gewissen desorganisirte. Doch sie wehrte sich, sie wollte nicht die Schuldige sein. Bebend rief sie:

»Und ich verbiete Dir, das Geld zu nehmen.«

Er hatte fertig gegessen. Er faltete ruhig seine Serviette zusammen, erhob sich und sagte:

»Nun, wenn Du willst, können wir ja theilen.«

Er bückte sich bereits, um die Leiste zu heben. Doch schon war sie aufgesprungen und hatte den Fuß auf die Stelle gesetzt.

»Nein, nein! Du weißt, ich will lieber sterben ... Oeffne nicht. Nein, nein, nicht vor meinen Augen!« Séverine hatte für diesen Abend ein Zusammentreffen hinter dem Bahnhof verabredet. Als sie nach Mitternacht heimkehrte, erinnerte sie sich wieder der Szene dieses Abends und schloß sich in ihrem Schlafzimmer ein. Roubaud hatte Nachtdienst, sie hatte also nicht zu befürchten, daß er kommen würde, abgesehen davon, daß er

überhaupt sehr selten zu Hause schlief. Sie hatte die Oberdecke bis zum Kinn heraufgezogen, und die Lampe brennen lassen, sie konnte aber nicht einschlafen. Warum hatte sie nicht in die Theilung gewilligt? Bei dem Gedanken, aus diesem Gelde ebenfalls Nutzen ziehen zu können, fühlte sie bereits ihre Rechtschaffenheit nicht mehr so lebhaft protestiren. Hatte sie nicht auch das Vermächtniß von la Croix-de-Maufras angenommen? Sie konnte also auch das Geld sich aneignen. Dann aber schauderte sie wieder. Nein, niemals! Geld würde sie schon genommen haben, aber dieses Geld, dieses einem Todten entwendete, dieses verfluchte Mordgeld wagte sie nicht zu berühren, aus Furcht, sich daran die Finger zu verbrennen. Von neuem beruhigte sie sich. Sie überlegte, daß sie es nicht nehmen wollte, um es zu vergeuden, sondern um es anderswo an einer nur ihr bekannten Stelle zu verstecken, wo es in alle Ewigkeit schlafen konnte. Dann wäre

wenigstens die Hälfte der Summe aus den Händen ihres Mannes gerettet gewesen. Er hätte dann nicht mehr triumphiren und nicht auch den ihr gehörenden Theil verspielen können. Als der Kuckuk drei Uhr rief, bedauerte sie schon aufrichtig, nicht getheilt zu haben. Es kam ihr, wie aus weiter Ferne der Gedanke, aufzustehen, die Diele zu leeren, so daß ihm nichts mehr übrig blieb. Aber sie fühlte es sie so eisig überlaufen, daß sie nicht mehr daran denken wollte. Und doch schien es besser, alles zu nehmen und aufzubewahren, ohne daß er ein Recht hätte, sich zu beklagen! Dieser Gedanke trat ihr näher und näher, während gleichzeitig ein Wille, stärker als ihre Abwehr, die unbewußten Tiefen ihres Wesens aufwühlte. Ja, sie wollte es thun, mit einem Satz war sie aus dem Bett, sie konnte nicht anders, sie schraubte den Docht der Lampe höher und ging in das Speisezimmer.

Jetzt zitterte Séverine auch nicht mehr. Ihr Schrecken war verflogen. Sie ging kaltblütig

mit den abgemessenen Bewegungen einer Somnambule zu Werke. Sie mußte erst den Schürhaken suchen, der zum Heben der Leiste taugte. Als das Versteck geöffnet war, rückte sie die Lampe bis an den Rand des Tisches, denn sie glaubte schlecht gesehen zu haben. Aber nein, vornübergebeugt starrte sie wie entseelt hinein; das Loch war in der That leer. Jedenfalls war Roubaud zurückgekehrt, während sie zum Stelldichein gegangen war und hatte vor ihr, von denselben Gedanken geleitet, hier gearbeitet: alle Kassenscheine hatte er an sich genommen, nicht ein einziger war zurückgeblieben. Nur Uhr und Kette ruhten noch in dem Versteck, deren Gold aus dem Schutt zwischen den Stützbalken heraufleuchtete. Ein Schüttelfrost befiel sie, während sie halb nackt auf dem Boden lag und wohl an zwanzig Male: »Dieb! Dieb!« kreischte.

Dann mit der Geberde einer Wahnsinnigen riß sie die Uhr und Kette an sich, während eine

aufgescheuchte, dicke, schwarze Spinne eilig davonkroch. Durch Klopfen mit dem Absatz des Pantoffels brachte sie die Leiste wieder an ihre Stelle, sie stellte die Lampe auf den Nachttisch und legte sich wieder zu Bett. Als sie sich erwärmt hatte, betrachtete sie aufmerksam die Uhr, welche sie nicht aus der Hand gelegt hatte und jetzt hin und her wendete. Auf dem Deckel interessirten sie die eingravirten Initialen des Namens des Präsidenten. Auf der Innenseite las sie die Nummer 2516, eine Fabrikationschiffre ... Diese Uhr war ein ganz gefährliches Spielzeug, denn das Gericht kannte diese Zahl. Doch in ihrem Zorn, nur das gerettet zu haben, kümmerte sie sich darum nicht. Es freute sie, daß nun wenigstens das Alpdrücken aufhören mußte, seit kein Leichnam mehr unter ihren Füßen zu fürchten war. Sie würde jetzt endlich in ihrer Wohnung gelassen den Fuß überall hinsetzen können. Sie ließ die Uhr unter ihr Kopfkissen gleiten, löschte die Lampe aus und

schlief ein.

Am folgenden Tage hatte Jacques keinen Dienst. Er wartete, bis Roubaud in das Café du Commerce gegangen war und kam dann hinauf, um bei Séverine zu frühstücken. So oft sie es ohne Gefahr konnten, waren sie von der Partie. Während der Mahlzeit erzählte sie ihm, noch zitternd vor Entrüstung, von dem Gelde und daß sie den Versteck leer gefunden habe. Ihre Wuth gegen ihren Mann war noch nicht erschöpft, auch jetzt kam ihr derselbe Schrei wieder über die Lippen:

»Dieb! Dieb! Dieb!« Dann brachte sie die Uhr herbei, sie wollte durchaus, daß Jacques sie nähme. Sie drängte sie ihm trotz seiner Abneigung förmlich auf.

»Begreife doch, Schatz, bei Dir vermuthet sie kein Mensch. Wenn ich sie behalte, nimmt er sie mir auch noch. Lieber ließe ich ihm ein Stück von meinem eigenen Fleische ... Nein, er hat schon mehr denn zu viel. Ich hatte kein

Verlangen nach diesem Gelde. Es ängstigte mich, ich hätte keinen Sou davon für mich verwandt. Aber hat er das Recht, Nutzen aus ihm zu ziehen? O, ich hasse diesen Menschen!«

Sie weinte und bestand darauf, sie bettelte so lange, bis der junge Mann die Uhr endlich nahm und sie nebst Kette in die Tasche seiner Weste gleiten ließ.

Ein Stunde verrann, Séverine saß noch immer, nur halb angezogen, auf Jacques' Knieen. Sie lehnte an seiner Schulter, einen Arm hatte sie zärtlich um seinen Hals geschlungen, als plötzlich Roubaud eintrat, der seinen eigenen Schlüssel besaß. Sie waren in flagranti ertappt, da half kein Leugnen. Der Gatte war regungslos stehen geblieben, während der Liebhaber ohne sich zu rühren auf dem Stuhl sitzen blieb. Séverine aber ließ sich nicht erst zu einer Erklärung herbei, sondern ging direct auf ihn zu und wiederholte wüthend:

»Dieb! Dieb! Dieb!«

Roubaud zögerte eine Sekunde. Dann trat er mit dem Achselzucken, mit welchem er jetzt alles abfertigte, weiter in das Zimmer hinein und griff nach der Dienstmütze, die er vergessen hatte. Sie aber verfolgte und beschuldigte ihn:

»Du hast dort gesucht, wage nicht, es zu leugnen! ... Und Du hast alles genommen, Du Dieb, Du Dieb, Du Dieb!«

Er durchschritt ohne ein Wort zu erwidern das Speisezimmer. An der Thür nur wandte er ihr seinen düsteren Blick zu:

»Bleibe mir gewogen, verstanden?«

Die Thür fiel geräuschvoll in's Schloß. Er war gegangen, er schien nichts gesehen zu haben, denn er hatte von dem Liebhaber gar keine Notiz genommen.

»Glaubst Du?« fragte Séverine nach einer

längeren Pause. Dieser hatte kein Wort gesprochen, sondern sich stillschweigend erhoben. Jetzt sagte auch er seine Meinung.

»Er ist ein tochter Mann.«

Sie hatten Beide denselben Gedanken. Ihrer Ueberraschung, daß der zweite Liebhaber geduldet wurde, nachdem der erste Liebhaber ermordet war, folgte der Abscheu vor dem gefälligen Ehemann. Ist erst ein Mann an diesen Punkt gelangt, dann liegt er auch ganz im Koth der Gosse.

Von diesem Tage an genossen Jacques und Séverine völlige Freiheit. Sie nutzten sie nach Kräften aus und kümmerten sich garnicht mehr um Roubaud. Je unbesorgter sie aber um den Gatten wurden, desto größer wurde auch ihre Furcht vor der Spionage der stets auf der Lauer liegenden Nachbarin, Frau Lebleu. Diese ahnte jedenfalls etwas. Jacques konnte noch so vorsichtig auftreten, er konnte es nicht verhindern, daß sich drüben lautlos die Thür

ein wenig öffnete und durch diese schmale Ritze ein Auge ihn verfolgte. Das wurde auf die Dauer unerträglich, er wagte sich schon gar nicht mehr nach oben. Er riskirte es, daß sich ein Ohr an das Thürschloß legte, wenn man ihn bei Séverine wußte. Auf diese Weise war jedes Kosen unmöglich, selbst das Plaudern. Séverine war außer sich über dieses Hinderniß, ihrer Leidenschaft freien Lauf zu lassen. Von neuem begann sie den alten Krieg gegen die Lebleu wegen der Wohnung Jener. Es war notorisch, daß zu allen Zeiten der Unter-Inspector letztere innegehabt hatte. Doch jetzt lockte sie nicht mehr der herrliche Blick auf den Bahnhofsplatz und die Höhen von Ingouville, den die Fenster boten. Der wahre Grund ihres Verlangens, den sie natürlich Niemandem sagte, war der, daß jene Wohnung eine zweite Entreethür besaß, die zu einer Dienstreppe führte, Jacques hätte durch diese gehen und kommen können, ohne daß Frau Lebleu einen seiner Besuche zu ahnen

brauchte. Dann endlich waren sie ganz frei.

Die Schlacht tobte fürchterlich. Diese Frage, die schon einmal den ganzen Corridor in Aufruhr versetzt hatte, kam von Neuem auf die Tagesordnung und spitzte sich von Stunde zu Stunde mehr zu. Die bedrohte Frau Lebleu wehrte sich mit dem Muthe der Verzweiflung, der Tod war ihr gewiß, wie sie meinte, wenn man sie in die dunkle, verließartige Hinterwohnung sperrte, die von dem hohen Zinkdach umzäunt wurde. Wie sollte sie, die an ihr helles, auf den weiten Horizont sich öffnendes, von dem lebhaften Treiben der Reisenden wiederhallendes Zimmer gewöhnt war, dort hinten leben können? Da der Zustand ihrer Füße ihr jede Promenade verwehrte, hieß ihr den Ausblick auf das Zinkdach eröffnen eben so viel als sie sofort tödten. Unglücklicherweise nützten ihr diese sentimentaln Ausflüchte nichts, denn sie mußte selbst gestehen, daß der unverheirathete Vorgänger Roubaud's ihr seine Wohnung nur

aus Galanterie überlassen hatte; es mußte sogar ein Brief ihres Mannes existiren, in welchem derselbe sich zur Räumung dieser Wohnung verpflichtete, sobald der neue Unter-Inspector sie für sich reklamiren sollte. Bis jetzt hatte sich dieser Brief nicht wieder vorgefunden, sie konnte also sein Vorhandensein leugnen. Je mehr sich die Angelegenheit zuspitzte, desto aggressiver und rücksichtsloser wurde sie geführt. Frau Lebleu versuchte sogar die Frau Moulin's, des zweiten Unter-Inspectors, mit in das Gerede zu bringen, die, wie sie behauptete, ebenfalls gesehen hätte, daß sich Frau Roubaud von fremden Männern im Corridor umarmen ließ. Moulin war wüthend darüber, denn seine Frau, eine sanfte, höchst unbedeutende Person, die sich vor Niemanden sehen ließ, beschwor weinend, nichts gesehen zu haben. Acht Tage lang piff dieser Sturmwind von einem Ende des Corridors bis zum andern. Der Cardinalfehler Frau Lebleu's, der schließlich

ihre Niederlage besiegeln mußte, war die hartköpfige Spionage hinter Fräulein Guichon her, der Billetverkäuferin: das Bedürfniß, sie bei einem nächtlichen Rendezvous mit dem Bahnhofsvorsteher abzufassen, war bei ihr immer mehr zu einer Manie, einer fixen Idee ausgeartet, trotzdem sie in den zwei Jahren ihres Spionirens noch nicht einmal einen Hauch hatte hören können. Daß sie trotzdem ihrer Sache gewiß war, machte sie geradezu toll. Fräulein Guichon, die wüthend darüber war, daß sie weder heimkehren noch ausgehen konnte, ohne beobachtet zu werden, that natürlich auch das Ihrige, daß Jene in die Hofwohnung verwiesen wurde: dann trennte sie eine Wohnung von der Jener, sie hatte Frau Lebleu nicht mehr sich gegenüber und brauchte nicht an deren Wohnung vorüberzugehen. Der Bahnhofsvorsteher, Herr Dabadie, der sich bis jetzt in diesen Streit nicht gemischt hatte, nahm ganz auffällig von Tag zu Tag immer mehr Partei gegen die Lebleu.

Das war ein bedenkliches Zeichen.

Andere Streitigkeiten machten die Situation noch verwickelter. Philomène trug ihre frischen Eier jetzt zu Séverine und benahm sich sehr frech gegen Frau Lebleu, wenn sie dieser begegnete; und da diese ihre Thür absichtlich offen ließ, um jeden Vorübergehenden zu ärgern, so waren die Schimpfereien der beiden Frauen nachgerade etwas Alltägliches. Diese Intimität Séverine's mit Philomène war aus den vertraulichen Botschaften entstanden, die Jacques durch Letztere übermitteln ließ, seit er selbst nicht mehr zu kommen wagte. Die Eier bildeten nur den Vorwand ihrer Besuche, in Wahrheit überbrachte sie Jacques' Mittheilungen über die Verlegung des Stelldicheins, warum er am Abend vorher hatte vorsichtig sein müssen und wie lange er mit Philomène geplaudert habe. Wenn irgend ein Hinderniß Jacques vom Kommen abhielt, verweilte er gern in dem Häuschen Sauvagnat's, des Depotchefs. Er

begleitete seinen Heizer Pecqueux dorthin, wenn er sich zerstreuen und den Abend nicht allein verbringen wollte. Selbst wenn der Heizer es vorzog, die Matrosenkneipen aufzusuchen, ging er zu Philomène, ertheilte ihr einen Auftrag für Séverine, setzte sich und blieb dort. So nach und nach in das Geheimniß dieses Liebesverhältnisses eingeweiht, erwärmte sie sich immer mehr dafür, denn sie hatte bisher nur brutale Liebhaber kennen gelernt. Die kleinen Hände und die höflichen Manieren dieses traurigen Menschen mit den sanften Mienen däuchten ihr noch nie gekostete Süßigkeiten. Von Pecqueux's Liebeleien war sie nachgerade übersättigt, waren es doch mehr Rohheiten als Zärtlichkeiten, während ein vom Locomotivführer an die Frau des Unter-Inspectors gerichtetes Wort ihr selbst wie eine verbotene Frucht schmeckte. Eines Tages vertraute sie sich Jacques an, sie beklagte sich über den Heizer, der nach ihrer Meinung trotz

seines ewigen Grinsens ein heimtückischer Mensch und wenn er betrunken, jeder schlechten That fähig war. Es fiel Jacques auf, daß sie ihren mageren, brünstigen, trotz allem immer noch begehrenswerthen Pferdekörper mit den leidenschaftlichen Augen jetzt mehr als früher pflegte, weniger trank und das Haus sauberer hielt. Als ihr Bruder eines Abends den Ton einer Männerstimme bei ihr vernahm, trat er mit erhobener Hand in ihr Zimmer, um sie zu züchtigen; als er jedoch den Besuch erkannte, hatte er ihm einen Schnaps angeboten. Jacques fühlte sich so gut aufgenommen, von seinem Schauer geheilt und schien sich aus diesem Grunde dort zu gefallen. Deshalb zeigte auch Philomène eine immer lebhaftere Freundschaft für Séverine und eine entsprechend größere Feindschaft gegen Frau Lebleu, die sie eine alte Gans nannte.

Als sie eines Nachts den beiden Liebenden hinter ihrem Gärtchen begegnete, begleitete sie

dieselben im Dunkeln bis zur Remise, in der sie sich noch nach wie vor niederließen.

»Sie sind zu gut. Die Wohnung kommt Ihnen zu. Ich an Ihrer Stelle würde sie an den Haaren herausziehen ... Löschen Sie ihr eine!«

Aber Jacques war nicht für Gewaltthätigkeiten.

»Nein, Herr Dabadie hat die Sache bereits in die Hand genommen, es ist besser zu warten, bis sich Alles von selbst macht.«

»Noch ehe der Monat herum ist,« erklärte Séverine, »schlafe ich in ihrem Zimmer und wir können uns dort zu jeder Zeit sehen.«

Trotz der Dunkelheit fühlte Philomène, wie jene bei dieser Hoffnung den Arm des Geliebten zärtlich preßte. Sie ließ sie allein, um in ihr Haus zurückzukehren. Aber als sie dreißig Schritt weit gegangen war, blieb sie, von der Dunkelheit begünstigt, stehen. Das Zusammensein der Beiden regte sie furchtbar auf. Sie fühlte keine Eifersucht, aber ohne es

zu wissen das Bedürfniß, ebenso zu lieben und geliebt zu werden.

Jacques' Gemüth verdüsterte sich von Tag zu Tag; zweimal schon hatte er einen Vorwand erfunden, um Séverine nicht zu treffen; daß er jetzt häufiger bei den Sauvagnat verweilte, war auch ein Grund, um ihr aus dem Wege zu gehen. Trotzdem liebte er sie noch immer, ja sein Verlangen nach ihr war ein so glühendes, daß es kaum noch übertroffen werden konnte. Aber in ihren Armen überkam ihn wieder sein altes Uebel und dieser fürchterliche Schwindel machte sein Blut erstarren; schnell und ängstlich mußte er sie wieder verlassen, fühlte er doch die Bestie zum Beißen bereit. Er versuchte durch weite Spaziergänge sich müde zu machen, er versah Aushülfedienste, er verbrachte zwölf volle Stunden mit durchrütteltem Körper und von dem Winde ausgedörrten Lungen auf seiner Locomotive. Seine Kameraden schalten auf diesen harten Beruf eines Locomotivführers, der, wie sie

sich ausdrückten, nach zwanzig Jahren einen Menschen mit Haut und Haaren aufgeessen hatte. Ihm wäre es am liebsten gewesen, gleich gefressen zu werden; er konnte nicht genug müde werden und fühlte sich nur glücklich, wenn ihn die Lison davontrug, er an nichts weiter zu denken und nur die Signale zu sehen brauchte. Kam er in der Endstation an, dann war er so todtmüde, daß er sich nicht einmal mehr zum Rasiren die Zeit nahm. Aber beim Erwachen kam ihm derselbe quälende Gedanke wieder. Er hatte sich auch wieder für seine Lison zu erwärmen versucht, er konnte stundenlang an ihr herumputzen und verlangte von Pecqueux, daß die Achsen wie flüssiges Silber glänzten. Die Inspectoren, die unterwegs zu ihm stiegen, beglückwünschten ihn. Er aber schüttelte den Kopf und blieb unzufrieden, denn er wußte sehr wohl, daß die Locomotive seit jenem Feststecken im Schnee nicht mehr so rührig und ausdauernd wie früher war. Bei der Ausbesserung der

Kammern und Schäfte war ihr zweifellos ein Theil ihrer Seele, jenes geheimnißvollen, lebensähnlichen Gleichgewichts abhanden gekommen, das der Zufall in die Montirung webt. Jacques litt schmerzlich unter diesem Verfall der Lison, er brachte bei seinen Vorgesetzten ganz unvernünftige Beschuldigungen gegen sie vor, er verlangte ganz unnütze Ausbesserungen und klügelte gern unpraktische Verbesserungen aus. Da man sie ihm abschlug, wurde er nur noch verbitterter. Er war überzeugt, daß die Lison krankte und man in Zukunft keinen Staat mehr mit ihr machen konnte. Seiner Zärtlichkeit sank der Muth: wozu noch Jemand lieb haben, wenn er doch alles, was er liebte, tödten mußte? Und er übertrug auf seine Geliebte diese Erbitterung verzweifelter Liebe, die kein Leiden und keine Ueberanstrengung heilen konnte.

Séverine fühlte sehr wohl, daß Jacques wie ausgewechselt war. Diese Thatsache berührte

sie sehr schmerzlich, denn sie mußte annehmen, daß er ihr böse war, seit er alles wußte. Wenn sie ihn an ihrem Halse zittern fühlte und er vor ihrem Kuß jäh zurückwich, so geschah es nach ihrer Meinung, weil er sich plötzlich an alles erinnerte und sie ihm Entsetzen einflöbte. Sie hätte es deshalb nimmermehr gewagt, das Gespräch auf diese Dinge zurück zu leiten. Sie bereute es, gesprochen zu haben, daß das Verlangen nach ihrem Geständniß unvermuthet über sie gekommen war, in jenem fremden Bett, in welchem sie Beide für einander erglühten; sie erinnerte sich nicht einmal mehr daran, daß das Bedürfniß nach diesem Geständniß sie von jeher gequält hatte, sie wußte nur, daß sie sehr zufrieden darüber gewesen war, kein Geheimniß mehr vor ihm zu haben. Und sie liebte und begehrte ihn mehr als je, seitdem er alles kannte. Ihre Leidenschaft war unersättlich, das Weib war endlich in ihr erwacht, einem Geschöpf, das nur zum Lieben

geschaffen schien und doch noch nicht Mutter war. Sie lebte nur durch Jacques und machte aus ihrem Begehre, ganz in ihn aufzugehen, kein Hehl; es war ihr einziger Traum, ein Theil von seinem Fleische zu sein. Sie war so sanft und duldsam wie früher und hätte es am liebsten gesehen, daß sie vom Morgen bis Abend wie eine Katze in seinem Schooß schlummerte. Heute erstaunte sie darüber, daß sie hatte theilnehmen können an jenem fürchterlichen Drama, und daß sie aus dem Schmutz ihrer Jugend noch unbefleckt und jungfräulich hervorgegangen war. Wie lag alles das ihr heute so fern, sie lächelte sogar darüber und würde nicht einmal ihrem Manne mehr gezürnt haben, wenn er ihr nicht lästig gefallen wäre. So aber wuchs ihre Abneigung gegen diesen in demselben Maße, wie ihre Liebe und ihre Hingebung für den andern sich mehrten. Jacques, der von allem wußte, dem sie jetzt ganz allein angehörte, war ihr unumschränkter Gebieter, nur ihm wollte sie

überallhin folgen, nur er hatte das Recht, über sie wie über jeden beliebigen Gegenstand nach Gutdünken zu verfügen. Sie hatte sich seine Photographie erbeten, die Lippen auf das Bild gedrückt schief sie ein, sehr unglücklich darüber, daß er so elend ausschaute, ohne das Richtige errathen zu können, was ihn so sehr quälte.

So lange sie sich noch nicht in der neuen, noch zu erobernden Wohnung in aller Ruhe sehen konnten, blieb es mit ihren Stelldickeins im Freien beim Alten. Der Winter ging zu Ende und der Monat Februar brachte sehr mildes Wetter. Sie dehnten ihre Spaziergänge aus und lustwandelten stundenlang durch die mächtige Bahnhofsanlage. Er vermied es, sich irgendwo aufzuhalten, hing sie sich ihm aber allzuschwer an den Hals und war er deshalb genöthigt, sich niederzulassen und ihre Begier zu befriedigen, so verlangte er, daß es im Dunkeln geschähe, denn er fürchtete sie zu erwürgen, sobald er einen kleinen Streifen

ihrer nackten Haut sähe: so lange er nichts erblickte, hoffte er noch der Bestie Widerstand zu leisten. In Paris, wohin sie ihm noch immer an jedem Freitag folgte, schloß er sorgfältig alle Vorhänge mit der Ausrede, daß das helle Licht sein Vergnügen beeinträchtige. Ueber diese allwöchentliche Reise sprach sie mit ihrem Manne kein Wort mehr. Den Nachbarn gegenüber galt das Uebel am Knie nach wie vor als Vorwand, überdies hatte sie jetzt die Ausrede, daß sie ihre alte Amme, die Mutter Victoire, besuchen müßte, deren Heilung im Hospital sehr lange währte. Beiden bereitete diese Fahrt eine angenehme Abwechslung, er gab an diesen Tagen besonders Acht auf die gute Aufführung seiner Locomotive, sie freute sich, ihn weniger umdüstert zu sehen und dann machte auch die Reise selbst ihr noch immer vielen Spaß, trotzdem sie die geringsten Bodenerhebungen, die geringsten Baumgruppen auswendig kannte. Von Havre bis Motteville reichte die weite, von

lebendigen Hecken eingerahmte und mit Obstbäumen bestellte flache Ebene; bis Rouen hob und senkte sich die öde Gegend. Hinter Rouen rollte sich die Seine auf, die man bei Sotteville, Oissel und Pont-de-l'Arche passirte; dann sah man sie auf der weiten Ebene, sehr verbreitert, immerwährend wieder auftauchen. Von Gaillon ab hatte man sie beständig linker Hand, ihre flachen Ufer waren von Weiden und Ulmen eingerahmt. Der Bahndamm führte am Fuße der Hügel entlang; erst in Bonnières verließ man sie, um sie plötzlich in Rosny, beim Verlassen des Tunnels von Rolleboise wiederzufinden. Sie glich einem trauten Reisegefährten. Noch dreimal passirte man sie, ehe man in Paris ankam. Es kamen Mantes mit seinem aus den Bäumen auftauchenden Kirchthurm, Triel mit seinen, wie weiße Flecken erscheinenden Gypsgruben, Poissy, durch das man mitten hindurchfuhr, die beiden grünen Mauern des Waldes von Saint-Germain, die Lilienböschungen von

Colombes, endlich tief unten das Weichbild des schon vom Pont d'Asnières erblickten Paris mit dem fernen Arc de Triomphe, mit seinen verpesteten, mit Fabrikschornsteinen gespickten Baulichkeiten.

Die Locomotive bohrte sich in den Tunnel von Les Batignolles und gleich dahinter landete man in dem hallenden Bahnhof. Bis zum Abend gehörte der Tag ihnen. Auf der Rückfahrt war es schon Nacht, sie schloß ihre Augen und durchlebte noch einmal das genossene Glück. Aber jedesmal, am Morgen wie am Abend, beugte sie beim Vorüberfahren an la Croix-de-Maufras den Kopf vor und warf vorsichtig einen Blick hinaus, ohne sich selbst zu zeigen. Sie konnte darauf zählen, daß vor der Barriere Flore die umhüllte Fahne präsentirte und den Zug mit ihren flammenden Blicken musterte.

Seit das Mädchen die Umarmung der Beiden an jenem Schneetage belauscht, hatte Jacques

Séverine vor Flore wiederholt gewarnt. Er kannte die ihm schon von Jugend auf nachstellende leidenschaftliche Liebe dieses wilden Kindes, und er ahnte, daß ihre jungfräulich energische Eifersucht einen tödtlichen und zügellosen Haß ausbrütete. Andererseits mußte sie von vielem wissen, denn ihm fiel immer wieder ihre Bemerkung ein, daß der Präsident Beziehungen zu einer Dame hatte, die jetzt verheirathet sei und die Niemand verdächtige. Wußte sie das, so konnte sie sich auch das Verbrechen zusammenreimen: zweifellos hatte sie die Absicht, zu sprechen oder zu schreiben, kurz sich durch eine Denunziation zu rächen. Aber Tage und Wochen waren verflossen, ohne daß etwas Besonderes vorfiel, noch immer sah er sie stolz aufgerichtet auf ihrem Posten mit der Fahne in der Hand. Er hatte das Gefühl, als ob ihre glühenden Augen ihn schon träfen, sobald sie seine Locomotive in der Ferne zu Gesicht bekam. Ihr Blick fand ihn durch den Qualm,

nahm ihn völlig gefangen und begleitete ihn beim Getöse der Räder auf seiner blitzschnellen Fahrt. Und gleichzeitig mit ihm wurde der Zug selbst gemustert, durchbohrt, durchsucht vom ersten bis zum letzten Waggon. Und ihr Auge fand auch immer die Nebenbuhlerin, die jetzt jeden Freitag, wie sie wußte, mit Jacques fuhr. Was nützte es Séverine, daß sie, durch das Verlangen, jene sehen zu wollen, gebieterisch angespornt, ihren Kopf nur ein ganz klein wenig nach vorn beugte: sie wurde gesehen und Beider Blicke kreuzten sich wie Schwerter. Heißhungrig entfloh der Zug, nur sie blieb ohnmächtig am Boden kleben, wüthend über das Glück, das er in sich barg. Sie schien zu wachsen, jedenfalls kam es Jacques so vor, so oft er sie wiedersah. Ihr Nichtsthun in der ganzen Angelegenheit machte ihn sehr besorgt, er fragte sich vergebens, welcher Plan in diesem, so düster blickenden großen Mädchen reifte, deren marmorner Erscheinung er nicht aus dem

Wege gehen konnte.

Auch der Zugführer, Henri Dauvergne, war Beiden unbequem. Er hatte ebenfalls Dienst bei dem Zuge am Freitag und bewies der jungen Frau eine aufdringliche Liebenswürdigkeit. Ihr Verhältnis zu dem Locomotivführer war ihm bekannt und er hoffte, daß auch an ihn vielleicht die Reihe kommen würde. Wenn Roubaud bei der Abfahrt von Havre gerade Dienst hatte, boste er sich über die ihm nicht verborgen bleibenden Aufmerksamkeiten Henri's: er reservirte ein Koupee für Séverine, half ihr beim Einsteigen und sah persönlich nach der Heizung. Eines Tages hatte sogar der eigene Gatte, der übrigens nach wie vor mit Jacques sprach, als wäre nichts vorgefallen, diesen durch ein Blinzeln mit den Augen auf das Gebahren des jungen Menschen aufmerksam gemacht, als wollte er Jacques fragen, ob er so etwas litte. Bei gelegentlichen Zänkereien mit seiner Frau ließ er es durchblicken, daß er sie

im Verdacht habe, es mit Beiden zu halten. Séverine bildete sich eine Zeitlang ein, daß auch Jacques das glaubte und wurde sehr traurig gestimmt. Unter Schluchzen und Weinen betheuerte sie ihm ihre Unschuld und daß sie sich eher tödten als ihm untreu sein würde. Er hatte sie, trotzdem er sehr bleich war, gehätschelt, umarmt und sie damit beruhigt, daß er sie immer für ehrbar gehalten hätte, er hoffte also, daß Niemand deshalb zu sterben brauchte.

Die ersten Abende des März brachten so scheußliches Wetter, daß sie ihre Stelldicheins aufgeben mußten; aber die Reisen nach Paris, diese wenigen Stunden der Freiheit genügten Séverine nicht mehr. Ihr verlangte danach, Jacques ganz für sich zu haben, mit ihm gemeinsam leben und Tag und Nacht bei ihm zubringen zu können. Ihre Abneigung gegen ihren Mann wuchs, das tägliche Gebundensein an diesen Menschen trieb sie in eine krankhafte, unerträgliche Aufregung hinein.

So sanft und nachgiebig sie sonst als Frau auch war, sobald es sich um ihn handelte, fuhr sie aus der Haut, wenn er ihr nicht sofort ihren Willen ließ. In solchen Augenblicken schien es, als senkte sich der tiefe Schatten ihrer dunklen Haare auch auf das durchsichtige Blau ihrer Augen nieder. Sie wurde wild, sie warf ihm vor, ihre Existenz vergiftet zu haben, so daß ein ferneres Leben an seiner Seite unmöglich war. Hatte er nicht Alles herbeigeführt? Daß ihr eheliches Leben in Trümmer gegangen war, daß sie einen Liebhaber hatte, war es nicht sein Verschulden? Seine schwerfällige Gelassenheit, der gleichgültige Blick, mit dem er ihrem Zorn begegnete, sein runder Rücken, sein aufgeblasener Bauch, diese ganze schwammige Fettmasse, die sich in behäbigem Glück gefiel, regte sie, die so furchtbar duldet, vollends auf. Mit ihm zu brechen, auf und davon zu gehen und irgendwo ein neues Leben zu beginnen, einen anderen Gedanken

kannte sie nicht mehr. O wie schön, von vorn anzufangen, die Vergangenheit auszulöschen, wieder fünfzehn Jahre alt zu sein, zu lieben und geliebt zu werden, so zu leben, wie sie damals vom Leben träumte! Acht Tage lang trug sie einen Plan zur Flucht mit sich herum: sie wollte mit Jacques nach Belgien fliehen und sich dort als junges, arbeitsames Paar niederlassen. Sie behielt aber diesen Gedanken für sich, denn es hatten sich ihrer Absicht sofort Hindernisse in den Weg gestellt; ihre Lage war dann eine höchst bedenkliche, die sie stets zittern machen würde, und vor Allem verdroß es sie, in diesem Falle ihrem Manne ihr Vermögen zurücklassen zu müssen, das baare Geld und la Croix-de-Maufras. Sie hatten das Ganze zu Gunsten des überlebenden Theiles testirt. So lange die Frau als gesetzliche Pflegerin darüber verfügen konnte, band ihre Macht ihm die Hände. Deshalb hätte sie es vorgezogen, lieber hier zu sterben, als sich durch ihre Flucht eines Sous zu berauben.

Als er eines Abends todtenblaß nach oben kam und ihr erzählte, er sei so dicht vor einer Locomotive über die Schienen gegangen, daß der Puffer ihn schon gestreift hatte, dachte sie daran, daß sie nach seinem Tode frei sein würde. Sie sah ihn mit ihren großen Augen starr an: warum wollte er durchaus nicht sterben, nun sie ihn nicht mehr liebte und er aller Welt unbequem war?

Von nun an nahm Séverine's Traum eine andere Gestaltung an. Sie stellte sich vor, daß Roubaud bei einem Unglücksfall um das Leben gekommen war und daß sie mit Jacques nach Amerika reiste. Sie waren bereits verheirathet, hatten la Croix-de-Maufras verkauft und ihren ganzen Besitz in baares Geld verwandelt. Hinter sich ließen sie keine Furcht zurück; sie verließen das Vaterland, um, Eines im Arme des Anderen, neu geboren zu werden. Dort drüben gab es nichts, was sie vergessen wollte, sie könnte an den Beginn eines neuen Lebens glauben. Hier war sie um

ihr Glück betrogen worden, dort wollte sie das Glück von Grund auf kennen lernen. Er würde gewiß bald eine Beschäftigung finden und auch sie könnte gewiß irgend etwas unternehmen, mit einem Worte, dort drüben winkte das mit Kindern gesegnete Glück, ein neues, arbeitsames, zufriedenes Leben. Des Morgens, wenn sie allein im Bett lag oder wenn sie bei ihrer Stickereiarbeit saß, suchte sie derselbe Traum heim, sie verbesserte ihn, malte ihn sich mehr und mehr aus und fügte unaufhörlich glückverheißende Einzelheiten hinzu, so daß sie sich mit Freuden und Glücksgütern schließlich geradezu überbürdet sah. Sie, die früher so ungern ausging, sah jetzt mit Vorliebe der Abfahrt der großen Dampfschiffe zu: sie ging zur Landungsbrücke hinunter, ließ sich dort nieder und folgte dem Rauche des Schiffes, bis er sich am Horizont mit den Nebeln der offenen See mischte; ihr zweites Gesicht spiegelte ihr dann vor, sie stände bereits mit Jacques auf Deck und sei,

fern von Frankreich, auf dem Wege zu dem geträumten Paradiese.

Eines Abends im März wagte sich der junge Mann zu ihr hinauf. Er erzählte ihr bei dieser Gelegenheit, daß mit seinem Zuge ein ehemaliger Schulgenosse von Paris gekommen sei, um nach New-York zu fahren und dort eine neue Erfindung, eine Knopfmaschine, auszubeuten. Dieser brauchte einen Mechaniker als Theilnehmer und hatte ihm ein Anerbieten gemacht. Das wäre eine herrliche Gelegenheit, man brauchte nur dreißigtausend Franken einzuschießen und ein Gewinn von Millionen stände unter Umständen in Aussicht. Er sagte das nur gesprächsweise und fügte gleich hinzu, daß er das Anerbieten selbstverständlich ausgeschlagen habe. Trotzdem war ihm das Herz noch ein wenig schwer, denn es ist hart, auf ein Glück verzichten zu müssen, das man schon so gut wie in der Hand hat.

Séverine hörte wie abwesend zu.
Verwirklichte sich jetzt ihr Traum?

»O, wir können morgen reisen,« flüsterte sie.

Er sah überrascht auf. »Wie, wir können reisen?«

»Ja, sobald er tot ist.«

Sie nannte Roubaud nicht, aber eine entsprechende Kopfbewegung hinterließ keinen Zweifel, wer der er war. Er hatte begriffen und machte eine unbestimmte Bewegung, als wollte er ausdrücken, daß er leider nicht tot wäre.

»Wir werden reisen,« sagte sie mit langsamer, tiefer Stimme, »und dort drüben glücklich sein! Die dreißigtausend Franken erhalten wir durch den Verkauf meines Besitztums und es würde noch etwas zu unserer Einrichtung übrig bleiben ... Du würdest zeigen, was Du kannst, während ich ein trautes, kleines Heim einrichte, in welchem wir uns mit ganzer Seele

lieben können ... O, wäre das schön, wäre das schön!«

Und leise fuhr sie fort:

»Fern von jeder Erinnerung, vor uns nur neue Tage.«

Er fühlte, wie ihn ein mächtiges Gefühl des Glückes durchzog, ihre Hände fanden und drückten sich instinctiv, keiner sprach mehr, von dieser schönen Hoffnung völlig in Anspruch genommen. Sie brach zuerst das Schweigen.

»Du solltest noch einmal zu Deinem Freunde gehen, ehe er abreist und ihm sagen, daß er auf Dich warten soll, ehe er einen Theilhaber nimmt.«

Er staunte abermals.

»Warum das?«

»Mein Gott, weiß man denn? Vor einigen Tagen –die Lokomotive –eine einzige Sekunde

–und ich war frei ... Des Morgens kann man noch ganz vergnügt und am Abend schon tott sein.«

Sie sah ihn starr an und wiederholte:

»O, wäre er erst tott!«

»Du willst doch nicht, daß ich ihn tödte?« fragte er und versuchte zu lächeln.

Dreimal sagte sie nein, aber ihre Augen, diese Augen einer zärtlichen Frau, die mit grausamer Wollust alles ihrer Leidenschaft opfert, sagten ja. Er hatte einen Andern getödtet, warum sollte ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergolten werden? Dieser Gedanke keimte plötzlich in ihr als richtige Folge, als unumgängliches Ende auf. Ihn tödten und auf und davon gehen, nichts einfacher als das. War er tott, war auch alle Qual zu Ende und alles konnte von Neuem begonnen werden. Eine andere Lösung war in ihren Augen nicht mehr möglich, ihr Entschluß stand durchaus fest,

trotzdem sie mit einem leisen Erzittern ihrer Stimme nein sagte, weil ihrer Grausamkeit noch der Muth fehlte.

Er lehnte am Büffet und zwang sich noch immer zu einem Lächeln. Er hatte soeben das dort liegende Messer bemerkt.

»Wenn Du willst, daß ich ihn tödte, so mußt Du mir auch das Messer dazu reichen ... Die Uhr habe ich schon, ein kleines Museum wäre also fertig.«

Er lachte noch stärker. Sie aber entgegnete ernst:

»Nimm das Messer.«

Und als er es in die Tasche geschoben hatte, lediglich um den Scherz bis auf die Spitze zu treiben, umarmte er sie.

»Gute Nacht also ... Ich gehe sofort zu meinem Freunde und sage ihm, daß er mich erwarten soll ... Wenn es Sonnabend nicht regnet,

wollen wir uns hinter dem Hause Sauvagnat's treffen. Abgemacht? ... Nun sei hübsch ruhig, wir werden Niemand tödten, es ist zum Lachen.«

Trotz der vorgerückten Stunde ging Jacques zum Hafen hinunter, um das Hotel aufzusuchen, in welchem sein Freund, der am nächsten Tage abreiste, übernachten wollte. Er erzählte ihm von einer in Aussicht stehenden Erbschaft, erbat sich vierzehn Tage Bedenkzeit und wollte ihm dann endgiltigen Bescheid zukommen lassen. Als er durch die großen, düsteren Alleen zum Bahnhof zurückging, überlegte er erst verwundert den soeben gethanen Schritt. Der Entschluß, Roubaud zu tödten, stand also schon völlig fest, da er bereits über dessen Frau und Geld verfügte? Nein, gewiß nicht, er hatte sich noch zu nichts entschlossen, er traf nur Vorsichtsmaßregeln, falls er sich noch entschließen sollte. Doch jetzt tauchte die Erinnerung an Séverine in ihm auf, an ihre heiße Hand, ihren starren Blick,

der ja sprach, während ihr Mund nein sagte. Ohne Frage wünschte sie es, daß er Jenen tödtete. Ihm wurde ganz wirr, sollte er es wirklich thun wollen?

In der Rue François-Mazeline angelangt, konnte er neben dem bereits schnarchenden Pecqueux keinen Schlaf finden. Gegen seinen Willen arbeitete sein Gehirn diesen Mordplan aus, es legte die Fäden dieses Dramas zurecht und rechnete die entferntesten Folgen aus. Er suchte und erörterte in sich die Gründe für und die Gründe gegen. Bei näherem kaltblütigen Nachdenken waren die meisten für. War Roubaud nicht das einzige Hemmniß seines Glückes? War er todt, konnte er seine angebetete Séverine heirathen, die, wie er sich nicht verhehlen konnte, schon jetzt ihm allein gehörte. Mit ihr erhielt er Geld, ein ganzes Vermögen. Er konnte seinen harten Beruf an den Nagel hängen, wurde selber Herr da drüben in Amerika, in welchen Lande, wie die Kameraden sagten, die Mechaniker das Gold

mit Schaufeln einheimsen. Wie im Traume entrollte sich ihm das Bild eines neuen Lebens: ein leidenschaftlich geliebtes Weib, sofort zu gewinnende Millionen, ein Leben ohne jede Entbehrung, voll unbegrenzten Genießens. Und um diesen Traum zu verwirklichen, war nur eine Bewegung nothwendig, einen Mann niederzuschlagen, eine Bestie, eine Pflanze, die den Weg versperrt und die man deshalb vernichtet. Und nicht einmal interessant war dieser fette, halb kopfschwache Kerl, dessen thörichte Spielwuth jede einstige Energie untergraben hatte. Warum ihn schonen? Kein einziger Umstand sprach zu seinen Gunsten. Alles verurtheilte ihn, denn auf jede Frage gab es nur die eine Antwort, das Interesse der Anderen forderte seinen Tod. Noch zu zögern wäre unklug und feige.

Jacques, dem der Rücken brannte, lag auf dem Bauch. Blitzschnell warf er sich plötzlich herum, als er einen so lange ihm noch

unbestimmt vorschwebenden Gedanken wie eine scharfe Spitze sich in sein Gehirn bohren fühlte. Warum tötete er, der schon von Kindheit auf tödten wollte, dem diese fixe Idee zu einer fürchterlichen Qual geworden war, diesen Roubaud nicht? Vielleicht würde dieses Opfer seiner Mordgier genügen und er nicht nur ein gutes Geschäft machen, sondern auch gleichzeitig geheilt werden. Welch ein Glück, geheilt zu sein, nicht mehr dieses Brennen im Blut zu fühlen, Séverine zu besitzen, ohne das fauchende Erwachen dieses Erbübels fürchten zu müssen, das ihm nur ausgeweidete Weiber an den Hals hängen wollte! Der Schweiß drang ihm aus den Poren, er sah sich mit dem Messer in der Faust Roubaud die Kehle durchbohren, wie jener es mit dem Präsidenten gehalten und fühlte befriedigt und gesättigt das warme Blut über seine Hände strömen. Er war entschlossen ihn zu tödten, damit gewann er die Heilung, die angebetete Frau, ein Vermögen. War es ihm durchaus bestimmt,

Jemanden zu tödten, so sollte es dieser sein, dann wußte er wenigstens, daß es eine durch das Interesse und die Logik gebotene That der Vernunft war.

Als sein Entschluß gefaßt war, schlug es gerade drei Uhr. Jacques nickte bereits ein, als ein jäher Schauer ihn im Bett emporfahren ließ. Ja, mein Gott, hatte er denn das Recht, diesen Mann zu tödten? Wenn ihn eine Fliege ärgerte, so konnte er sie mit einem Schlage zermalmen. Als ihm eines Tages eine Katze durch die Beine kroch, hatte er ihr mit einem Fußstoße, allerdings ohne es zu wollen, die Glieder zerbrochen. Aber diesen Mann, sein Ebenbild! Er mußte nochmals alle Gründe hervorkramen, die ihm ein Recht auf den Mord zusprachen, das Recht der Starken, welche die Kleinen fressen, weil sie ihnen im Wege sind. Er liebte die Frau des Anderen und diese Frau wollte frei sein, um ihn heirathen und ihm ihr Vermögen zuwenden zu können. Dieses Hinderniß brauchte nur aus dem Wege

geräumt zu werden. Wenn im Walde zwei Wölfe sich um eine Wölfin streiten, beißt nicht auch der stärkere den anderen zu Schanden? Und als in früheren Zeiten die Menschen ebenso wie die Wölfe sich in den Höhlen verbargen, gehörte da nicht die begehrte Frau dem der Bande, der sie sich aus dem Blute des Anderen zu erobern verstand? So lautete das Gesetz des Lebens, ihm mußte man gehorchen, nicht den Skrupeln, die eine spätere Zeit erfunden hatte. Nach und nach schien ihm sein Recht ein unumstößliches und sein erster Entschluß stand wieder in allen Theilen fest: schon vom nächsten Tage an wollte er Ort und Stunde ausdenken, den Act vorbereiten. Es war zweifellos das Beste, Roubaud des Nachts auf dem Bahnhofe während einer seiner Runden niederzustechen und damit gleichzeitig den Anschein zu erwecken, als ob überraschte Diebe ihn getödtet hätten. Dort hinter den Kohlenhaufen wußte er einen geeigneten Platz, dorthin konnte man ihn

locken. Trotz seines Versuches einzuschlafen, malte er sich die Szene vollständig aus, er überlegte, wo er sich aufstellen, wie er zustoßen sollte, um ihn auf der Stelle todt hinzustrecken. Und während er sich die kleinsten Einzelheiten vorstellte, tauchte stumm, aber unbeugsam der Widerwille, der innere Protest gegen das Verbrechen in ihm auf. Und dieser Zwiespalt seiner Gefühle ermunterte ihn wieder vollends. Nein, er wollte doch nicht tödten! Es schien ihm ungeheuerlich, unausführbar, unmöglich. Der civilisirte Mensch, die aus der Erziehung gewonnene Kraft, der langsame und unzerstörbare Aufbau der Ueberlieferungen empörten sich in ihm. Du sollst nicht tödten, er hatte es mit der Milch der Generationen in sich eingesaugt, sein verfeinertes, mit Skrupeln ausgestaffirtes Gehirn stieß den Mord mit Abscheu von sich, sobald er ihn zu begründen versuchte. Ja, tödten aus Selbstschutz in einer instinctiven Anwandlung, das ginge noch an,

aber töteten mit Vorsatz, aus Interesse und Kalkul, das zu thun fühlte er sich nie, niemals im Stande!

Der Tag brach bereits an, als Jacques ein wenig einschlummerte, aber sein Schlaf war ein so leichter, daß sich der abscheuliche Kampf in ihm fortsetzte. Die folgenden Tage waren die schmerzlichsten seines Lebens. Er ging Séverine aus dem Wege, er hatte ihr sagen lassen, daß er sie am Sonnabend nicht erwarten würde, denn er fürchtete sich vor ihren Blicken. Aber am Montag mußte er sie wiedersehen, und wie er richtig befürchtet hatte, vermehrten ihre blauen, sanften, so unergründlich tiefen Augen wieder seine Angst. Sie sprach kein Wort von seinem Vorhaben, keine Bewegung, keine Silbe drängten ihn dazu. Aber aus ihren fragenden bittenden Augen sprach nichts Anderes als dieses. Er wußte nicht, wie er sich vor ihrer Ungeduld und ihrem Vorwurf rechtfertigen sollte; immer wieder fand er sie auf sich

gerichtet, immer wieder las er aus ihnen das Erstaunen, daß er noch zögern könnte, glücklich zu werden. Als er von ihr ging, zog er sie rasch und heftig an sich, um ihr verstehen zu geben, daß er entschlossen sei. Er war es in der That, er war es bis er die letzte Stufe der Treppe hinter sich hatte. Dann begann von Neuem der Kampf seines Gewissens. Als er sie am übernächsten Tage wiedersah, stand ihm die Feigheit, daß er vor einer nothwendigen That zurückschrecke, deutlich auf dem bleichen Gesicht mit den unstät blickenden Augen geschrieben. Sie hing wortlos schluchzend an seinem Halse und schien sich fürchterlich unglücklich zu fühlen; er war wie verdreht und glaubte sich selbst verachten zu müssen. So oder so mußte er damit zu Ende kommen.

»Am Donnerstag dort unten, willst Du?« fragte er leise.

»Ja, am Donnerstag, ich werde auf Dich

warten.«

Die Nacht von Donnerstag zum Freitag war kohlrabenschwarz. Ein sternenloser, von den dichten, undurchsichtigen Nebeln des Meeres erfüllter Himmel spannte sich über Havre aus. Wie gewöhnlich war Jacques zuerst zur Stelle und wartete hinter dem Hause der Sauvagnat auf Séverine. Die Finsterniß war eine so dicke, daß er ihr leichtfüßiges Kommen erst wahrnahm, als sie ihn bereits streifte, worüber er erschrak. Gleich lag sie in seinen Armen, nicht wenig beunruhigt, daß sie ihn zittern fühlte.

»Ich habe Dir Furcht eingejagt,« flüsterte sie.

»O, nicht doch, ich habe Dich ja erwartet ... Komm', es kann uns heute Niemand sehen.«

Die Arme um die Hüften geschlungen, wanderten sie über das weite Terrain. Auf dieser Seite des Depots brannten nur sehr wenige Gaslaternen, an manchen, besonders

dunklen Stellen fehlten sie vollständig, während sie vom Bahnhof her wie helle Sternchen herüberblinkten.

Lange wandelten sie wortlos dahin. Sie hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt, hob ihn öfters und küßte ihm das Kinn; er beugte sich dann zu ihr hernieder und gab ihr als Erwiderung einen Kuß auf die Schläfe, auf die Wurzeln der Haare. Ein einziger, banger Ton von den fernen Kirchen kündigte die erste Morgenstunde an. Sie sprachen nicht und doch vernahmen sie ihre beiderseitigen Gedanken in ihrer Umarmung. Sie dachten nur an das Eine, so oft sie beisammen waren, wurden sie nur von diesem einen Gedanken beherrscht. Der Kampf tobte fort, warum noch darüber unnütze Worte verlieren, wo es allein zu handeln galt? Als sie sich zärtlich an ihm emporrichtete, fühlte sie in seiner Hosentasche das Messer. Er war also doch entschlossen?

Doch ihre Gedanken bewegten sie zu mächtig,

um noch länger schweigen zu können, ihre Lippen öffneten sich und flüsterten kaum hörbar:

»Er kam eben nach oben, zuerst wußte ich nicht, was er wollte, dann sah ich ihn nach seinem Revolver langen, den er vergessen hatte ... Er wird jedenfalls eine Runde machen wollen.«

Wieder schwiegen sie, doch zwanzig Schritte weiter begann er zu sprechen:

»In der letzten Nacht ist hier Blei gestohlen worden ... Er wird zweifellos hierher kommen.«

Sie erzitterte. Beide verstummten und machten ganz kleine Schritte. Ein Zweifel war in ihr aufgestiegen: war es wirklich das Messer, das seine Tasche aufbauschte? Zweimal bückte sie sich, um ihrer Sache gewiß zu sein. Als aber ihr Reiben an seinem Beine ihr noch keine Gewißheit verschaffte, ließ sie die eine Hand

sinken und fühlte. Ja, es war das Messer. Ihm war ihre Absicht nicht entgangen. Heftig zog er sie an seine Brust und flüsterte ihr in's Ohr:

»Er wird gleich kommen. Du wirst frei sein.«

Der Mord war beschlossen, sie meinten nicht mehr zu gehen, sondern von einer unbekanntem Macht über den Erdboden getragen zu werden. Ihre Sinne hatten an Schärfe zugenommen, ihre Hände krampften sich schmerzhaft, der leiseste Hauch von ihren Lippen wurde mit einem Druck der Fingernägel erwidert. Sie vernahmen jedes fernhin durch die Finsterniß verhallende Geräusch, das Keuchen der Locomotiven, gedämpfte Stöße, hallende Schritte. Sie sahen die Nacht, die schwarzen Haufen von allen möglichen Gegenständen, als ob der Nebel vor ihren Blicken gefallen wäre. Eine Fledermaus strich vorüber, sie konnten ihrem Fluge kreuz und quer folgen. An der äußersten Ecke eines Kohlenhaufens blieben sie unbeweglich

stehen, mit Augen und Ohren lauschten sie, ihr ganzes Wesen spannte sich. Jetzt flüsterten sie.

»Hast Du nicht dort unten einen Alarmruf gehört?«

»Nein, es war ein in die Remise geführter Waggon.«

»Aber dort links geht Jemand. Der Sand hat geknirscht.«

»Nein, es sind Ratten, die in dem Haufen wirtschaften, die Kohle bröckelt ab.«

Weitere Minuten vergingen. Plötzlich reckte sie sich an ihm empor.

»Da ist er.«

»Wo? Ich sehe nichts.«

»Er ist eben um den Frachtgüterschuppen herumgebogen und kommt direct auf uns zu ... Da! Sein Schatten geht an der weißen Mauer entlang!«

»Du glaubst, daß dieser dunkle Punkt ... Er ist also allein?«

»Ja, allein, ganz allein.«

In diesem entscheidenden Augenblick warf sie sich ihm abermals wie toll um den Hals und ihre glühenden Lippen suchten die seinen. Es war das ein inniger Kuß lebendigen Fleisches, als wollte sie ihm Blut von ihrem Blut einflößen. Wie heiß sie doch ihn liebte und wie sehr sie Jenen verfluchte!

O, sie hatte es an zwanzig Male schon wagen und selbst dieses Geschäft verrichten wollen, um ihm den Schrecken zu ersparen, aber ihre Hände waren hierzu zu schwach, sie fühlte sich hierzu viel zu sanft, so etwas bedurfte einer Männerfaust. Mit diesem langen Kuß gab sie ihm allen Muth, den sie besaß, das Versprechen ihm ganz zu dienen. Fleisch von ihrem Fleisch. Eine Locomotive pfiß in der Ferne und klagte melancholisch durch die öde Nacht; mit regelmäßigen Stößen sauste

irgendwo ein Riesenhammer auf ein Eisen nieder, während die vom Meere heraufgestiegenen Nebel wie ein wildes Heer am Himmel sich ballten und fortwälzten und von Zeit zu Zeit die funkelnden Zungen der Gaslaternen auszulöschen drohten. Als sie endlich seinen Mund freigab, fühlte sie nichts mehr in sich, sie glaubte vollständig in ihn aufgegangen zu sein.

Er hatte mit einem Griff das Messer aufgeklappt, gleich darauf stieß er einen wilden Fluch aus.

»In des Teufels Namen, er geht wieder!«

In der That wandte sich der bewegliche Schatten, nachdem er sich ihnen bis auf fünfzig Schritte genähert hatte, nach links und entfernte sich mit dem ruhigen Schritte eines Nachtwächters, den nichts aus seiner Gelassenheit bringen kann.

Sie drängte ihn vorwärts.

»Komm', so komm doch.«

Beide glitten, er vorn, sie dicht hinter ihm, wie Jäger hinter dem Wilde lautlos dahin. An der Ecke der Reparaturwerkstätten verloren sie ihn einen Augenblick aus den Augen, dann fanden sie ihn höchstens zwanzig Schritte vor sich wieder, als sie behende einen Remisenstrang überschritten, um ihm den Weg abzuschneiden. Sie mußten die kleinsten Vorsprünge der Mauer als Versteck wählen, ein einziger falscher Schritt würde sie verrathen haben.

»Wir werden ihn nicht fassen,« brummte er.
»Wenn er den Weichensteller erreicht, entkommt er uns.«

Sie flüsterte ihm wieder in den Hals hinein:

»Geh, geh nur.«

In diesem Augenblick, inmitten dieses weiten, in Finsterniß getauchten Terrains und der nächtlichen Trostlosigkeit des großen

Bahnhofs war er zu Allem entschlossen, kam ihm doch diese Einsamkeit wie eine Mitschuldige vor. Seine Aufregung wuchs, während er seinen flüchtigen Schritt beflügelte, nochmals hielt er sich die Gründe vor, die diesen Mord als eine weise, berechnete, logisch bekämpfte und logisch erklärliche That hinstellten. Er übte nur ein ihm zukommendes Recht aus, das Unrecht alles Lebens, denn dieses Blut des Anderen gebrauchte er unumgänglich für sein eigenes, ferneres Leben. Er brauchte nur dieses Messer ihm in den Hals zu bohren und das Glück war sein.

»Wir werden ihn nicht bekommen, wir werden ihn nicht bekommen,« wiederholte er wüthend, denn er sah den Schatten jetzt das Weichenstellerhäuschen passiren. »Verflucht, da geht er hin.«

Im selben Augenblick aber packte sie ihn mit ihrer nervigen Hand am Arm und zog ihn an

sich.

»Sieh nur, er kommt zurück.«

Roubaud war in der That umgekehrt. Er wandte sich nach rechts, dann kam er wieder auf sie zu. Vielleicht hatte er auf seinem Rücken die dunkle Empfindung von den seine Spur verfolgenden Mördern gehabt. Er setzte seinen Weg ruhigen Schrittes fort, wie ein gewissenhafter Wächter, der erst heimkehren will, nachdem er alles in Augenschein genommen hat.

Jacques und Séverine rührten sich nicht mehr vom Flecke. Zufällig waren sie gerade hinter der vorspringenden Ecke eines Kohlenhaufens stehen geblieben. Sie drückten sich mit dem Rückgrat fest an ihn, als wollten sie in ihn hineinkriechen und waren in dem Tintenmeer mit einem Male völlig verschwunden. Sie hielten den Athem an.

Jacques sah Roubaud direct auf sich

zukommen. Noch trennten sie dreißig Schritte, doch mit jedem Schritte verminderte sich regelmäßig der Abstand, als schlug der unerbittliche Balanzier des Schicksals den Tact. Zehn Schritt und nochmals zehn Schritt: gleich hatte er ihn vor sich, er brauchte nur den Arm zu erheben, ihm das Messer in den Hals zu stoßen und ihn von rechts nach links zu ziehen, um den Schrei zu ersticken. Die Sekunden däuchten ihm endlos; ein solche Fluth von Gedanken durchtobte die Leere seines Schädels, daß ihm jede Zeitmessung abhanden ging. Noch einmal zogen alle Gründe, die ihn zu dieser That drängten, an ihm vorüber, er erlebte bereits den Mord, er wußte seine Ursachen und seine Folgen. Noch fünf Schritte. Sein bis zum Platzen angespannter Entschluß stand unerschütterlich fest. Er wollte tödten, er wußte, warum er tödtete.

Jetzt noch zwei Schritt, da mit einem Mal ging in ihm alles kopfunter, kopfüber. Nein, er

konnte diesen wehrlosen Mann nicht heimtückisch morden. Das Grübeln konnte ihn nicht zum Mörder machen, er gebrauchte kein Instrument zum Morde, er mußte ihn aus Hunger oder Leidenschaft zerfleischen können. Was konnte er dafür, daß das Gewissen aus den überlieferten Ansichten einer langsamen Gerechtigkeitsvererbung sich zusammensetzte! Er fühlte sich nicht berechtigt zu tödten und was immer auch er sich einzureden suchte, dieses Recht konnte er nie in Anspruch nehmen.

Roubaud schritt gelassen vorüber. Sein Ellbogen streifte beinahe die gegen die Kohlen Lehnenden. Ein einziger Athemzug hätte sie verrathen, aber sie blieben starr wie Todte. Kein Arm erhob sich, kein Messer blitzte. Nichts rührte sich in der Finsterniß, nicht einmal ein Schauder. Roubaud war schon zehn Schritt weit entfernt und noch immer war ihr Rücken wie angenagelt an die Kohle; athemlos blieben sie stehen, als fürchteten sie den

einsamen, wehrlosen Mann, der sie soeben fast berührt hatte und so friedlich seinen Weg fortsetzte.

Jacques stöhnte vor Wuth und Schande.

»Ich kann nicht, ich kann nicht!«

Er wollte sich an Séverine lehnen, sich auf sie stützen, ihn verlangte es nach ihrer Entschuldigung, ihrer Tröstung. Aber ohne ein Wort zu verlieren, entwand sie sich ihm. Er streckte seine Hände nach ihr aus, doch ihre Kleider glitten ihm durch die Finger, er vernahm nur noch ihre flüchtigen Schritte. Vergebens folgte er ihr, denn dieses plötzliche Verschwinden nahm ihm vollends den Kopf. Hatte sie sich über seine Schwachheit geärgert? Verachtete sie ihn? Die Vorsicht empfahl ihm, ihr nicht nachzugehen. Doch als er sich allein in dieser mächtigen, nur von den gelblichen Thränen der Gaslaternen unterbrochenen Oede befand, befahl ihm eine grenzenlose Hoffnungslosigkeit. Er machte,

daß er davonkam und vergrub seinen Kopf tief in die Kissen, um den Fluch zu ersticken, der auf seinem Dasein ruhte.

Zehn Tage später, gegen Ende März triumphierten endlich die Roubaud über die Lebleu. Die Verwaltung hatte ihre, von Herrn Dabadie unterstützte Beschwerde berechtigt gefunden, denn auch der bewußte Brief, in welchem sich der Kassierer verpflichtete, die Wohnung zu räumen, sobald ein neuer Unter-Inspector sie reklamirte, war von Fräulein Guichon beim Durchsuchen alter Rechnungen in dem Bahnhofsarchiv gefunden worden. Frau Lebleu war außer sich über ihre Niederlage, sie erklärte sich sofort zum Ausziehen bereit; wenn man durchaus ihren Tod wollte, dann lieber gleich. Drei Tage lang hielt dieser denkwürdige Umzug den Corridor in Aufregung. Selbst die kleine, dünne Frau Moulin, die man nie kommen und gehen sah, betheiligte sich, indem sie Séverine's Arbeitstisch von einer Wohnung in die andere

trug. Philomène aber war ganz in ihrem Element. Sie hatte gleich in der ersten Minute ihre Hilfe angeboten, sie schnürte Bündel, schleppte und rückte die Möbel und besetzte die Vorderwohnung, noch ehe ihre Bewohnerin sie verlassen hatte. Sie war es, die Frau Lebleu aus ihrem Heim trieb, während beider Mobiliar noch einen unentwirrbaren Knäuel bildete, denn Alles war untereinander gekommen. Sie entwickelte für Jacques und alles, was er liebte, einen so auffallenden Eifer, daß in dem erstaunten Pecqueur ein Verdacht aufstieg. Er fragte sie mit seiner rachsüchtigen Trunkenboldsmiene, ob sie jetzt mit seinem Maschinenführer schliefe, er wolle sie nur warnen, sich nicht abfassen zu lassen, denn sonst würde er mit ihnen Beiden abrechnen. Ihr Herz schlug noch stärker wie sonst für Jacques, sie wollte ihm und seiner Geliebten dienen in der stillen Hoffnung, dadurch, daß sie sich zwischen Beide drängte, auch etwas von ihm zu haben. Als sie den

letzten Stuhl herübergeschleppt hatte, flog die Thür zu. Plötzlich bemerkte sie noch einen von der Kassirersfrau vergessenen Puff, sie öffnete die Thür wieder und warf ihn auf den Corridor. Der Umzug war vorüber.

Nun nahm das Leben allmählich wieder seinen monotonen Verlauf. Während die Gicht Frau Lebleu in ihren Sessel in der Hofwohnung bannte, wo sie zu sterben glaubte und mit dicken Thronen in den Augen nichts weiter sah, als das den Himmel abschließende Zinkdach, saß Séverine an einem Fenster der schönen Vorderwohnung und stickte an ihrem nicht fertig werdenden Fußkissen. Unter ihr das fröhliche Leben des Auffahrtplatzes, der ununterbrochene Strom der Fußgänger und Wagen. Schon schmückte der vorzeitige Frühling die Spitzen der großen, die Bürgersteige umsäumenden Bäume mit jungem Grün. Darüber hinaus entrollten die fernen Ufer von Ingouville ihre buschigen, von weißen Landhäusern unterbrochenen Abhänge.

Und doch war sie überrascht, so wenig Freude an der Erfüllung ihres Traumes, an ihrer so heiß begehrten Wohnung voller Licht, Leben und Sonne zu empfinden. Die Mutter Simon brummte, weil sie ärgerlich war, in ihren Gewohnheiten gestört zu sein und auch sie wurde zeitweilig ungeduldig und vermißte ihr einstiges Loch, in welchem man wenigstens den Schmutz weniger sah. Roubaud hatte ihr vollständig den Willen gelassen. Er schien mitunter garnicht zu wissen, daß sein Nest ein anderes geworden war, oft irrte er sich und wunderte sich höchlichst, daß sein Schlüssel nicht in das alte Schloß paßte. Im Uebrigen nahm der Verfall der Wirtschaft seinen Fortgang, er erschien immer seltener in der Wohnung. Eine kurze Zeit schien er unter dem Erwachen seiner politischen Gedanken wieder aufzuleben; natürlich brannten sie ihn nicht, denn er vergaß keinen Augenblick die Geschichte mit dem Unterpräfecten, die ihm beinahe die Stellung gekostet hatte. Aber seit

das durch die allgemeinen Wahlen erschütterte kaiserliche Regiment eine fürchterliche Krisis durchmachte, triumphirte er, er wiederholte gern, daß diese Leute glücklicher Weise nicht immer die Herren bleiben würden. Uebrigens genügte ein freundschaftlicher Wink von Herrn Dabadie, dem es durch Fräulein Guichon gesteckt worden war, ihn zu beruhigen. Jetzt, wo Frau Lebleu, von der Trauer getödtet, täglich schwächer wurde und das Leben im Corridor ruhig und einträchtig dahinfloß, warum neue Verdrießlichkeiten heraufbeschwören, noch dazu der Regierung wegen. Roubaud mokirte sich im Grunde genommen über die Politik so gut wie über alles Andere! Ohne Gewissensbisse zu empfinden und täglich fetter werdend, ging er mit gleichgültigem Rücken leisen Schrittes seinen eigenen Weg.

Seit Jacques und Séverine sich stündlich sehen konnten, war ihre beiderseitige Scham gewachsen. Jetzt hinderte nichts mehr ihr

Glück; er konnte auf der anderen Treppe zu ihr gelangen, so oft es ihm beliebte und ohne Furcht belauscht zu werden. Die Wohnung gehörte ihnen, er hätte sogar dort schlafen können, wenn er die Kühnheit gehabt hätte, aber diese gewollte, von beiden gebilligte und trotzdem unerfüllte und nicht durchgeführte That hatte eine unüberschreitbare Mauer zwischen Beiden aufgerichtet. Ihn drückte die Schande seiner Schwachheit, er fand sie jedesmal verstimmter und unglücklicher über das unnütze Warten. Selbst ihre Lippen suchten sich nicht mehr, denn diesen halben Besitz hatten sie bis zur Hefe ausgekostet. Es gab für sie nur noch ein einziges Glück, die Abfahrt, die Heirath da drüben und ein neues Leben.

Eines Abends fand Jacques Séverine in Thränen. Als sie ihn sah, hing sie sich an seinen Hals und schluchzte noch stärker wie zuvor. Sie hatte schon öfter so geweint, doch hatte seine Umarmung sie bisher noch stets

beruhigen können. Doch je stärker er sie diesmal an sein Herz drückte, um so stärker schien ihre Verzweiflung sich zu äußern. Er wußte nicht, was er mit ihr beginnen sollte und nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände. Er sah ihr tief in die feuchten Augen und verstand, warum sie so verzweifelte. Sie bedauerte es, eine Frau zu sein und daß es ihre duldsame Milde nicht zuließ, selbst zu morden.

»Verzeihe mir und warte noch ein wenig. Ich schwöre Dir, es soll bald geschehen, sobald ich kann.«

Sofort ruhte ihr Mund auf dem seinen, als wollte sie diesen Schwur dort besiegeln. Und wieder küßten sie sich so innig und so ewig, als flösse ihr ganzes Sein durch diese Brücke ihres Fleisches ineinander.

Zehntes Kapitel

Tante Phasie war am Donnerstag Abend um neun Uhr einem letzten Krampfanfalle erlegen. Vergebens hatte der an ihrem Bette wachende Misard versucht, ihr die Augen zu schließen: sie blieben hartnäckig offen, der starre Kopf hatte sich ein wenig auf die Schulter geneigt, als beobachtete er die Vorgänge im Zimmer, während die etwas verzerrten Lippen ein schalkhaftes Lächeln heuchelten. Neben ihr brannte auf einer Tischecke ein einziges Licht. Und die seit neun Uhr mit voller Schnelligkeit vorüberfahrenden Züge ahnten nichts von dieser noch warmen Todten; während das Licht aufflackerte, machten sie sie eine Stunde hindurch erzittern.

Misard wollte Flore los sein und hatte sie deshalb sofort nach Doinville geschickt, um Anzeige von dem Ableben zu machen. Vor elf Uhr konnte sie nicht zurück sein, er hatte also

zwei Stunden für sich. Er schnitt sich zunächst in aller Gemüthsruhe eine Scheibe Brod ab, er hatte in Folge des lange währenden Todeskampfes nichts essen können und fühlte jetzt in seinem Magen eine große Leere. Er aß, während er auf und ab ging und hier und dort die Sachen rückte. Plötzliche Hustenanfälle hemmten seinen Schritt, so daß er sich krümmte; er sah selbst aus wie ein halber Todter, so mager, so erbärmlich mit seinen farblosen unterlaufenen Augen, man sah, er würde sich nicht mehr lange seines Sieges freuen. Und doch er hatte richtig dieses große, schöne Weib aufgeessen, wie ein eine Eiche auffressendes Insect, sie lag jetzt auf dem Rücken, ein Nichts und er dauerte noch. Er erinnerte sich plötzlich an etwas, er bückte sich und zog eine Schüssel unter dem Bett hervor, in welcher sich noch ein Rest von Kleiewasser befand, das man der Todten für eine Waschung zurecht gemacht hatte. Seit sie seinen Plan gemerkt, mischte er das Gift nicht

mehr unter das Salz, sondern in das Waschwasser. Sie war zu dumm, um nach dieser Seite Mißtrauen zu hegen, und diesmal hatte das Gift sie richtig weggerafft. Er leerte draußen die Schüssel und als er zurückgekehrt war, wusch er mit einem Schwamm die umhergespritzten Tropfen von der Diele. Warum hatte sie auch ihm nicht gewillfahrt? Sie wollte die Boshafte sein, um so schlimmer für sie. Wenn man innerhalb einer Ehe, ohne die übrige Welt in den Streit zu ziehen, darum spielt, wer den Andern einsargen wird, muß man die Augen offen halten. Er war stolz auf sein Werk und grinste wie über eine amüsante Geschichte, daß er ihr das Gift von unten eingegeben hatte, während sie so ängstlich alles prüfte, was sie oben zu sich nahm. In diesem Augenblick jagte ein Eilzug vorüber und wickelte das Häuschen in einen solchen Sturmwind ein, daß er, trotzdem er so etwas gewöhnt war, erschrocken nach dem Fenster blickte. Ach, da war ja diese beständige Fluth

wieder, diese Allerweltsmenschheit, die nicht wußte, was sie auf ihrer Fahrt zermalmte und sich auch blutwenig darum kümmerte, so eilig hatte sie es, selbst zum Teufel zu gehen! Und als der Zug vorüber und wieder tiefe Stille eingetreten war, begegnete sein Blick den großen, weit geöffneten Augen der Todten, deren unbewegliche Augäpfel jeder Bewegung von ihm beim höhnischen Lachen der verzerrten Lippen zu folgen schienen.

Der sonst so phlegmatische Misard konnte eine gelinde Bewegung des Zornes nicht unterdrücken. Er verstand wohl, was sie sagte: Such! Such! Nun, die tausend Franken nahm sie gewiß nicht mit in die Ewigkeit, und nun sie todt war, würde er sie schon finden. Warum hatte sie sie ihm nicht freiwillig gegeben, dann wäre jeder Verdruß vermieden worden. Ueberallhin verfolgten ihn ihre Augen. Such! Such! Sein Blick umfaßte den ganzen Raum, in welchem er nie gesucht hatte, weil sie bei Lebzeiten fast stets dort sich

aufhielt. Zuerst machte er sich an den Wäscheschrank: er nahm die Schlüssel unter dem Kopfkissen vor, durchwühlte die mit Leinen bedeckten Bretter, leerte die zwei Schiebladen und stülpte sie sogar um, um zu sehen, ob kein geheimes Versteck darin wäre. Nein, nichts! Dann dachte er an den Nachttisch. Er hob die Marmorplatte ab und stellte den ganzen Tisch auf den Kopf, aber vergebens. Auch hinter dem Kaminspiegel, einem winzigen, von zwei Klammern gehaltenen Jahrmarktsspiegel, nahm er eine Musterung vor, er schob ein flaches Lineal zwischen Wand und Spiegel hindurch, holte aber nur ein schwärzliches Häuflein Staub hervor. Such! Such! Um den offenen Augen der Todten zu entgehen, legte er sich auf den Bauch und klopfte leise an verschiedene Stellen der Diele, um zu hören, ob ein hohler Ton ihm irgend ein Versteck verrathen würde. Mehrere Bretter waren lose, er riß sie ganz auf. Nichts, noch immer nichts! Als er sich wieder

aufgerichtet hatte, nahmen ihn die Augen gleich wieder auf's Korn, er wendete sich der Todten zu und versuchte ihr in die starren Augen zu blicken, deren verzerrte Lippen das fürchterliche Lächeln sehen ließen. Kein Zweifel, daß sie sich über ihn lustig machte. Such! Such! Er fieberte bereits, er trat noch näher an das Bett, denn ein Verdacht, ein gotteslästerlicher Gedanke keimte in ihm auf, der zunächst die schon bleiche Farbe seines Gesichts in ein noch fahleres Grau verwandelte. Warum hatte er es so sicher angenommen, daß sie die tausend Franken nicht mit nahm in die Ewigkeit? Vielleicht that sie es doch? Er wagte es, die Decke von ihr zu ziehen und sie zu entkleiden; er durchsuchte alles, selbst die geringste Falte an ihren Gliedern, hatte ihm doch die Todte geheißen zu suchen. Unter ihr, hinter ihrem Nacken, hinter ihrem Rücken suchte er. Er warf die Betten durcheinander und fuhr mit dem Arm bis zur Schulter in das Stroh hinein. Er fand

nichts. Such! Such! Und ihr Kopf, der auf das unordentliche Kopfkissen zurückgesunken war, verfolgte ihn noch immer mit diesen spitzbübischen Blicken.

Als Misard, zitternd vor Wuth, dabei war, das Bett wieder in Ordnung zu bringen, kam Flore von Doinville zurück.

»Sonnabend um elf Uhr,« sagte sie.

Sie meinte die Beerdigung. Ein einziger Blick belehrte sie, womit sich Misard während ihrer Abwesenheit beschäftigt hatte. Sie konnte eine verächtliche Bewegung nicht unterdrücken.

»Laßt doch das, Ihr werdet doch nichts finden.«

Er bildete sich ein, daß auch sie ihn verspottete. Er schritt mit aufeinandergepreßten Zähnen auf sie zu und zischte:

»Sie hat sie Dir gegeben, Du weißt, wo sie sind.«

Der Gedanke, daß ihre Mutter überhaupt Jemandem, selbst ihr, der Tochter, die tausend Franken gegeben haben sollte, ließ sie mit den Schultern zucken.

»Jawohl, mir gegeben! ... Der Erde hat sie sie gegeben! ... Dort irgendwo sind sie vergraben, Ihr könnt suchen.«

Mit einer weit ausholenden Handbewegung bezeichnete sie das ganze Haus, den Garten mit seinem Brunnen, die Geleise, das weite, weite Land. Ja, dort in irgend einem Loche, das kein Mensch je entdecken konnte, ruhte das Geld. Während er außer sich, geängstigt, ohne Scheu vor der Gegenwart der Tochter fortfuhr, die Möbel fortzurücken und die Mauern zu beklopfen, trat das junge Mädchen an das Fenster und fuhr halblaut fort:

»Eine milde, schöne Nacht ... Ich bin schnell gegangen. Die Sterne strahlten, daß es hell war wie am Tage ... Morgen giebt es einen prächtigen Sonnenaufgang!«

Einen Augenblick noch blieb Flore am Fenster stehen; ihre Augen tauchten in die heitere, von der ersten Aprilwärme durchlaute Landschaft, die in ihr allerlei Träume hervorgezaubert und ihre Herzenswunde wieder aufgerissen hatte. Doch als Misard das Zimmer verlassen und sie ihn in den andern Räumen umherhantieren hörte, setzte sie sich an das Bett und richtete ihre Augen auf die todte Mutter. Das Licht auf der Tischkante zeigte noch immer eine hohe, unbewegliche Flamme. Ein Zug passirte und sein Dröhnen erschütterte das ganze Haus.

Flore's Absicht war es, die ganze Nacht bei der Todten zu wachen. Sie dachte nach. Zunächst lenkte der Anblick der Todten sie von ihrer fixen Idee ab, die sie unter den Sternen, in dem Frieden der Nacht auf dem ganzen Wege nach Doinville gequält hatte. Jetzt schläferete eine Ueberraschung ihr Leiden ein: warum war ihr Kummer durch den Tod ihrer Mutter nicht gewachsen, warum weinte sie auch jetzt nicht einmal? Trotzdem sie wie eine Wilde wortlos

unentwegt auskniff und über die Felder streifte, sobald sie dienstfrei war, liebte sie doch ihre Mutter. Während der letzten Krisis, der Phasie erliegen sollte, war sie gewiß an zwanzig Mal an das Bett gekommen und hatte Jene gebeten, einen Arzt holen zu dürfen; denn sie zweifelte nicht an Misard's Täterschaft und hoffte, daß die Furcht ihm dann Einhalt thun würde. Aber sie hatte von der Kranken immer nur ein wüthendes Nein als Antwort erhalten, als ob diese ihren Ehrgeiz darin setzte, den Kampf ohne Jemandes Hilfe durchzufechten und ihres Sieges insofern sicher war, als sie am Ende doch das Geld behielt; deshalb mischte sich Flore schließlich nicht mehr hinein, sondern galoppte wieder davon, von ihrer eigenen Krankheit gejagt. Das war, was ihr Herz gefühllos machte: wenn man selbst einen zu schweren Kummer zu tragen hat, so ist für einen zweiten kein Platz mehr vorhanden. Ihre Mutter war von ihr gegangen, sie sah sie dort so bleich und zerstört liegen

und doch litt sie selbst nicht mehr als vorher. Was hätte es genutzt, die Gensdarmen herbeizuholen und Misard zu denunzieren, ging doch auch ohnehin schon alles in Trümmer. Und trotzdem ihr Blick noch immer auf der Todten ruhte, verlor sie diese nach und nach aus den Augen, sie fiel wieder ihrem eigenen inneren Kummer anheim, der Gedanke, der seinen Nagel in ihr Gehirn geschlagen hatte, nahm sie wieder völlig gefangen, sie hatte selbst kein Gefühl mehr für die nachzitternde Erschütterung der vorüberjagenden Züge, deren Vorbeikommen für sie die Uhr bedeutete.

Man hörte jetzt in der Ferne das näher kommende Dröhnen des Pariser Bummelzuges. Als die Lokomotive endlich mit ihrem Signallichte am Fenster vorüberfuhr, wurde das Zimmer wie von einem feurigen Blitze erhellt.

»Ein Uhr achtzehn Minuten,« dachte Flore.

»Noch sieben Stunden. Um acht Uhr sechzehn Minuten werden sie hier vorüberkommen.«

Schon seit Monaten wartete sie Woche für Woche auf diesen Augenblick. Sie wußte, daß der von Jacques am Freitag Morgen geführte Eilzug auch Séverine nach Paris brachte. Sie lebte nur noch dieser Qual der Eifersucht, diesem Aufpassen, diesem Anblick, dieser Gewißheit, daß Jene sich dort unten ungehindert einander hingeben durften. Der Zug entfloh und hinterließ in ihr das abscheuliche Gefühl, sich nicht an den letzten Waggon klammern und mit fortgeschleppt werden zu können! Alle diese Räder schienen den Weg über ihr Herz zu nehmen. Sie hatte schon soviel gelitten, daß sie sich eines Abends heimlich hinsetzen wollte, um dem Gericht zu schreiben; dann war alles zu Ende, denn in ihrer Hand lag es, jene Frau verhaften zu lassen. Sie hatte ehemals das unzüchtige Treiben Jener mit dem Präsidenten Grandmorin wohl gesehen und zweifelte nicht

daran, daß sie durch Mittheilung dieses Umstandes an das Gericht Séverine auslieferte. Doch als sie die Feder in der Hand hatte, wußte sie die Sache nicht zu drehen. Würde das Gericht ihr überhaupt Glauben schenken? Diese ganze saubre Gesellschaft verstand sich ja so gut untereinander. Vielleicht gar steckte man auch sie in das Gefängniß wie Cabuche. Nein, sie wollte sich rächen, aber ganz allein, ohne jede fremde Hilfe. Sie beherrschte nicht einmal, genau genommen, ein directer Rachedgedanken, sie wollte nicht Böses thun, um von ihrem Leiden geheilt zu werden, sondern empfand nur das Bedürfniß, mit allem zu Ende zu kommen, alles auf den Kopf zu stellen, als hätte der Donner dreingeschlagen. Sie war sehr stolz, viel schöner und kräftiger als die Andere, und glaubte, es sei ihr gutes Recht, ebenso geliebt zu werden. Wenn sie auf den Fußsteigen jener Wolfsgegend mit ihren unbedeckten, blonden schweren Haarflechten einsam dahinwandelte, wünschte sie Jene vor

sich zu haben, um in einem Winkel wie zwei feindliche Amazonen ihren Streit mit der Faust austragen zu können. Noch nie hatte ein Mann sie berührt, denn sie schlug jeden Versucher in die Flucht; und darin lag ihre unbezwingliche Stärke, die Gewißheit ihres Sieges.

Seit einer Woche hatte sich der Gedanke in ihr festgesetzt, als hätte ein, Gott weiß woher gekommener Hammerschlag einen Keil in ihr Gehirn getrieben. Jene zu tödten, damit sie nicht mehr vorüberkommen und nicht gemeinsam nach Paris reisen könnten. Sie überlegte nicht weiter und handelte ganz nach dem Zerstörungsinstinct einer Wilden. Wenn ein Dorn in ihrer Haut stak, riß sie ihn heraus und hätte es einen Finger gekostet. Tödten wollte sie sie, tödten, sobald sie wieder einmal vorüberkämen; sie wollte einen Balken über das Geleise legen oder eine Schiene ausreißen, damit der Zug entgleiste und alles zerbrach und erstickte. Ihm, der seine Locomotive sicher nicht verließ, würden die Glieder

zerquetscht werden und sie, die immer in dem ersten Waggon saß, um ihm so nahe als möglich zu sein, würde gewiß nicht davon kommen; an die Andren, diese stete Fluth der Menschheit, dachte sie gar nicht. Das war für sie Niemand, denn sie kannte ja Keinen. An diese Entgleisung des Zuges, an diese Opferung so vieler Menschenleben dachte sie Stunde für Stunde, diese eine Katastrophe voller Blut und menschlicher Schmerzensschreie war gerade groß genug, um ihr von Thränen geschwollenes, überlastetes Herz darin baden zu können.

Aber am vergangenen Freitag Morgen hatte sie sich zu schwach gefühlt, sie war auch noch nicht entschlossen, wo oder wie sie eine Schiene ausheben sollte. Aber am selben Abend noch, als ihr Dienst vorüber war, fiel es ihr ein, durch den Tunnel bis zur Abzweigung nach Dieppe zu streifen. Dieser unterirdische, über eine halbe Meile lange Weg durch diese gewölbte, gradlinige Allee, wo sie das Gefühl

hatte, als rollten die Züge mit ihrem blendenden Signallicht über ihren Körper fort, bildete einen ihrer Lieblingsspaziergänge: oft genug war sie nahe daran, von einer Maschine erfaßt zu werden, und gerade diese Gefahr lockte sie, die gern die Heldenmüthige spielte, immer von neuem an. Als sie aber an diesem Abend der Aufmerksamkeit des Bahnwärters entgangen war und sich auf der linken Seite bis zur Mitte des Tunnels vorgewagt hatte, so daß jeder ihr entgegenkommende Zug rechts an ihr vorüberfahren mußte, beging sie die Unklugheit, sich umzusehen, um den Schlußlaternen eines nach Havre gehenden Zuges folgen zu können. Als sie weiter ging, that sie einen falschen Schritt, sie dreht sich dabei um sich selbst und wußte nun nicht mehr, in welcher Richtung die rothen Laternen verschwunden waren. Ihr von dem Donner der Räder ohnehin betäubter Muth schwand diesmal ganz, ihre Hände waren kalt wie Eis und ihre entblößten Haare sträubten sich vor

Schreck. Wenn jetzt abermals ein Zug vorüberkam, wußte sie nicht mehr, ob er hinauf oder hinunter fuhr, ob sie sich rechts oder links halten sollte und sie konnte im Handumdrehen überfahren werden. Mit Gewalt zwang sie sich, ihre Sinne zu sammeln, sich zu erinnern, zu überlegen. Plötzlich aber jagte sie der Schreck auf und davon und wie toll galoppierte sie in der Richtung ihrer Augen. Nein, sie wollte sich nicht tödten lassen, wenigstens nicht eher, bis Jene getödtet waren! Ihre Füße verwickelten sich in die Schienen, sie glitt aus, fiel, sprang auf und rannte noch heftiger. Der Tunnelwahnsinn war über sie gekommen, die Mauern schienen auf sie einzudringen und sie zerquetschen zu wollen, die Wölbung hallte von einem unerklärlichen Getöse, Drohstimmen und fürchterlichem Brummen wieder. Alle Sekunden wandte sie den Kopf zurück, denn sie glaubte in ihrem Nacken den glühenden Athem einer Locomotive zu verspüren. Zweimal ließ eine

plötzliche Gewißheit, daß sie sich täuschte und auf der Seite, wohin sie lief, getödtet werden würde, sie mit einem Sprunge die Richtung ändern. Und sie lief und lief, bis vor ihr in der Ferne wie ein Stern so winzig ein rundes, sich schnell vergrößerndes, flammendes Auge auftauchte. Sie mußte mit aller Mühe den Wunsch, abermals umzukehren und davonzulaufen, niederkämpfen. Das Auge wurde ein Gluthmeer, der Schlund eines gefräßigen Ofens. Unbewußt und halb geblendet war sie nach rechts gesprungen. Der Zug rollte wie ein Donner vorüber und wickelte sie in den mit ihm kommenden Sturmwind ein. Fünf Minuten später kam sie auf der Seite nach Malaunay gesund und unversehrt aus dem Tunnel heraus.

Es war neun Uhr, einige Minuten später mußte der Pariser Eilzug kommen. Sie war die zweihundert Meter bis zur Gabelung nach Dieppe in gewöhnlichem Schritt weitergegangen und prüfte die Geleise, ob ihr

nicht irgend ein Umstand zu Hilfe kommen konnte. Auf dem Strang nach Dieppe, der ausgebessert wurde, stand ein Arbeitszug, den ihr Freund Ozil gerade dorthin gelenkt hatte. Wie eine plötzliche Erleuchtung kam ihr der Gedanke, den Weichensteller an der Umlegung der Weiche zu hindern, so daß der Eilzug nach Havre auf diesen Arbeitszug rennen mußte. Dieser Ozil war von dem Tage, an welchem er, blind vor Verlangen nach ihr, einen Hieb über den Schädel erhalten hatte, der diesen beinahe gespalten, ihr Freund geworden. Sie liebte es, ihm plötzliche Besuche zu machen, wie eine von ihrem Berge abgeirrte Ziege. Ozil war ein früherer Militär, ein magerer, enthaltamer Mann, der Tag und Nacht mit offenem Auge auf seinen Dienst paßte und dem daher bisher noch kein Verschulden zur Last gelegt werden konnte. Nur dieses wie ein Mann so starke wilde Mädchen, das ihn zu Boden geschlagen hatte, entfachte sein Verlangen, sobald auch nur ihr

kleiner Finger ihn berührte. Obwohl er gut vierzehn Jahre älter war als sie, wünschte er sie zu besitzen. Er hatte es sich geschworen und geduldet sich, indem er den Liebenswürdigen spielte, nachdem ihm sein rücksichtsloses Vorgehen nichts genützt hatte. Als sie an diesem Abend sich im Schatten seinem Häuschen genähert hatte und ihn beim Namen rief, dachte er an gar nichts weiter, als so schnell wie möglich zu ihr zu gelangen. Sie bethörte ihn richtig, ihr auf das Feld zu folgen, erzählte ihm endlose Geschichten, daß die Mutter krank wäre und sie nicht mehr in la Croix-de-Maufras bleiben würde, sollte diese sterben. Ihr Ohr vernahm aus der Ferne das Brausen des Eilzuges, der Malaunay soeben verlassen hatte und sich mit vollem Dampfe näherte. Und als sie ihn zur Stelle fühlte, sah sie sich um. Sie hatte aber die Rechnung ohne die neuen Bremsvorrichtungen gemacht. Als die Locomotive auf den Strang nach Dieppe fuhr, gab sie selbst das Haltesignal und der

Locomotivführer hatte noch gerade Zeit, den Zug wenige Schritte vor dem Lastzug zum Halten zu bringen. Ozil rannte mit dem Aufschrei eines Mannes, der unter dem Zusammenbruche seines Hauses erwacht, zur Weiche zurück, während sie starr und unbeweglich, vom Dunkel geborgen, das zur Zurückführung auf das richtige Geleise nothwendige Manöver beobachtete. Zwei Tage später wurde der Weichensteller versetzt. Er kam ihr Lebewohl sagen; er ahnte nichts und bat sie, zu ihm zu kommen, sobald ihre Mutter gestorben sein würde. Ihr Plan war also fehlgeschlagen, sie mußte nach einer anderen Möglichkeit suchen.

Der Nebel des Traumes, der bis jetzt Flore's Blick getrübt hatte, verschwand in diesem Augenblick angesichts dieser Erinnerung. Von Neuem sah sie die von dem gelblichen Scheine der Kerze beleuchtete Tode. Ihre Mutter war nicht mehr, sollte sie jetzt wirklich Ozil heirathen, der sie haben wollte und den sie

vielleicht glücklich machen würde? Ihr ganzes Wesen empörte sich. Nein, wenn sie wirklich so feige sein sollte, die Beiden am Leben zu lassen und selbst am Leben zu bleiben, dann wollte sie lieber über Land gehen und sich irgendwo als Dienstmädchen vermieten, als einen Mann heirathen, den sie nicht liebte. Ein ungewohntes Geräusch ließ sie das Ohr spitzen: Misard riß mit einer Spitzhacke den festgestampften Fußboden der Küche auf. Er suchte immer eifriger nach dem verborgenen Schatz, es wäre ihm nicht darauf angekommen, das ganze Haus umzustülpen. Mit diesem Menschen noch länger zusammen zu leben, war ihr nicht gegeben. Was also sollte sie thun? ein Sturmwind erhob sich, die Mauern erzitterten und über das weiße Antlitz der Todten huschte ein Feuerstrahl, er tauchte die offenen Augen und den ironischen Zug um die Lippen in Blut. Es war der letzte Bummelzug aus Paris mit seiner schwerfälligen langsamen Locomotive.

Flore hatte den Kopf gewandt und betrachtete die durch die Heiterkeit der Frühlingsnacht funkelnden Sterne.

»Drei Uhr zehn Minuten. In fünf Stunden kommen sie.«

Sie hätte zuviel unter der Fortsetzung dieses Spieles gelitten! Sie allwöchentlich zu sehen, sie der Liebe in die Arme zu fahren zu wissen, das ging über ihre Kräfte. Jetzt, nun sie die Gewißheit hatte, daß Jacques nimmermehr ihr allein gehören würde, jetzt hätte sie es gewünscht, daß er nicht mehr am Leben wäre und Keiner angehörte. Dieses düstere Zimmer, in welchem sie wachte, hüllte auch sie in Trauer, ihr Wunsch, daß Alles vernichtet werden möge, wuchs. Da Keiner mehr da war, der sie liebte, so konnten auch alle Anderen der Mutter folgen. Es würde dann Todte in Masse geben und alle würde man auf einmal auf den Kirchhof bringen. Ihre Schwester war todt, ihre Mutter war todt, ihre Liebe war todt:

was thun also? Allein sein, bleiben oder gehen, immer allein, während die Anderen zu Zweien sein würden? Nein, eher sollte Alles in Stücke gehen, der Tod, der augenblicklich in diesem dumpfen Zimmer hauste, sollte über die Geleise schweben und mit aller Welt Kehraus machen!

Nach langem inneren Kampf zur That entschlossen, überlegte sie, welches das beste Mittel zum Gelingen derselben sein würde. Sie blieb jetzt dabei, eine Schiene ausreißen zu wollen. Das war das sicherste und am leichtesten auszuführende Mittel: man brauchte nur mit einem Hammer die Bolzen loszuschlagen und die Schiene sprang aus der Unterlage. Werkzeug hatte sie und sehen konnte sie in dieser öden Gegend Niemand. Der geeignetste Ort war zweifellos die Kurve, die hier hinter dem Einschnitt nach Barentin zu über einen sieben oder acht Meter hohen Damm führt: dort mußte eine vollständige Zerschmetterung des Zuges, ein furchtbarer

Sturz erfolgen. Doch die Berechnung der Zeit, mit der sie sich jetzt beschäftigte, machte sie ängstlich. In der Richtung nach Paris kam vor dem Eilzug, der um acht Uhr sechzehn Minuten passirte, nur ein Bummelzug um sieben Uhr fünfundfünfzig Minuten. Sie hatte also zur Ausführung der Arbeit nur zwanzig Minuten Zeit, doch das genügte. Allein zwischen die Personenzüge wurden häufig ohne vorherige Meldung Güterzüge eingeschoben, namentlich zur Zeit des starken Ankunftsverkehrs. Wozu also unnütze Gefahr laufen? Wie konnte man im Voraus wissen, ob gerade der Eilzug dort zerschellen würde? Lange wälzte sie die Möglichkeiten hin und her im Kopfe. Noch war es Nacht, die Kerze verzehrte sich in einer Hochfluth von Talg, ihr langer Docht kohlte, doch Flore schnauzte ihn nicht mehr.

Es kam gerade ein Güterzug von Rouen. Misard trat gleichzeitig herein. Seine Hände klebten voller Erde, denn er hatte im Holzstall

den Boden aufgewühlt. Er keuchte noch vor Anstrengung und war so fieberhaft aufgereggt über sein vergebliches Suchen, daß er in seiner ohnmächtigen Wuth sofort wieder unter den Möbeln, im Ofen, überall seine Nachforschungen begann. Der Zug nahm kein Ende, seine schweren Räder klapperten in regelmäßigen Pausen und jeder Stoß erschütterte die Todte in ihrem Bett. Als er den Arm erhob, um ein kleines Bild von der Wand zu nehmen, begegnete er wieder den ihm überallhin folgenden Äugen, während die Lippen das ewige Lächeln zu kräuseln schien.

Er wurde bleich, seine Zähne klapperten und bebend vor Zorn sagte er:

»Ja, ja, such, such! ... Und ich werde sie finden, sollte ich selbst jeden Stein im Hause und jeden Erdkloß draußen umkehren.«

Der schwarze Zug war mit einer zermalmenden Langsamkeit vorübergerasselt und die wieder erstarrte Todte blickte so

spöttisch und siegesgewiß ihren Mann an, daß dieser es vorzog, zu verschwinden, wobei er die Thür offen ließ.

Flore, einen Augenblick von ihren Gedanken abgelenkt hatte sich erhoben. Sie verschloß die Thür, damit dieser Mensch die Mutter nicht noch einmal störte. Sie hörte sich erstaunt ganz laut sagen:

»Zehn Minuten genügen auch.«

Zehn Minuten genügten in der That. Wenn zehn Minuten vor Ankunft des Eilzuges kein Zug signalisirt war, konnte sie an das Geschäft gehen. Von nun an war die Angelegenheit für sie eine beschlossene Sache, ihre Angst verschwand und sie wurde ruhig.

Gegen fünf Uhr brach frisch und durchsichtig klar der junge Tag an. Trotz der fühlbaren Kälte öffnete Flore weit das Fenster und der entzückende Morgen drang in das qualmige, nach Tod riechende Gemach. Die Sonne stand

noch hinter von Bäumen gekrönten Hügeln am Horizont; aber jetzt erschien sie und ihre warmen Strahlen rieselten über die Abhänge, überschwemmt die Kreuzwege und erweckten die Frühlingsfröhlichkeit der Erde zu neuem Leben. Sie hatte sich am Abend vorher nicht getäuscht, es wurde ein schöner Tag, einer jener Tage voll Jugend und strotzender Gesundheit, an denen man sich des Lebens freut. Wie schön wäre es jetzt gewesen, nach Gutdünken kreuz und quer über die von tiefen Schluchten unterbrochenen Höhen streifen zu können! Und als sie sich in das Zimmer zurückwandte, war sie überrascht, daß die Kerze wie erloschen aussah und in den hellen Tag nur wie eine bleiche Thräne hineinschimmerte. Die Todte schien jetzt auf den Bahndamm zu blicken, auf welchem die Züge sich unaufhörlich begegneten, ohne selbst den bleichen Kerzenschimmer neben diesem Körper zu bemerken.

Mit dem anbrechenden Tage trat Flore auch

ihren Dienst wieder an. Sie verließ das Zimmer erst zum Pariser Bummelzug um sechs Uhr zwölf Minuten. Auch Misard löste um sechs Uhr seinen Kollegen vom Nachtdienst ab. Auf sein Alarmtuten hin pflanzte sie sich mit der Fahne in der Hand vor der Barriere auf. Eine Sekunde blickte sie dem Zuge nach.

»Noch zwei Stunden,« dachte sie ganz laut.

Ihre Mutter hatte keine Bedienung mehr nöthig. Sie fühlte jetzt eine förmliche Abneigung, das Zimmer wieder zu betreten. Das war vorüber, sie hatte sie noch einmal umarmt und konnte nun frei über ihr Leben und das der Anderen verfügen. Gewöhnlich verschwand sie in den Pausen während des Passirens der Züge, aber an diesem Morgen fesselte sie ein eigenes Interesse an die Bank neben der Barriere, eine einfache Holzplanke. Die Sonne stieg am Horizont herauf, ein warmer Strom Goldes durchfluthete die klare

Luft. Sie rührte sich nicht, sie badete sich in dieser Milde inmitten der wüsten, von den Aprilsäften durchschauerten Landschaft. Einen Augenblick interessirte sie Misard, den man in seiner Holzbude jenseits der Geleise sichtlich aufgereggt, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit umherlaufen sah: er trat in's Freie, er zog sich wieder zurück und hantirte nervös an seinen Apparaten herum; seine Blicke streiften beständig zu dem Wohnhause hinüber, als wäre sein Geist dort noch immer auf der Suche. Dann vergaß sie ganz, daß er dort war. Die Erwartung nahm sie völlig gefangen, stumm und starr heftete sie ihre Blicke auf das Ende der Geleise nach Barentin hin. Dort unten im fröhlichen Glanze der Sonne mußte sich eine Vision erhoben haben, von der ihr wilder Blick nicht zu weichen vermochte.

Minuten verflossen. Flore rührte sich nicht. Als endlich um sieben Uhr fünfundfünfzig Minuten Misard durch zwei Hornsignale den

Bummelzug von Havre meldete, erhob sich Flore, sie schloß die Barriere und pflanzte sich mit der Fahne im Arm vor ihr auf. Schon war der Zug vorüber und verlor sich in der Ferne, nachdem er den Erdboden erschüttert hatte; man hörte ihn sich in den Tunnel bohren und der Lärm verstummte. Sie war nicht zur Bank zurückgekehrt, sondern stehen geblieben und zählte die Minuten. Wenn innerhalb zehn Minuten kein Güterzug gemeldet war, lief sie zur Kurve hinter dem Einschnitt, um eine Schiene auszuheben. Sie war sehr ruhig, nur auf ihrer Brust schien das enorme Gewicht ihres Unternehmens zu lasten. Der Gedanke, daß Jacques und Séverine sich näherten, daß sie hier vorüberkommen würden, um ihrer Liebe zu leben, falls sie nicht sie aufhielte, genügte, um sie in diesem letzten Augenblicke taub und blind zu machen und fest in ihrem Entschlusse, ohne daß der Zwiespalt in ihrem Innern noch einmal ausbrach: der Tatzenschlag der Wölfin, die den arglos

Vorübergehenden niederstreckt, mußte geführt werden. In der Selbstsucht ihrer Rache sah sie immer wieder nur die beiden verstümmelten Körper, die andere unbekannte Menge, der Strom der Menschheit, der seit Jahren an ihr vorüberfluthete, beschäftigte ihre Gedanken garnicht. Die Sonne, diese Sonne, deren heiterer Schein sie irreleiten wollte, sollte sich hinter Blut und Leichen verstecken.

»Noch zwei, noch eine Minute, sie wollte gerade gehen, als ein Aechzen und Knarren auf der Landstraße von Becourt ihren Schritt hemmte. Wahrscheinlich ein Kärner, dem man die Barriere öffnen, mit dem man sprechen, kurz dessenwegen man dableiben mußte: sie konnte dann nichts mehr unternehmen, der Anschlag war wieder einmal fehlgegangen. Mit einer wüthenden Geberde wollte sie davonlaufen und Wagen und Kutscher ihrem eigenen Schicksale überlassen. Doch eine Peitsche knallte durch die frische Morgenluft und eine fröhliche Stimme rief:

»Heda! Flore!«

Es war Cabuche. Wie am Boden gebannt blieb sie vor der Barriere stehen.

»Nun?« fragte er, »Du schläfst noch bei diesem schönen Wetter? Oeffne schnell, damit ich noch vor dem Eilzug hinüberkomme.«

In ihr fluthete Alles mild durcheinander. Der Schlag fiel nicht, die beiden Anderen konnten ruhig ihrem Glücke entgegenfahren, denn sie hatte keine Gelegenheit mehr. Jene zu zermalmen. Während sie langsam die alte, halb verfaulte Barriere öffnete, deren eingerostete Riegel kreischten, suchte sie wüthend nach irgend etwas, das sie auf die Schienen werfen konnte; sie war so verzweifelt, daß sie sich sicher selbst auf die Geleise gelegt hätte, wenn ihre Knochen hart genug gewesen wären, um die Locomotive aus den Schienen zu heben. Ihre Blicke fielen auf den Karren, ein schweres, niedriges, mit zwei Steinblöcken beladenes Gefährt, das fünf

kräftige Pferde kaum zu ziehen vermochten. Diese riesigen, hohen und breiten Blöcke boten sich ihr als mächtiges Hemmniß geradezu an. Sie fühlte plötzlich eine Lüsternheit, ein wildes Verlangen, sie zu nehmen und auf die Schienen zu legen. Die Barriere stand weit offen; heftig schnaubend warteten die schwitzenden Pferde.

»Was hast Du heute?« fragte Cabuche. »Du siehst so merkwürdig aus.«

»Meine Mutter ist gestern Abend gestorben.«

Er stieß einen leisen Schrei freundschaftlichen Mitgeföhles aus. Er legte seine Peitsche fort und drückte ihr beide Hände.

»O arme Flore! Man mußte ja längst darauf gefaßt sein, aber doch thut es weh ... Sie liegt ja wohl noch da, ich will sie sehen, wir hätten uns am Ende doch wieder ausgesöhnt, wenn dieses Unglück nicht gekommen wäre.«

Er schritt langsam mit ihr dem Hause zu. Auf

der Schwelle drehte er sich nach seinen Pferden um. Sie beruhigte ihn schnell:

»Sie werden sich nicht rühren! Der Eilzug ist auch noch lange nicht da.«

Sie log. Ihr geübtes Ohr hatte durch den warmen Schauer der Landschaft bereits vernommen, daß der Zug Barentin verließ. Nach fünf Minuten mußte er in einer Entfernung von hundert Metern aus der Schlucht herauskommen. Während der Kärner in dem Zimmer der Todten sich vergaß und gerührt an Louise dachte, blieb sie draußen vor dem Fenster und lauschte auf den regelmäßigen, von Sekunde zu Sekunde lauter werdenden Athem der Locomotive. Plötzlich fiel ihr Misard ein: er mußte ja sehen, was vorging und sie hindern; es war ihr, als bekäme sie einen Schlag vor die Brust, als sie ihn nicht auf seinem Posten bemerkte. Dagegen sah sie ihn auf der andern Seite des Hauses unterhalb des Brunnenrandes die Erde

aufwühlen; sein Wahnsinn hatte ihn also wieder gepackt und er plötzlich geglaubt, daß dort der Schatz ruhen müßte: ganz seiner Leidenschaft hingegeben, grub er blind und taub darauf los. Jetzt schwand auch der letzte Rest einer Aufregung von ihr. Die Umstände selbst wollten es so. Eins der Pferde wieherte, während die Locomotive jenseits der Schlucht laut pustete, wie Jemand, der es ganz besonders eilig hat.

»Ich werde die Pferde halten,« sagte Flore zu Cabuche, »sei unbesorgt.«

Sie lief davon, faßte das vorderste Pferd am Gebiß und zog mit aller Kraft an. Die Pferde drängten zurück und einen Augenblick knirschte der Karren unter seiner schweren Last, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Aber sie zog, als wäre sie selbst als Reservepferd vorgespannt worden, der Karren schwankte und rollte auf die Schienen. Mitten auf den Geleisen war er gerade, als hundert

Meter vor ihm der Eilzug aus der Schlucht kam. Um den Karren zum Stehen zu bringen, aus Furcht, daß er doch noch hinüber gelange, hielt sie das Gespann mit einem so übermenschlichen Ruck an, daß ihre Glieder krachten. Sie hatte ihre Legende, man erzählte von ihr die außerordentlichsten Kraftstücke, sie hatte einen den Abhang herunterrollenden Wagen aufgehalten, einen Karren vor einem Zuge gerettet, jetzt brachte sie mit eiserner Faust die fünf bäumenden und wiehernden, die Gefahr ahnenden Pferde zum Stehen.

Das waren zehn Sekunden endlosen Schreckens. Die beiden riesigen Blöcke schienen den Horizont zu versperren. Mit ihren blitzenden Kupfertheilen und leuchtenden Achsen glitt die Locomotive sanft und doch gewaltig in dem goldenen Strom des schönen Morgens dahin. Das unvermeidliche war da, keine Macht der Welt konnte die Zerschmetterung abwenden. Aber dieses Warten war so unerträglich.

Misard war mit einem Sprunge wieder auf seinem Posten, mit den Händen und Fäusten fuchtelte er wild in der Luft herum, als hätte er den tollen Wunsch, der Maschine entgegenzulaufen und den Zug aufzuhalten. Auch Cabuche war beim Knarren der Räder und Wiehern der Pferde aus dem Hause getreten, er rannte davon und heulte ebenfalls, um die Pferde anzutreiben. Aber Flore war bereits zur Seite gesprungen und hatte ihn mit sich gezogen, wodurch er gerettet wurde. Er glaubte ja, sie hätte nicht die Kraft gehabt, die Pferde zu zügeln und sie hätten sie mit fortgerissen. Er klagte sich an und schluchzte verzweifelt, während sie hoch aufgerichtet, mit brennenden, weit geöffneten Lidern dem Kommenden entgensah. Während der kaum auszudenkenden Zeit, in der die Maschine noch einen Meter von den Blöcken entfernt war, sah sie ganz deutlich Jacques, der die Kurbel des Fahrtregulators gepackt hielt. Er sah hinüber, ihre Augen tauschten einen

einzigem Blick aus. Er däuchte Flore maßlos lang.

Jacques hatte Séverine an diesem Morgen freundlich zugelächelt, als sie wie jeden Freitag früh zum Eilzuge auf dem Perron erschienen war. Warum sich auch das Leben durch Sorgen noch mehr verbittern? Warum nicht die Stunden des Glücks genießen, so oft sich eine darbot. Vielleicht machte sich schließlich noch Alles. Er wenigstens war entschlossen, die Freude dieses Tages ganz auszukosten, er schmiedete allerlei Pläne und träumte bereits von einem gemeinsamen Frühstück in einem Restaurant. Als sie ihm einen trostlosen Blick zuwarf, weil an der Spitze des Zuges sich kein Waggon erster Klasse befand und sie gezwungen war, weit von ihm im Hinteren Ende des Zuges Platz zu nehmen, hatte er sie durch einen fröhlichen Blick trösten wollen. Man kam ja doch zugleich an und die Wiedervereinigung war dann um so schöner. Als er sich

vornüberbeugte, um sie in das Koupee steigen zu sehen, hatte ihn sogar seine gute Laune veranlaßt, Henri Dauvergne, den Zugführer, der, wie er wußte, in sie verschossen war, mit ihr zu necken. In der vorigen Woche hatte er sich eingebildet, daß dieser kühner wurde und daß sie ihn, um sich zu zerstreuen und das elende Leben, das sie sich selbst bereitet, zu vergessen, ermuthigte. Roubaud behauptete es als selbstverständlich, daß sie sich schließlich auch diesem jungen Menschen hingeben würde und zwar ohne jede Gefühle, lediglich, um etwas Neues kennen zu lernen. Und Jacques fragte Henri nun, wem er denn eigentlich am verflossenen Abend, hinter einer der Ulmen des Bahnhofsplatzes verborgen, Kußfinger durch die Luft zugeworfen hätte. Pecqueux, der gerade Kohlen auflegte, platzte mit lautem Lachen heraus. Und dampfend stand die Lison fahrtbereit da.

Die Strecke von Havre nach Barentin hatte der Eilzug mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit

ohne bemerkenswerthen Zwischenfall zurückgelegt. Henri war der erste, der von seiner hohen Wachtcabine aus beim Verlassen der Schlucht den die Geleise versperrenden Karren signalisirte. Der Gepäckwagen an der Spitze des Zuges war mit Gepäckstücken vollständig angefüllt, denn der sehr belastete Zug barg eine große Menge Reisender, die am Abend vorher mit einem Dampfer gelandet waren. Eingeklemmt von diesem Berg bei jedem Stoß tanzender und schwankender Koffer und Körbe stand der Zugführer in seiner Koje und schrieb; ein kleines Fläschchen Dinte hing an einem Nagel und pendelte ununterbrochen hin und her. Wenn in einer Station Gepäckstücke abgeladen worden waren, hatte er vier bis fünf Minuten zu schreiben. In Barentin waren zwei Reisende ausgestiegen, er war also noch dabei, seine Papiere in Ordnung zu bringen und wollte sich gerade in seine Koje begeben, wobei er, wie er es gewöhnlich that, seinen Blick rückwärts

und vorwärts über die Geleise streifen ließ. In diesem mit Fensterscheiben versehenen Käfig hielt er sich in allen freien Minuten auf und lugte umher. Der Tender verbarg ihm den Locomotivführer, aber in Folge seines höheren Standpunktes sah er oft weiter und schneller wie dieser. Der Zug war noch in der Schlucht, als er bereits das Hinderniß vor ihm bemerkte. Seine Ueberraschung war eine so große, daß er einen Augenblick vor Schrecken starr war. Dadurch gingen einige Sekunden verloren, der Zug rollte schon aus dem Hohlweg heraus und ein lauter Aufschrei tönte von der Locomotive herüber, als er sich erst entschloß, das Lärmsignal in Bewegung zu setzen, dessen Melder vor ihm hing.

Jacques hatte in diesem kritischen Augenblick die Kurbel des Fahrtregulators in der Hand und sah, ohne etwas zu sehen, denn seine Gedanken irrten anderswo. Er dachte an unklare und fernliegende Dinge, die selbst Séverine's Bild verdrängt hatten. Das tolle

Läuten der Glocke, das Aufkreischen Pecqueux' hinter ihm weckten ihn erst. Pecqueux war unzufrieden mit der Zugluft des Feuerkessels gewesen und hatte den Schaft des Aschkastens herausgezogen. In diesem Augenblick hatte er sich gerade hinausgebeugt, um sich von der Schnelligkeit der Locomotive Rechenschaft zu geben. Jacques, todtenbleich geworden, sah und begriff Alles, vor ihm der Karren, die dahinrasende Locomotive, der unvermeidliche Zusammenstoß, alles das, so klar und deutlich, daß er jedes Körnchen an den beiden Steinblöcken zu unterscheiden und schon die Erschütterung in seinen Knochen zu fühlen meinte. Da war nichts mehr zu machen. Er drehte heftig die Kurbel und schloß den Regulator. Er gab Contredampf, unbewußt zog er am Ventil der Dampfpeife, als wolle er in ohnmächtiger Wuth die Riesenbarrikade vor sich benachrichtigen und noch schnell bei Seite schieben. Ein Geheul der Klage

durchschnitt die Luft, die Lison gehorchte nicht, ihre Geschwindigkeit verminderte sich kaum merklich. Sie war nicht mehr so folgsam wie einst, seit sie im Schnee etwas von ihrer guten Dampfvertheilung, ihrer gefügigen Lauffähigkeit eingeübt hatte, sie war jetzt wunderlich und launisch wie eine alternde Frau, deren Brust etwas von der Kälte abbekommen hat. Sie schnaufte und pustete unter der sie zügelnden Hand, lief aber doch weiter und weiter mit dem ihr theils nachschleppenden, anhängenden, theils sie schiebenden enormen Gewichte des Zuges. Pecqueux, fast toll vor Furcht, rettete sich durch einen Sprung. Jacques rührte sich auf seinem Posten nicht, seine rechte Hand klammerte sich an den Hebel, die andere hielt den Zug der Dampfpeife, er wartete ohne zu wissen, worauf. Und rauchend und fauchend stieß inmitten des sich immer mehr zuspitzenden Gebrülls die Lison mit dem Riesengewichte ihrer dreizehn Waggons auf

den Karren.

Zwanzig Meter ab standen dicht am Damme Misard und Cabuche vom Schreck an die Stelle gebannt und streckten die Arme in die Luft, Flore's weit aufgerissene Augen beobachteten das fürchterliche Schauspiel. Der Zug richtete sich auf, sieben Waggon kletterten übereinander und brachen mit donnerartigem Krachen zu einem unförmlichen Haufen von Trümmern zusammen. Die drei ersten waren vollständig zu Schutt zermalmt, die vier folgenden thürmten sich zu einem Gebirge auf, einem Durcheinander von klaffenden Decken, zerbrochenen Rädern, Thüren, Puffern, Ketten und gespaltenen Scheiben. Alles Andere aber hatte der Anprall der Locomotive an die Steine übertönt, es war ein dumpfer Schlag, der in einen einzigen Schrei des Todeskampfes auslief. Die Lison überschlug sich mit aufgerissenem Leibe nach links und begrub unter sich den Karren; die Steine flogen

zertrümmert, wie von einer Mine in die Luft gesprengt, nach allen Richtungen auseinander und von den fünf Pferden waren vier auf der Stelle zu Boden geschmettert und getödtet worden. Das aus sechs Waggon bestehende Ende des Zuges war völlig unversehrt auf den Schienen stehen geblieben.

Jetzt Rufen, Schreien, unartikulierter, thierartiges Heulen.

»Zu Hilfe! Hierher! ... O mein Gott, ich sterbe!
... Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Man hörte, man sah nichts mehr. Aus den zerrissenen Eingeweiden der Lison entwich pfeifend und zischend der heiße Dampf, als läge eine Riesin in den letzten Zügen. Der weiße undurchdringliche Wirbel von Dämpfen tanzte über den Boden und ließ Niemand nahe kommen, während die glühenden roth wie das Blut dieser Eingeweide schimmernden Kohlen ihre schwarzen Rauchwolken hineinmengten. Der Schornstein hatte sich durch die Wucht

des Anpralles tief in die Erde gebohrt; der Rumpf war in Trümmer gegangen und streckte die geborstenen Achsen wie verzweifelnd von sich, die Räder starrten in die Luft. In dieser Lage, mit ihren gebrochenen, verbogenen Eingeweiden, mit dem schwarz gähnenden mächtigen Loche im Bauche glich die Lison einem von einem fürchterlichen Hornstoße aufgeschlizten und zu Boden geschmetterten Riesenpferde, das verzweiflungsvoll lärmend sein Leben entfliehen sah. Dicht neben ihr lag auch das fünfte Pferd, dem beide Vorderbeine weggerissen waren und die Eingeweide aus einer Brustwunde hingen; den Kopf hatte es aufgerichtet und wieherte entsetzlich, aber durch das Röcheln der im Todeskampf liegenden Maschine drang kein Ton zu Jemandes Ohr.

Das Schreien der Menschen verhallte deshalb zunächst ebenfalls ungehört.

»Rettet mich, tödtet mich! .. Ich leide, tödtet

mich, so tödtet mich doch!«

Während der Tumult wuchs und der Dampf die Augen blendete, öffneten sich die Thüren der unversehrt gebliebenen Koupees und ein wilder Strom von Reisenden ergoß sich aus den Waggonen. Sie fielen zu Boden, rafften sich wieder auf, stießen sich mit den Füßen und schlugen sich mit den Fäusten. Sobald sie festen Boden unter sich fühlten und das freie Feld vor sich sahen, rasten sie davon, sie übersprangen die Hecken, galoppirten querfeldein, um instinctiv von der Gefahr so weit als möglich fern zu sein. Frauen, Männer verloren sich heulend und mit gestäubten Haaren in das Dickicht.

Zu Boden geworfen, getreten, mit in Fetzen herunterhängenden Kleidern stand Séverine endlich gerettet da. Sie floh nicht, sondern stürmte zur röchelnden Locomotive, wo sie auf Pecqueux stieß.

»Jacques, wo ist er, ist er gerettet?«

Der Heizer, der durch ein wahres Wunder keinerlei Verletzung davongetragen hatte, war zu demselben Zwecke dorthin geeilt. Der Gedanke, daß sein Locomotivführer unter den Trümmern liegen könnte, drückte ihm fast das Herz ab. War man doch nun schon so lange mitsammen gefahren und hatte man doch gemeinsam so vieles tragen und erdulden müssen. Und ihre Locomotive, ihre so geliebte Freundin, die dritte in diesem Freundschaftsbunde, lag nun auch auf dem Rücken und gab aus ihren zerrissenen Lungen ihren letzten Athem von sich.

»Ich sprang,« stotterte er, »ich weiß nichts ...
Kommen Sie schnell!«

Auf dem Damm stießen sie auf Flore, die sie kommen sah. Bis jetzt hatte sie sich vor Staunen über ihre vollbrachte That und über das von ihr angerichtete Gemetzel nicht gerührt. Es war also geschehen und gut so. Ihr Verlangen war nun befriedigt, Mitleid für die

Anderen, die sie garnicht bemerkte, fühlte sie nicht. Doch als sie Séverine erkannte, riß sie ihre Augen fast widernatürlich weit auf und ein Schatten fürchterlichen Leidens huschte über ihr aschfarbenes Gesicht. Sie lebte wirklich, diese Frau, die sie bereits für todt gehalten hatte? Ein spitziges Gefühl hatte ihr bisher innegewohnt, weil man ihre Liebe gemordet hatte, jetzt war es ihr aber, als dränge ihr ein Messer in die Brust und mit einem Male wurde es ihr klar, Welch ein Fluch auf ihrer That laste. Sie war es gewesen, sie hatte alles das da getödtet! Ein Schrei der Verzweiflung entriß sich ihrer Kehle, sie rang die Arme und lief wie verrückt davon.

»Jacques! Jacques! ... Hier muß er sein, er ist nach hinten geschleudert worden, ich habe es deutlich gesehen ... Jacques! Jacques!«

Die Lison röchelte jetzt weniger laut, ihr Athem wurde schwächer und so hörte man jetzt auch das herzerreißende Schreien und

Wimmern der Verwundeten. Nur der Rauch wich noch nicht, der mächtige Trümmerhaufe, aus welchem diese Schreckensrufe und Schmerzensschreie drangen, schien von einer unbeweglich in der Sonne stehenden schwarzen Staubwolke umhüllt. Was thun? Was zuerst beginnen? Wie bis zu den Unglücklichen vordringen?

»Jacques!« rief noch immer Flore. »Ich sage Ihnen, er hat mich noch angesehen und ist dann unter den Tender gerathen. Herbei, so helfen Sie mir doch!«

Cabucho und Misard hatten soeben Henri, den Zugführer, aufgehoben, der im letzten Augenblick ebenfalls den Sprung gewagt hatte. Er hatte sich den Fuß verrenkt; sie setzten ihn am Boden nieder und lehnten ihn gegen die Hecke, von wo er stumm und zitternd das Bild der Zerstörung anstarrte, ohne anscheinend viel zu leiden.

»Helfe mir, Cabucho, Jacques muß hier

drunter liegen!«

Der Kärner hörte nicht, er lief zu andren Verwundeten und holte eine junge Frau, deren Beine, an den Schenkeln gebrochen, schlaff herunterhingen.

Séverine eilte auf Flore's Ruf herbei.

»Jacques! Jacques! ... Wo ist er? Ich werde Ihnen helfen.«

»Gut, helfen Sie mir!«

Ihre Hände begegneten sich, sie zogen gemeinsam an einem zerbrochenen Rade. Aber die zarten Finger der einen schafften nichts, während die Andre mit ihrer starken Hand alle Hindernisse forträumte.

»Aufgepaßt!« mahnte Pecqueux, der sich jetzt den Beiden anschloß.

Er riß rasch Séverine zurück, die gerade auf einen an der Schulter abgelösten, noch mit einem Fetzen blauen Tuches bekleideten Arm

treten wollte. Sie wich erschrocken zurück. Dieses Tuch war ihr jedoch fremd, es war ein unbekannter Arm von einem wahrscheinlich irgendwo liegenden Körper, der dahin gerollt war. Sie zitterte aber so sehr in Folge dieses Anblicks, daß sie zu weinen anfing und ohne sich rühren zu können, der Arbeit der Andren zusah; sie war nicht einmal im Stande, die Glassplitter wegzuräumen, an denen sich die Hände schnitten.

Die Rettung der Sterbenden und die Wegräumung der Todten war nicht ohne Gefahr, denn das Feuer der Locomotive hatte sich auf die Holztheile übertragen; um das Feuer im Keim zu ersticken, mußte es erst mit Erde zugeschaufelt werden. Man schickte nach Barentin, um Hilfe herbeizuholen, eine Depesche ging nach Rouen, man schritt muthig und thätig an das Rettungswerk, an welchem sich alle Arme betheiligten. Viele der Flüchtlinge waren zurückgekehrt und schämten sich ihrer Feigheit. Aber man mußte

höchst vorsichtig zu Werke gehen, jedes Stück mußte sehr sorgfältig abgeräumt werden, denn man fürchtete, die unter den Trümmern Begrabenen durch einen Nachsturz derselben noch mehr zu verletzen. Aus dem wüsten Haufen tauchten jammernde Verwundete auf, deren Unterkörper wie in einem Schraubstock eingeklemmt saßen. Eine volle Viertelstunde arbeitete man, um Jemand freizubekommen, der, bleich wie weißes Leinen, sagte, daß ihm nichts fehle. Als man ihn aber heraus hatte, sah man, daß ihm die Beine fehlten. Er verschied auf der Stelle, ohne vorher von dieser fürchterlichen Verstümmelung etwas gewußt oder gefühlt zu haben, so sehr hatte der Schreck jedes andere Gefühl erstickt. Eine ganze Familie wurde aus einem Waggon zweiter Klasse gezogen, der bereits vom Feuer ergriffen worden war: Vater und Mutter hatten Verletzungen an den Knien davongetragen, die Großmutter einen Arm gebrochen; aber sie spürten ihr Leiden nicht, sondern riefen

verzweiflungsvoll nach ihrem kleinen Töchterchen, einem dreijährigen Blondköpfchen, das bei der Entgleisung verschwunden war und bald unter dem Bruchstück einer Waggondecke gesund und mit fröhlich lächelndem Gesichtchen aufgefunden wurde. Ein andres mit Blut besudeltes kleines Mädchen hatte man mit zerquetschten Händchen bei Seite getragen, bis sich ihre Eltern fanden; es saß nun stumm und unbekannt auf der Erde und sagte kein Wort, sobald sich aber Jemand ihr näherte, nahmen ihre Züge den Ausdruck unsäglicher Angst an. Viele Thüren ließen sich nicht öffnen, weil durch den Stoß ihre Schlösser verbogen worden waren, man mußte durch die zerbrochenen Fensterscheiben in die Koupees dringen. Vier Leichname lagen bereits in einer Reihe neben dem Geleise. Ein Dutzend, Todten gleichende Verwundete warteten hilflos auf einen Arzt, um sich verbinden zu lassen. Unter jedem Trümmerstück beinahe

wurde ein neues Opfer gefunden, der Haufen schien nicht kleiner zu werden, alles rieselte und dampfte von dieser menschlichen Schlächterei.

»Wie ich Ihnen sagte, Jacques liegt hier drunter!« wiederholte Flore, als fände sie Trost in dieser hartnäckigen, immer von Neuem ausgesprochenen Behauptung. »Er ruft, still, still, so hört doch!«

Der Tender lag eingeklemmt unter den andren Waggonen, die über ihn fort gestolpert und über ihm zusammengebrochen waren. Seit die Locomotive nicht mehr so großen Lärm machte, hörte man in der That das Aechzen einer tiefen Männerstimme aus dem wüsten Chaos dringen. Je weiter man vordrang, desto lauter und schmerzlicher äußerte sich die Stimme dieses Sterbenden, so daß selbst die Arbeitenden sie nicht mehr ertragen konnten und laut zu schluchzen begannen. Als man endlich den Mann selbst an den Beinen

hervorzog, verstummte das fürchterliche Klagegeschrei. Er war todt.

»Nein,« sagte Flore, »er ist es nicht. Er muß noch tiefer liegen.«

Mit ihren Soldatenarmen hob sie die Räder auf und warf sie auf die Seite, sie bog das Zink der Waggondächer mit Leichtigkeit, brach die Thüren auf und riß ganze Stücke von eisernen Ketten ab. Sobald sie auf einen Todten oder Verwundeten stieß, rief sie, damit man ihn bei Seite trug, sie selbst wollte keine Sekunde aufgehalten sein.

Cabuche, Pecqueux und Misard drängten ihr nach, während Séverine nicht helfen konnte und vor Schwäche fast ohnmächtig sich auf eine losgerissene Koupeebank setzte. Misard's Phlegma gewann allmählich wieder die Oberhand, er ging zu großen Anstrengungen aus dem Wege und beschränkte sich vornehmlich auf das Forttragen der Körper. Er und Flore sahen den Leichnamen in das

Gesicht, als hofften sie aus den tausenden und aber tausenden von Menschen, die seit zehn Jahren an ihnen vorübergefahren waren und in ihnen nur eine wirre Erinnerung an eine wie vom Blitz gebrachte und von ihm entführte Menge hinterlassen hatte, Bekannte wiederzufinden. Aber nein, es war immer wieder nur diese unbekante Fluth der Welt auf Reisen. Dieser brutale, durch einen Eisenbahnunfall herbeigeführte Tod blieb ihnen etwas ebenso unbekanntes, als das es eilig habende Leben selbst dessen Galopp hier vorbei der Zukunft entgegenführte. Sie konnten keinen bei Namen nennen, keine Auskunft geben über die vom Schreck entstellten Häupter der zu Boden geschleuderten, zertretenen, zermalmtten Unglücklichen, Soldaten ähnlich, deren Körper nach der Salve einer zum Sturme anrückenden Armee die Löcher füllen. Und doch glaubte Flore Einen wieder zu erkennen, den sie am Tage des großen Schneefalles gesprochen

hatte: den Amerikaner, dessen Gesicht ihr bekannt war, trotzdem sie weder seinen Namen, noch sonst etwas von ihm und den Seinen kannte. Misard trug ihn mit den andren Todten fort, die Gott weiß woher gekommen waren und hier nun lagen, anstatt sich, Gott weiß wohin zu begeben.

Ein weiteres, herzzerreißendes Schauspiel. In dem umgestülpten Kasten eines Koupees erster Klasse fand man ein junges, wahrscheinlich soeben erst verheirathetes Paar. Beide waren so unglücklich aufeinander geworfen worden, daß die Frau auf ihrem Manne lag und ihn fast zerquetschte, ohne sich ein bischen rühren und ihm eine Erleichterung verschaffen zu können. Er röchelte bereits halb erstickt, während sie mit ihrem freigebliebenen Munde himmelhoch bat, man möchte sich doch beeilen; es riß ihr das Herz entzwei, fühlen zu müssen, daß sie es war, die ihn tödtete. Als man sie endlich befreit hatte, hauchte sie plötzlich ihre Seele aus, denn ein

Puffer hatte ihr die Seite eingedrückt. Der wieder zu sich gekommene Mann schrie laut auf vor Schmerz, er kniete neben ihr nieder, deren Augen noch voll Thränen standen.

Man zählte jetzt zwölf Tote und mehr als dreißig Verwundete. Endlich hatte man den Tender freigelegt. Flore hielt von Zeit zu Zeit inne und drängte ihren Kopf tief hinein zwischen das verbogene Eisen und zersplitterte Holzwerk; gierig durchforschten ihre Augen die Trümmer, um den Maschinenführer zu entdecken. Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus.

»Ich sehe ihn, dort unten liegt er ... Halt, ja es ist sein Arm und die blauwollene Jacke ... Er rührt sich nicht, er athmet nicht ...«

Sie hatte sich aufgerichtet und fluchte wie ein Mann.

»So macht doch, zum Donnerwetter, beeilt Euch doch, ihn herauszubekommen!«

Mit beiden Händen versuchte sie eine Waggondecke hervorzuziehen, die ihr den Weg zu anderen Trümmern versperrte. Sie rannte fort und kehrte mit einer Spitzhacke zurück, die den Misard's zum Holzhauen diente. Wie ein Holzhauer seine Axt in die Eiche des Waldes treibt, machte sie sich an das Holzgebälk. Man war bei Seite getreten und ließ sie allein arbeiten, man rief ihr nur zu, vorsichtig zu sein. Doch lag kein anderer Verwundeter mehr dort, als der Locomotivführer, den ein Haufen von Rädern und Achsen schützte. Sie hörte übrigens auf nichts, Herrin über ihre Muskeln, fielen hageldicht ihre Schläge. Jeder Schlag räumte ein Hinderniß fort. Mit ihren blonden, weit aufgelösten Haaren, ihren aus der zerrissenen Taille dringenden nackten Armen öffnete sie sich wie eine fürchterliche Mäherin einen Weg durch die Zerstörung, die sie selbst verursacht hatte. Ein letzter Schlag traf eine Achse und das Eisen der Hacke sprang entzwei. Mit Hülfe

der Anderen räumte sie die Räder fort, die den jungen Mann vor der sicheren Zerquetschung bewahrt hatten und nahm ihn als Erste in ihre Arme, um ihn bei Seite zu tragen.

»Jacques! Jacques! ... Er athmet, er lebt! O Gott, er lebt! ... Ich hatte doch Recht, daß er dort lag, ich sah ihn ja fallen.«

Fast kopflos folgte ihr Séverine. Beide Frauen betteten ihn am Fuße der Hecke neben Henri, der noch immer vor sich hinstarrte, als begriffe er weder, wo er war, noch was um ihn her geschah. Pecqueux hatte sich ebenfalls genähert und stand jetzt vor seinem Locomotivführer, es jammerte ihn, Jenen so zugerichtet sehen zu müssen. Die beiden Frauen knieten rechts und links nieder, sie stützten den Kopf des Unglücklichen und beobachteten voller Angst die leisesten Zuckungen seines Gesichts.

Endlich schlug Jacques die Augen auf. Seine Blicke wanderten von Einer zu Anderen,

augenscheinlich erkannte er Niemand. Sie schienen ihn gar nicht zu kümmern. Aber als seine Augen die absterbende Locomotive trafen hefteten sie sich auf sie und man las in ihnen das wachsende Erstaunen. Jetzt erkannte er auch die Lison wieder und er erinnerte sich nun an Alles: an die Steine auf den Geleisen, an den fürchterlichen Stoß, den Zusammenbruch, den er zugleich in ihr und in sich selbst empfunden, von dem er jetzt auferstand, während sie ihr Leben dabei gelassen hatte. Sie war nicht Schuld an ihrer Widerspenstigkeit; seit sie sich ihre Krankheit im Schnee geholt, konnte sie nicht dafür, daß sie jetzt weniger geschmeidig war als früher. Auch schwächte das Alter bereits ihre Glieder und machte ihre Bindungen ungelenk. Er verzieh ihr deshalb gern und fühlte tiefen Kummer, als er sie so im Todeskampf liegen sah. Die arme Lison hatte nur noch wenige Minuten zu leben. Sie erkaltete schon, die Kohlengluth verwandelte sich in Asche, der

Athem, der vorher so heftig ihrer Brust entflohen war, lief in das leise Wimmern eines schluchzenden Kindes aus. Noch immer leuchteten ihre Glieder, trotzdem sie mit Erde und Schleim beschmutzt inmitten eines schwarzen Sumpfes von Kohlen ausgeweidet auf dem Rücken lag. Sie endete ebenso tragisch wie ein auf der Straße von einem Unfall betroffenes Luxuspferd. Einen kurzen Augenblick noch hatte man durch ihre zerbrochenen Rippen das Leben in ihr pulsiren sehen können, aber es war nur das letzte Zucken gewesen. Ihre Seele entfloh zugleich mit der Kraft, die ihr Leben gewesen war, mit dem mächtigen Athem, der gar nicht enden zu wollen schien. Immer stiller wurde die zu Tode getroffene Riesin, sanft schlummerte sie ein und schwieg. Sie war todt. Und das Gewirr von Eisen, Stahl und Kupfer, das sie als vergänglichem Theil zurückgelassen, dieser geborstene Koloß mit seinem gespaltenen Rumpf, seinen zerschmetterten Gliedern,

seinen zerrissenen, an das Licht gezerrten Eingeweiden erinnerte an die traurigen Reste eines riesigen menschlichen Körpers, einer ganzen, von frischem Leben pulsirenden Welt, der man das Herz mit Gewalt herausgerissen hatte.

Als Jacques Lison's Dahinscheiden begriffen, schloß er wieder die Augen mit dem Wunsche, ebenfalls sterben zu können; er fühlte sich so schwach, daß er auch mit dem letzten leisen Athemzug der Locomotive zu entschweben vermeinte. Unter den geschlossenen Lidern drängten sich jetzt die Thränen hervor und flossen über seine Wangen. Das war zu viel für Pecqueux, der noch immer unbeweglich mit zusammengepreßter Kehle dastand. Ihre gute Freundin war hinüber und sein Locomotivführer schien ihr folgen zu wollen. Ihre Ehe zu Dreien war also wirklich für immer zerstört? Vorüber die Fahrten auf ihrem Rücken, bei denen sie hundert Meilen zurücklegten, ohne ein Wort zu sprechen und

wobei sie sich doch verstanden, selbst ohne sich ein Zeichen zu geben? Die arme Lison, wie sanft war sie gewesen trotz ihrer Stärke und wie schön hatte sie in der Sonne geleuchtet! Und Pecqueux, der heute nicht getrunken hatte, brach in lautes, nicht niederzukämpfendes Schluchzen aus, das seinen ganzen Körper schüttelte.

Séverine und Flore waren in Verzweiflung über diese abermalige Ohnmacht Jacques'. Die Letztere lief in's Haus und holte Kampferspiritus, damit rieb sie ihn ein, um wenigstens etwas zu thun. Noch mehr aber litten die beiden Frauen in ihrer Angst unter dem endlosen Todeskampfe des Pferdes, das allein von den fünf noch lebte und dem beide Vorderfüße abgerissen waren. Es lag neben ihnen und wieherte beständig; es war ein so fürchterliches Jammern wie aus menschlichem Munde, daß zwei der Verwundeten ebenfalls wie Thiere zu heulen begannen. Kein Todesschrei hatte die Luft mit

einer so entsetzlichen, unvergeßlichen Frage durchtönt, die das Blut zu Eis gefrieren machte. Die Qual wurde unerträglich, es wurden Stimmen des Mitleids und des Zornes laut, die baten, man möchte doch ein Ende mit dem Leiden des Pferdes machen, dessen endloses Wiehern, nun die Locomotive todt war, wie der letzte Weheruf der Katastrophe klang, Pecqueux raffte, noch immer schluchzend, die Hacke mit dem zerbrochenen Eifen auf und ein einziger Schlag vor den Schädel erlöste das arme Thier. Und tiefe Stille senkte sich auf dieses Schlachtfeld hernieder.

Nach zweistündigem Warten traf Hilfe ein. Durch den Anprall hatten sich sämmtliche Waggons nach links geworfen, so daß das andere Geleise in wenigen Stunden wieder fahrbar sein konnte. Ein Zug mit drei Waggons brachte aus Rouen den Cabinetschef des Präfecten, den kaiserlichen Procurator, Ingenieure und Aerzte der Gesellschaft, eine

ganze Fluth bestürzter und geschäftiger Persönlichkeiten herbei, während der Bahnhofsinspector von Barentin, Herr Bessière, mit einer Arbeiterschaar unter den Trümmern aufzuräumen begann. Ein außergewöhnliches Leben und Treiben herrschte mit einem Male in diesem abseits gelegenen, gewöhnlich so stummen und öden Winkel. Die unverletzt gebliebenen Reisenden zitterten förmlich nach der Raserei ihrer Panik vor Verlangen nach Bewegung: die Einen suchten nach Wagen, denn sie fürchteten sich, wieder in die Koupees zu steigen, die Anderen beunruhigten sich schon, als sie sahen, daß nicht einmal ein Schiebkarren aufzutreiben war, wo und wie sie essen und schlafen würden. Alle verlangten sie ein Telegraphenbureau zur Stelle, mehrere wanderten zu Fuß nach Barentin, um von dort zu depeschiren. Während die Herren der Behörde von denen der Verwaltung unterstützt die Untersuchung begannen, machten sich die

Aerzte eilig an das Verbinden der Verwundeten. Viele lagen ohnmächtig in den Blutlachen. Andere klagten leise beim Ansetzen der Pinzetten und Nadeln. Im Ganzen zählte man fünfzehn Tode und zweiunddreißig schwer Verwundete. Bis die Identität der letzteren festgestellt war, lagen sie alle nebeneinander längs der Hecke, das Gesicht dem Himmel zugewandt. Ein kleiner Substitut, ein junger, blonder, rosiger Mensch, der vor Eifer glühte, beschäftigte sich allein mit ihnen, er durchsuchte ihre Taschen, um aus Papieren, Karten, Briefen ihre Namen zu erkennen und an ihnen entsprechende Zettel zu befestigen. Um ihn bildete sich bald ein dichter Kreis; trotzdem fast auf eine Meile in der Runde kein Haus zu sehen war, hatten sich doch schnell an dreißig Menschen, Männer, Weiber, Kinder eingefunden, die nur im Wege standen, ohne helfen zu können. Der schwarze Staub, der Rauchscheier und der Dampf, der Alles eingehüllt hatte, waren verflogen, der

strahlende Aprilvormittag leuchtete triumphirend über dieser Stätte des Unheils und die Sonne badete in ihrem milden, fröhlichen Strahlenregen die Sterbenden und die Todten, die vernichtete Lison, das Chaos aufgehäufter Trümmer, das die Arbeiterschaar zusammentrug, Insecten gleich, welche die Rundung ihres durch den Fuß eines unachtsamen Wanderers zertretenen Loches wieder zu ergänzen bemüht sind.

Jacques war noch immer ohnmächtig. Séverine bat einen vorübereilenden Arzt, näher zu treten. Dieser untersuchte den jungen Mann, fand aber keine äußerliche Verwundung, er befürchtete aber, daß innerliche Verletzungen vorhanden wären, denn es zeigten sich schwache Blutfäden zwischen den Lippen. Er konnte noch nichts Bestimmtes sagen, rieth aber, ihn sobald als möglich in ein Bett zu bringen und bei dem Transport jede Erschütterung zu vermeiden.

Jacques öffnete unter den ihn betastenden Händen abermals mit einem leisen Schmerzensruf die Augen. Diesmal erkannte er Séverine und nach wie vor bat er sie:

»Bringe mich fort, bringe mich fort!«

Flore beugte sich über ihn. Als er den Kopf wandte, erkannte er auch sie. Seine Blicke spiegelten die Furcht eines Kindes wieder, er drängte sich in dem Gefühl des Hasses und des Abscheus an Séverine und wiederholte:

»Bringe mich fort, gleich, gleich!«

Sie fragte ihn, wobei sie die vertrauliche Anrede gebrauchte, denn nur das junge Mädchen war zugegen, das nicht zählte:

»Willst Du nach Croix-de-Maufras? ... Wir sind in allernächster Nähe und dort wie zu Hause. Hast Du etwas dagegen?« Er stimmte ihr bei, noch immer unter den Blicken der Anderen erzitternd.

»Wohin Du willst, nur sofort!«

Flore war unter diesem ihr fluchenden Blicke erbleicht. In dieser Schlächterei Unbekannter und Unschuldiger waren weder er noch sie vom Tode ereilt worden: die Frau hatte keine Schramme abbekommen und er kam auch vielleicht noch davon. Gerade ihr Verbrechen näherte die Beiden noch mehr als zuvor und verbannte sie in dieses einsame Haus, wo sie allein für sich leben konnten. Sie sah sie plötzlich dort wohnen, den Geliebten geheilt und sie ihn sorgsam pflegen und hätscheln, wenn er wach war, sie sah Beide fern von der Welt in absoluter Freiheit den Honigmond in die Länge ziehen, den die Katastrophe herbeigeführt. Ein eisiger Schauer überrieselte sie, sie blickte die Todten an, für nichts und wieder nichts hatte sie Jene gemordet.

Bei diesem Umherblicken sah sie, daß Misard und Cabuche von mehreren Herren ausgefragt wurden, wahrscheinlich von Herren des

Gerichts. In der That versuchten der Kaiserliche Procurator und der Kabinetschef des Präfecten soeben zu ergründen, wie der Karren auf die Geleise gekommen war. Misard blieb dabei, daß er seinen Posten nicht verlassen hätte und, daß er nichts auszusagen wüßte: er hatte in der That keine Ahnung, wie alles das gekommen war, nur behauptet er, sich in diesem Augenblick mit den Apparaten beschäftigt und so dem Damm den Rücken zugekehrt zu haben. Cabuche, der noch wie dumm im Kopf war, erzählte eine lange, bunte Geschichte, warum er die Pferde allein gelassen hätte: er hätte gern die Todte noch einmal sehen wollen, die Pferde seien durchgegangen und das junge Mädchen hätte sie nicht mehr halten können. Er verwickelte sich, begann von vorn, kurz man wurde nicht klug aus ihm.

Ein wilder Drang nach Freiheit tobte mit einem Male durch Flore's eisiges Blut. Sie wollte frei sein, um nachzudenken und einen

Entschluß zu fassen, hatte sie doch nie Jemandes bedurft, um den richtigen Weg einzuschlagen. Wozu noch warten, bis man sie mit langweiligen Fragen belästigte und sie womöglich verhaftete? Sie hatte außer dem Verbrechen auch ein Versehen im Dienste begangen, für das sie verantwortlich gemacht werden mußte. Trotzdem rührte sie sich nicht vom Fleck, so lange Jacques noch da war.

Séverine hatte Pecqueux so lange gebeten, bis es diesem geglückt war, eine Tragbahre aufzutreiben. Er erschien mit einem Kameraden, um den Verwundeten fortzutragen. Der Arzt hatte die junge Frau bewogen, auch den Zugführer Henri in ihr Haus zu nehmen, der nur an einer starken Gehirnerschütterung zu leiden schien. Man wollte ihn nach Jacques fortschaffen.

Als Séverine sich niederbeugte, um den obersten Knopf der Jacke zu lüften, der Jacques am Halse würgte, küßte sie ihn vor

aller Welt auf die Augen, sie wollte ihm dadurch Muth für den Transport einflößen.

»Fürchte nichts, wir werden glücklich sein.«

Er erwiderte lächelnd den Kuß. Das hatte noch gefehlt, um Flore's Herz völlig zu zerfleischen, das riß Jenen auf immer von ihr. Ihr schien es, als flösse auch ihr Blut in Strömen aus einer unheilbaren Wunde. Als man ihn wegtrug, ergriff sie die Flucht. Beim Vorübergehen an ihrem Häuschen sah sie durch die Scheiben das Todtenzimmer, noch immer schimmerte die Kerze neben dem Körper ihrer Mutter bleich in das volle Tageslicht hinein. Während des Unglücks hatte die Todte allein gelegen, den Kopf zur Seite gewandt, ihre Augen waren weit offen, die Lippe verzerrt, als hätte sie diese ihr fremde Welt sich den Kopf einrennen und sterben gesehen.

Flore rannte davon, sie folgte zuerst der Biegung, welche die Straße nach Doinville macht, dann drang sie nach links durch das

Gebüsch. Sie kannte jeden Winkel in dieser Gegend, sie fürchtete daher nicht, daß die Gensdarmen sie so schnell finden würden, falls man sie ihr nachsandte. Sie hielt daher plötzlich in ihrem rasenden Laufe inne und ging langsam auf einen Versteck, eine Art Aushöhlung oberhalb des Tunnels zu, in welcher sie an traurigen Tagen gern zu verweilen pflegte. Sie sah empor, es war um die Mittagszeit. Als sie in ihrem Loche saß, streckte sie sich lang auf den harten Fels aus und blieb unbeweglich, die Hände unter den Nacken geschoben, liegen. Eine fürchterliche Leere gähnte in ihr, ein Gefühl, als sei sie schon gestorben, machte nach und nach ihre Glieder gefühllos. Sie empfand keine Gewissensbisse darüber, so viele Menschen unnütz abgeschlachtet zu haben, sie mußte sich Gewalt anthun, um ein Bedauern und Abscheu zu fühlen. Aber sie wußte genau, daß Jacques gesehen hatte, wie sie die Pferde zurückhielt; sie verstand daher sein

Zurückweichen vor ihr, den schreckhaften Widerwillen, den man vor Ungeheuern empfindet. Das konnte er ihr nie vergessen. Wenn man übrigens die Leute fehlt, denen man auflauert, so braucht man sich darum noch nicht selbst verfehlen. Sie wollte sofort in den Tod gehen. Jede Hoffnung war ihr erstorben; seit sie hier war und ruhiger über alles nachdachte, fühlte sie immer deutlicher die Nothwendigkeit des Selbstmordes. Nur die Müdigkeit, die Hinfälligkeit ihres ganzen Wesens hielten sie noch ab, aufzuspringen und eine Waffe zu suchen, um zu sterben. Und dennoch stieg aus der Tiefe ihres unüberwindlichen Halbschlummers die Liebe zum Leben, ein letzter Traum des Glücks, das Verlangen, auch so glücklich mitsammen leben zu können wie Jene beiden verschont Gebliebenen, in ihr auf. Warum wollte sie die Nacht nicht abwarten, um zu Ozil zu eilen, der sie anbetete und sie gewiß vertheidigen würde? Liebliche Gedanken flohen wirr

durcheinander, sie sank in einen festen, traumlosen Schlaf.

Als Flore erwachte, war es tiefe Nacht. Wie betäubt tastete sie um sich, fühlte das kalte Gestein und erinnerte sich plötzlich, wo sie geschlafen hatte. Und wie ein Blitzstrahl leuchtete ihr jäh die unerbittliche Nothwendigkeit wieder ein; jetzt mußte gestorben sein.

Flore sprang auf und verließ ihr Felsenloch. Sie zauderte nicht, instinctiv fühlte sie, wohin sie sich zu wenden hatte. Sie überzeugte sich durch einen Blick nach dem besternten Himmel, daß es auf neun ging. Als sie an den Bahndamm kam, fuhr gerade ein Eilzug in der Richtung nach Havre vorüber. Es schien ihr das ein Vergnügen zu bereiten: da der Zug so glatt vorüberfuhr, hatte man jedenfalls das eine Geleise bereits freigemacht, während das andere wahrscheinlich noch gesperrt war, denn der Verkehr nach Paris war, wie es schien,

noch nicht wieder aufgenommen. Sie schritt durch das große Schweigen dieser wilden Gegend an der Hecke entlang, Sie beeilte sich nicht, denn der nächste Zug aus Paris kam erst um neun Uhr fünfundzwanzig Minuten hier vorbei. Sehr gefaßt ging sie Schritt für Schritt durch die tiefe Dunkelheit, als wenn sie einen ihrer gewöhnlichen Spaziergänge auf abgelegenen Pfaden machte. Um zum Tunnel zu gelangen, mußte sie durch die Hecke. Sie that es und schlenderte nun auf dem Geleise selbst ihrer Begegnung mit dem Eilzuge entgegen. Um von dem Wärter nicht gesehen zu werden, mußte sie sich mit List an ihm vorbeischleichen, wie immer, wenn sie Ozil am anderen Ende des Tunnels einen Besuch abstatten wollte. Im Tunnel selbst schritt sie unentwegt geradeaus. Sie empfand diesmal nicht dieselbe Furcht wie eine Woche vorher, wo sie sich umgedreht hatte und nicht mehr wußte, in welcher Richtung sie gehen sollte. Der Tunnelwahnsinn tobte nicht wieder in

ihrem Gehirn, dieser Wahnsinnstaumel, in welchem alle Dinge, Zeit und Raum inmitten des donnerartigen Lärms und unter der schweren Last der Wölbung wie umflort erscheinen. Alles das war überwunden. Sie überlegte nicht, sie dachte kaum, sie hatte nur die eine fixe Empfindung, geradeaus gehen zu müssen, bis der Zug ihr entgegen kam und dann immer weiter geradeaus zu schreiten, direct in das Signallicht der Locomotive hinein, wenn es vor ihr durch die Nacht flammte.

Flore fühlte aber etwas wie Ueberraschung, glaubte sie doch schon seit vielen Stunden so zu wandern. Wie fern war ihr doch der Tod, den sie herbeiwünschte! Der Gedanke, daß sie noch viele Meilen würde marschiren müssen, ohne ihm schließlich zu begegnen, brachte sie einen Augenblick zur Verzweiflung. Ihre Füße wankten, war es nicht besser sitzend zu warten und sich über die Schienen zu legen? Es schien ihr das zu unwürdig, sie hatte das Bedürfniß,

wandern zu müssen, bis das Ende da war und dann aufrecht wie eine kriegerische Jungfrau zu sterben. Ihre Energie erwachte von Neuem, eine geheime Macht drängte sie instinctiv vorwärts. Jetzt sah sie in weiter Ferne das Signallicht der Locomotive wie einen einzigen, winzigen Stern am tintenschwarzen Himmel funkeln. Noch befand sich der Zug außerhalb der Wölbung, kein Geräusch verkündete sein Kommen, nur das lebhaft, fröhlich schimmernde Feuer breitete sich aus. Ihre geschmeidige Büste statuenhaft regend und auf ihren starken Beinen nicht wankend schritt sie jetzt etwas schneller aus, ohne indessen zu laufen, als könnte sie die Annäherung einer geliebten Freundin, der sie den Weg zu verkürzen wünschte, nicht erwarten. Der Zug fuhr jetzt in den Tunnel ein, das fürchterliche Donnern näherte sich und die Erde bebte vom Sturmwind gepackt; der kleine Stern war ein riesiges Auge geworden, das sich noch immer vergrößerte und wie ein

Planet aus der Finsterniß sprang. Unter der Herrschaft eines unerklärlichen Gefühles, vielleicht um ganz allein sterben zu wollen, leerte sie, während sie noch immer heldenhaft vorwärts strebte, ihre Taschen und warf ein ganzes Häufchen auf die Seite, ein Taschentuch, Schlüssel, zwei Messer, Bindfaden; sie löste sogar die Nadel, welche ihr Kleid am Halse zusammenhielt und ließ die schon halb zerrissene Gewandung auf der Brust aufklaffen. Das Auge verwandelte sich jetzt in einen Gluthofen, feuchtwarm drang schon der Athem des Ungeheuers ihr entgegen, während der Donner immer betäubender schallte. Sie ging genau auf diese Gluth zu, um die Locomotive nicht zu verfehlen wie ein nächtliches, von der Flamme angelocktes Insect. Der schreckliche Zusammenstoß erfolgte, sie drehte sich um sich selbst und streckte die Arme aus; noch im letzten Augenblick erwachte der Instinct streitlustigen Gefühles in ihr, als wollte sie den

Koloß in die Arme nehmen, um ihn zu bezwingen. Ihr Kopf hatte das Signallicht getroffen, dieses erlosch.

Erst eine Stunde später hob man Flore's Leichnam auf. Wohl hatte der Locomotivführer die befremdliche, hohe bleiche Schreckensgestalt in der Woge des sie jäh überfluthenden Lichtes auf die Maschine zugehen gesehen. Als dann plötzlich die Laterne erlosch und der Zug mit donnerartigem Getöse durch das tiefe Dunkel rollte, hatte er gebebt, denn er hatte den Tod vorüberstreifen gefühlt. Als er den Tunnel verließ, bemühte er sich, dem Wärter die Mittheilung von dem Geschehniß zuzurufen. Allein erst in Barentin konnte er berichten, daß sich im Tunnel Jemand, wahrscheinlich eine Frau, unter die Räder geworfen habe; Haare vermischt mit Gehirntheilen klebten noch an der zerbrochenen Scheibe des Signallichts. Als die ausgesandten Männer den Körper fanden, waren sie von seiner weißen, marmorhaften

Erscheinung überrascht. Durch die Wucht des Stoßes war er auf das andere Geleise geschleudert worden, der Kopf war zu Brei zermalmt, die halbnackten, so herrlich in ihrer Reinheit und Kraft schimmernden schönen Glieder aber waren unverletzt geblieben. Schweigend hüllten die Männer den Leichnam ein. Sie hatten Flore erkannt. Es war ihnen klar, daß sie sich hatte tödten lassen, um sich der auf ihr lastenden fürchterlichen Verantwortung zu entziehen.

Seit Mitternacht ruhte Flore in dem niedrigen Häuschen neben der Leiche ihrer Mutter. Man hatte Matratzen auf die Erde gelegt, eine Kerze angezündet und diese zwischen Beide gestellt, Phasie's Kopf mit dem abscheulichen Lachen ihres verzerrten Mundes hing immer noch auf die Seite, sie schien mit ihren großen starren Augen jetzt ihre Tochter anzustarren. Durch das unheimliche Schweigen hörte man dumpfes Klopfen im ganzen Hause: Misard suchte noch immer athemlos nach dem

Schatze und in regelmäßigen Pausen eilten die Züge nach beiden Richtungen vorüber, denn der Verkehr war wieder auf beiden Geleisen aufgenommen. Im Vollgefühl ihrer mechanischen Kraft jagten sie unerbittlich gleichgültig und ohne Kenntniß dieses Trauerspieles und dieser Verbrechen dahin. Was kümmerten sie die fremden Leute, die unterwegs zu Schaden kommen und von den Rädern zermalmt werden! Man hatte die Todten weggetragen, das Blut aufgewaschen und fuhr wieder der dunklen Zukunft entgegen!

Elftes Kapitel

Die beiden hohen Fenster des großen, in rothem Damast gehaltenen Schlafzimmers in la Croix-de-Maufras führten direct auf den nur einige Meter entfernt sich hinziehenden

Bahndamm. Von dem Bett, einem alterthümlichen Säulenbett an der Hinterwand aus, sah man die Züge vorbeifahren. Seit vielen Jahren war hier nichts geändert, kein Stück berührt oder entfernt worden.

Séverine hatte den verwundeten, ohnmächtigen Jacques in dieses Zimmer tragen lassen, während Henri Dauvergne in ein anderes, kleineres, im Erdgeschoß gelegenes Zimmer gebettet wurde. Sie selbst nahm von einem, nur durch den Treppenflur von Jacques getrennten Zimmer Besitz. Innerhalb zwei Stunden war man fix und fertig eingerichtet, denn das Haus war vollständig ausmöblirt, selbst Wäsche war in den Schränken vorhanden. Séverine band sich eine Schürze vor und sah nun wie eine Krankenwärterin aus. Sie hatte an Roubaud telegraphirt, er möge sie nicht erwarten, sie bliebe einige Tage hier, um die in ihr Haus gebrachten Verwundeten zu pflegen.

Den nächsten Tag bereits hatte der Arzt erklärt, daß er Jacques innerhalb acht Tagen wieder herzustellen hoffe: wunderbarerweise waren die inneren Verletzungen ganz unbedeutender Natur. Er empfahl die größte Pflege und ausschließliche Ruhe. Als der Kranke die Augen öffnete, bat ihn Séverine, die ihn wie ein Kind behandelte, sich ruhig zu verhalten und ihr in Allem zu gehorchen. Er fühlte sich noch so schwach, daß er durch ein Nicken mit dem Kopfe ihr Alles versprach. Seine Gedanken waren nun wieder völlig klar. Er erkannte sofort das Zimmer wieder, das sie ihm in der Nacht ihres Geständnisses beschrieben hatte, es war der Raum, in welchem sie zu sechzehn und einhalb Jahren vom Präsidenten Grandmorin vergewaltigt worden war. Es war jedenfalls auch dasselbe Bett, in welchem er jetzt lag, denn ohne den Kopf zu heben, konnte er die Züge vorüberfliegen sehen, wobei das ganze Haus in's Wanken gerieth. Alles das erschien ihm so

vertraut; wie oft wohl mochte er schon das Haus gesehen haben, wenn er auf seiner Locomotive an ihm vorübersauste! Und er sah es jetzt wieder, wie es in schräger Linie vom Bahndamm mit seinen geschlossenen Fensterläden öde und verlassen da stand; wie es noch trübseliger und erbärmlicher ausschaute, seitdem das mächtige Schild mit der Aufschrift: Zu verkaufen! die Melancholie des vom Gestrüpp durchwucherten Gartens noch erhöhte. Er gedachte der abscheulichen Traurigkeit, des üblen Empfindens, das ihn jedesmal heimsuchte, als winkte ihm dort das Unglück seines Lebens. Jetzt, nun er so bleich in diesem Bett lag, glaubte er Alles zu verstehen, denn es konnte nichts Anderes sein: hier würde er sterben müssen.

Sobald Séverine seinen Verstand so weit gekräftigt glaubte, daß er Alles begreifen konnte, flüsterte sie ihm in das Ohr, während sie gleichzeitig das Oberbett heraufzog:

»Beunruhige Dich nicht, ich habe Deine Taschen ausgeleert und die Uhr an mich genommen.«

Er sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, endlich verstand er:

»Die Uhr ... ganz recht, die Uhr.«

»Man hätte ja zufällig nachsuchen können. Ich habe sie unter meine Sachen versteckt. Fürchte also nichts.«

Er drückte ihr dankbar die Hand. Als er den Kopf wandte, sah er auf dem Tische das ebenfalls in seiner Tasche gefundene Messer liegen. Es war unnöthig, es zu verbergen; dieses Messer sah genau so aus wie alle anderen Messer.

Am zweitnächsten Tage fühlte sich Jacques schon etwas kräftiger, er wagte sogar zu hoffen, daß er nicht sterben würde. Er empfand ein wirkliches Vergnügen, als er Cabuche sich anstrengen sah, mit seinen

schwerfälligen Füßen so leise als möglich durch das Zimmer zu gehen. Seit dem Unglück hatte der Kärner Séverine nicht wieder verlassen, als fühlte er ein brennendes Verlangen, ihr seine Ergebenheit zu beweisen: er ließ seine Arbeit im Stich und kam jeden Morgen, um die groben Arbeiten im Hause zu verrichten; seine Augen verließen sie nicht, er geberdete sich ganz wie ein treuer Hund. Er meinte, sie sei eine strenge Frau, trotzdem sie so schwächling aussähe. Man könnte schon ein Uebriges für sie thun, that sie doch auch so Viel für Andere. Die beiden Liebenden gewöhnten sich bald an ihn, sie umarmten sich ohne Scheu, während er mit seinem großen Leibe so behende als es ging discret durch das Zimmer schob.

Jacques wunderte sich indessen über die häufige Abwesenheit Séverine's. Am ersten Tage hatte sie dem Wunsche des Arztes gemäß die Anwesenheit Henri's verheimlicht, denn sie fühlte selbst, welche wohlthuende Wirkung die

absoluteste Einsamkeit auf Jacques ausüben würde.

»Wir sind allein, nicht wahr?«

»Ja, Schatz, ganz allein ... Schlafe nur ruhig.«

Sie verschwand am folgenden Tage trotzdem alle Minuten, er hatte auch im Erdgeschoß das Geräusch von Tritten und Flüstern vernommen. Am nächsten Tage hörte er sogar unterdrückte Fröhlichkeit, helles Lachen, zwei junge, frische, unermüdlich plaudernde Stimmen.

»Was gibt es da unten, wer ist dort? ... Wir sind also nicht allein?«

»Nein, Schatz, gerade unter Deinem Zimmer liegt noch ein zweiter Verwundeter, den ich auch bei mir aufnehmen mußte.«

»Ah, wer ist das?«

»Henri, der Zugführer.«

»Henri ... Ah!«

»Heute früh sind seine Schwestern angekommen. Sie sind es, die Du hörst, sie lachen über Alles .. Es geht ihm schon besser, sie wollen daher heute Abend schon wieder fort, weil der Vater sie nicht entbehren kann. Henri wird noch zwei oder drei Tage bleiben müssen, bis er vollständig wieder hergestellt ist ... Denke Dir, er sprang, hat aber kein Glied gebrochen, nur war er wie ein Idiot. Jetzt ist sein Verstand schon wieder zurückgekehrt.« Jacques schwieg und heftete einen langen Blick auf sie. Sie setzte daher hinzu:

»Du begreifst doch ... Wäre er nicht hier, wären wir beide schon wieder in's Gerede gekommen ... Da ich aber nun nicht mit Dir allein hier bin, kann mein Mann nichts sagen und ich habe einen guten Vorwand, um bleiben zu können ...Begreifst Du?«

»Ja, ja, sehr gut so.«

Jacques hörte bis zum Abend das Lachen der kleinen Dauvergne wieder heraufschallen, wie

damals in dem Zimmer in Paris, in welchem Séverine in seinen Armen ihm beichtete. Dann wurde Alles still, er vernahm kaum Séverine's leisen Tritt, wenn sie von einem Verwundeten zu dem anderen ging. Die Thür unten fiel in's Schloß, tiefe Ruhe herrschte im ganzen Hause. Zweimal verspürte er einen brennenden Durst, er klopfte mit dem Stuhl auf die Diele, damit Séverine zu ihm käme. Sie erschien dann auch lächelnd und hatte es sehr eilig; sie erklärte ihm, daß sie garnicht zur Ruhe käme, weil sie Henri fortwährend eiskalte Umschläge auf den Kopf legen müßte.

Am vierten Tage konnte Jacques aufstehen und zwei Stunden in einem Fauteuil am Fenster zubringen. Wenn er sich etwas vorbeugte, sah er den schmalen, von niedrigen Mauern umschlossenen, mit wilden, blaß blühenden Rosensträuchern überwucherten Garten, durch den der Eisenbahndamm führte. Er erinnerte sich der Nacht, in der er sich auf die Fußspitzen gestellt hatte, um über die

Mauer zu blicken, er sah das weite öde Terrain auf der anderen Seite des Hauses wieder, die lebendige Hecke, die es einschloß, durch die er geschlüpft war, dann Flore, die neben dem eingefallenen Gewächshaus gesessen hatte und mit einer großen Scheere die Knoten der gestohlenen Stricke durchschnitt. O, das war eine fürchterliche, so ganz von seiner schrecklichen Krankheit beherrschte Nacht gewesen! Diese Flore mit ihrer hohen, geschmeidigen Büste einer blonden Kriegerin, die ihre flammenden Augen starr auf die seinen zu richten pflegte, sie beschäftigte seine Gedanken ausschließlich, seit mit der Gesundheit sich auch das Erinnerungsvermögen wieder einstellte. Bisher hatte er von dem Unglück noch nicht gesprochen und aus seiner Umgebung hatte aus Gründen der Vorsicht noch Niemand davon zu sprechen begonnen. Jetzt aber erinnerte er sich wieder jeder Einzelheit, er ergänzte sich Alles und gab sich, während er

am Fenster saß, die größte Mühe, kleine Züge wiederzufinden und die Acteurs zu entdecken. Warum sah er sie nicht mehr vor der Barriere mit der Fahne im Arm? Er wagte Niemand zu fragen, dadurch wuchs aber die üble Empfindung, die ihm dieses traurige, wie ihm schien, von Gespenstern heimgesuchte Haus einflöbte.

Eines Morgens jedoch, als Cabuche gerade Séverine half, konnte er nicht länger mit der Frage hinterm Berge halten.

»Ist Flore krank?«

Der Kärner war so perplex, daß er das abwehrende Zeichen der jungen Frau nicht verstand und anstatt zu schweigen, Alles gerade heraus sagte:

»Die arme Flore ist todt!«

Jacques sah ihn zitternd an, wohl oder übel mußte ihm nun Alles gesagt werden. Beide erzählten ihm also von dem Selbstmord des

jungen Mädchens, das sich im Tunnel habe überfahren lassen. Man hatte die Beerdigung der Mutter bis zum Abend hinausgeschoben, um die Tochter gleichzeitig mit ihr bestatten zu können. Beide ruhten jetzt Seite an Seite auf dem kleinen Kirchhof von Dionville, wo sie die ihnen im Tode vorangegangene sanfte, unglückliche und vergewaltigte Louisette wiedergefunden hatten. Drei Unglückliche von Jenen, die am Wege fallen und die man zertritt, die wie weggefegt waren von dem fürchterlichen Winde der vorüberjagenden Züge.

»Todt, mein Gott!« wiederholte Jacques leise, »meine arme Tante Phasie, Flore und Louisette!«

Bei Nennung der letzteren sah Cabuche, der Séverine das Bett machen half, instinctiv zu ihr auf: die Erinnerung an seine einstige Liebe kam ihm angesichts der neuen Leidenschaft ungelegen, die er ohne dagegen anzukämpfen

als zärtlich veranlagtes, beschränktes Wesen in sich aufwachsen ließ wie ein guter Hund, den man mit der ersten Liebkosung für sich gewinnt. Aber die junge Frau, die über sein tragisches Liebesverhältniß vollständig orientirt war, blieb ernst und begegnete ihm mit theilnahmsvollen Blicken. Er war davon so gerührt, daß er, als ihre Hand ganz zufällig auf dem Kopfkissen die seine streifte, auf Jacques' Fragen nur stotternd antworten konnte.

»Sie soll also das Unglück absichtlich herbeigeführt haben?«

»O nein ... Es war aber ihre Schuld, wie man meint.«

In abgebrochenen Sätzen erzählte er, was er wußte. Er selbst hatte nichts gesehen, denn er befand sich im Hause, als die Pferde losgingen und den Karren auf die Schienen zogen. Allerdings lastete auch auf ihm diese Thatsache erschwerend und beschämend, denn die Herren vom Gericht hatten ihn hart zur

Rede gestellt und gesagt, es sei ein Verbrechen, das Gespann ohne Aufsicht gelassen zu haben, das fürchterliche Unglück wäre gewiß nicht geschehen, wenn er bei den Pferden geblieben sein würde. Die Untersuchung hatte also nur ein leichtes Vergehen Flore's ergeben und da sie sich selbst schwer genug dafür bestraft hatte, so war damit die Sache abgethan. Man hatte nicht einmal Misard abgesetzt, der mit seiner unterwürfigen Miene sich dadurch aus der Klemme gezogen hatte, daß er alle Schuld auf die Todte wälzte: sie wäre stets nur nach ihrem Kopfe gegangen, er hätte alle Augenblicke seinen Posten verlassen müssen, um die Barriere zu schließen. Die Gesellschaft konnte daher nicht anders, als bekunden, daß er an jenem Morgen seine Schuldigkeit gethan habe. In der Erwartung, daß er sich noch einmal verheirathen würde, hatte sie ihm die Erlaubniß gegeben, eine alte Frau aus der Nachbarschaft, die Ducloux, mit dem Dienst

an der Barriere zu beauftragen, eine alte Herbergsaufwärterin, die jetzt von den Ersparnissen eines schmutzigen Gewerbes lebte.

Als Cabuche das Zimmer verließ, nöthigte ein Blick von ihm Séverine zum Bleiben. Er war sehr bleich.

»Flore war es gewesen. Sie hatte die Pferde aufgehoben, so daß das Geleise durch die Steinblöcke versperrt war.«

Jetzt erzitterte auch Séverine und erbleichte.

»Was erzählst Du da, Schatz! –Du fieberst. Du mußt Dich wieder zu Bett legen.«

»Nein, nein, ich träume nicht .. Ich habe sie gesehen, wie ich Dich hier sehe. Sie hielt die Thiere fest und verhinderte es mit ihrer starken Faust, daß der Karren hinüber kam.« Die junge Frau sank auf einen Stuhl, denn ihre Füße versagten ihr plötzlich den Dienst.

»Mein Gott, mein Gott, wie fürchte ich mich ... Das ist ungeheuerlich, ich werde keine Nacht mehr ruhig schlafen können.«

»Die Sache ist ganz klar,« fuhr er fort. »Sie hat eben versucht, uns Beide durch den Anprall zu tödten ... Seit Langem schon zürnte sie mir und war auf Dich eifersüchtig. Sie hatte einen vertrackten Kopf mit ganz verrückten Ideen auf sich ... So viel Morde mit einem Schlage, eine ganze Menschenmenge in ihrem Blute! O dieses liederliche Frauenzimmer!«

Seine Augen vergrößerten sich, ein nervöses Zucken verzog seine Lippen. Er schwieg und sie blickten sich noch eine volle Minute starr an. Dann rissen sie sich mit Gewalt von den abscheulichen, auf sie eindringenden Vorstellungen los und er sagte halblaut:

»Sie ist nun todt und kommt doch wieder! Seit ich wieder meine Gedanken zusammen habe, scheint sie fortwährend neben mir zu sein. Heute früh erst drehte ich mich um, weil ich

glaubte, sie stehe am Kopfende meines Bettes. Sie ist tot und wir leben. Wenn sie sich nur nicht jetzt noch rächt!«

Séverine zuckte zusammen.

»O so schweige doch. Du wirst mich noch toll machen,«

Sie ging und Jacques hörte sie zu dem andern Verwundeten heruntergehen. Er blieb am Fenster und vergaß sich ganz in dem Anblick der Geleise, des kleinen Bahnwärterhäuschens mit seinem großen Schöpfbrunnen, der Signalstange und der kleinen Bretterbude, in der Misard über seine regelmäßige, eintönige Beschäftigung wahrscheinlich gerade eingeschlummert war. Diese Dinge nahmen seine Gedanken ganze Stunden hindurch gefangen, als suchte er dort die Lösung eines Problems, ohne sie zu finden, und als hänge doch gerade von dieser Lösung sein eigenes Heil ab.

Er wurde nicht müde, diesen Misard zu beobachten, dieses sanfte, schwächliche, kriechende Wesen, der in einem fort von Hustenanfällen geschüttelt wurde und doch wie ein hartnäckig nagendes Insect, von seiner Leidenschaft ganz erfüllt, am Ende seine stramme Frau durch Gift bei Seite geschafft hatte. Er hatte zweifellos schon seit Jahren keinen andren Gedanken gekannt als diesen und ihn Tag und Nacht während der endlosen Stunden seines Dienstes erwogen. Bei jedem Anschlagen der elektrischen, ihm einen Zug ankündenden Glocke in's Horn stoßen, dann, wenn der Zug vorüber und das Geleise gesperrt war, an einen Knopf drücken, um den Zug dem nächsten Wärter anzuzeigen, und an einen zweiten, um den hinter ihm befindlichen Posten zu veranlassen, das Geleise frei zu geben: das waren die einfachen mechanischen Bewegungen, die schließlich zu körperlichen Eigenschaften geworden waren. Stumpfsinnig und der Buchstaben unkundig, las er natürlich

nie, die Augen ließ er gedankenlos umherschweifen und wenn nichts zu thun war, schlenkerte er mit den Armen. Fast immer saß er in seiner Cabuche, er kannte keine andere Zerstreung als die, seine Mahlzeiten möglichst in die Länge zu ziehen. Dann versank er wieder, ohne einen Gedanken fassen zu können, mit leerem Schädel in seine Dämlichkeit und wurde von Schlafanfällen so fürchterlich gequält, daß er oftmals mit offenen Augen schlief. Wollte er des Nachts nicht dieser unwiderstehlichen Schlafsucht in die Arme fallen, mußte er aufstehen und wie ein Trunkener auf seinen weichknochigen Beinen umherlaufen. Dieser Kampf mit seiner Frau also, dieser heimliche Kampf um die verborgenen tausend Franken, die dem Ueberlebenden gehörten, mußte demnach Monate und Monate hindurch das einzige Nachdenken in dem erschlafften Gehirn dieses einsamen Menschen gebildet haben. Wenn er in das Horn stieß, wenn er mit den Signalen

hantirte und automatisch über die Sicherheit der Geleise wachte, hatte er an das Gift gedacht; wenn er mit trägen Armen und vom Schlaf zufallenden Augen wartend dasaß, dachte er erst recht daran. Nichts weiter als dieses: er würde sie tödten, suchen und das Geld für sich allein haben können.

Jacques war erstaunt, ihn jetzt unverändert zu sehen. Man tödtete also ganz gemächlich und das frühere Leben nahm seinen Fortgang! Nachdem das erste Fieber sich gelegt, war Misard in der That in sein altes Phlegma zurückgesunken; er schien wieder ganz das heimtückische, sanfte, kraftlose Wesen, das jeder Erschütterung vorsichtig aus dem Wege geht. Was nützte es ihm nun, seine Frau verzehrt zu haben, sie triumphirte schließlich doch, denn er blieb geschlagen. Er stellte das ganze Haus auf den Kopf, ohne einen Centime zu entdecken, und seine unruhig umherirrenden, suchenden Blicke allein verriethen, was für Gedanken hinter seinen

erdfahlen Zügen hausten. Noch immer sah er die weit offen stehenden Augen der Todten, hörte er das schreckliche Lachen ihrer Lippen wiederholen: »Such! Such!« Er versuchte vergeblich, seinem Gehirn eine Minute Ruhe zu gönnen; unermüdlich arbeitete und arbeitete es weiter, immer war er auf der Suche nach dem Ort, wo der Schatz vergraben sein konnte. Er prüfte in Gedanken immer wieder alle möglichen Verstecke, er sonderte die aus, welche er schon abgesucht hatte und fieberte, wenn er einen neuen entdeckt zu haben glaubte. Dann wußte er sich vor Hast nicht zu lassen und ließ alles stehen und liegen, um dahin zu rennen: natürlich ohne jeden Erfolg. Es war das eine auf die Dauer unerträgliche Marter, eine rächerische Marter, eine Art cerebraler Schlaflosigkeit, die ihn unter dem uhrartigen Tick-Tack seiner fixen Idee fortwährend wach hielt, dumm machte und gegen seinen Willen auch nachdenkend. Während er tutete, einmal beim

Herunterfahren eines Zuges, zweimal beim Herauffahren, wenn er an den Knöpfen der Apparate drückte, die Geleise schloß oder öffnete, suchte er; er suchte unaufhörlich, er suchte fast wahnsinnig den ganzen Tag während des langen Wartens, seine Unthätigkeit war gestört, ebenso wie des Nachts sein Schlaf; wie an's Ende der Welt verbannt einsam hausend in dem Schweigen der weiten düstren Gegend, suchte und suchte er. Die Ducloux, die jetzige Barrierenwärterin, die gern von ihm geheirathet sein wollte und daher sehr um ihn war, beunruhigte sich schon darüber, daß er kein Auge schließen konnte.

Als Jacques, der bereits im Zimmer etwas auf und ab gehen durfte, eines Nachts aufgestanden und an's Fenster getreten war, sah er in Misard's Haus eine Laterne aufblitzen und wieder verschwinden: der Mann suchte zweifellos wieder. Als aber in der folgenden Nacht der Rekonvalescent von Neuem ihn beobachtete, wunderte er sich nicht wenig, in

einem dunklen, großen Schatten Cabuche zu erkennen, der auf der Landstraße unter dem Fenster des benachbarten Zimmers stand, in welchem Séverine schlief. Anstatt sich darüber zu ärgern, fühlte er sich von Mitleid und Traurigkeit tief bewegt: wieder ein Unglücklicher, dieser große, brutale Mensch, der sich wie ein betrübtes, treues Thier dort aufgepflanzt hatte. Diese schwächliche und bei näherem Hinsehen gewiß nicht schöne Séverine mit ihren tintenschwarzen Haaren und bleichen Nixenaugen mußte doch einen mächtigen Reiz auszuüben im Stande sein, wenn sie selbst die Wilden, die bornirten Riesen so bezaubern konnte, daß sie selbst die Nächte wie zitternde Schulbuben vor ihrer Thür zubrachten! Er erinnerte sich verschiedener Thatsachen, der großen Hilfsbereitwilligkeit des Kärrners, der demüthigen Blicke, mit denen er sie verfolgte. Zweifellos liebte und begehrte Cabuche sie. Als er ihn am folgenden Morgen beobachtete,

sah er ihn eine beim Zurechtmachen des Bettes aus ihren Haaren geglittene Nadel schnell auffassen und in seiner Hand verbergen, um sie nicht wiedergeben zu müssen. Jacques dachte an seine eigenen Qualen, wie sehr er ebenfalls unter dem Verlangen gelitten hatte, das jetzt zugleich mit der Gesundheit in schrecklicher, verwirrender Gestalt zu ihm zurückkehrte.

Zwei Tage noch und die Woche war um; die Verwundeten konnten dann, wie der Arzt vorausgesagt, ihren Dienst wieder antreten. Eines Morgens sah Jacques vom Fenster aus seinen Heizer Pecqueux auf einer ganz neuen Lokomotive vorüberfahren. Letzterer grüßte ihn mit der Hand, als rief er ihn zu sich. Aber Jacques fühlte keine Eile, ein Wiedererwachen seiner Leidenschaft fesselte ihn an das Haus, eine Art ängstlicher Erwartung der kommenden Dinge. Am selben Tage hörte er unter sich abermals frisches, jugendliches Lachen, eine von großen Kindern ausgehende Fröhlichkeit erfüllte das öde Haus mit dem

Lärm eines auf einer Landpartie befindlichen Pensionats. Er erkannte die kleinen Dauvergne wieder. Er sagte zu Séverine nichts davon, die übrigens während des ganzen Tages keine fünf Minuten bei ihm bleiben konnte. Am Abend versank das Haus wieder in ein Schweigen des Todes. Seine Miene war ernst und seine Züge etwas bleich, als sie sich längere Zeit in ihrem Zimmer aufgehalten hatte. Er sah sie wieder scharf an und fragte:

»Ist er jetzt fort, haben ihn seine Schwestern mitgenommen?«

»Ja,« antwortete sie kurz.

»Wir sind also endlich allein, ganz allein?«

»Ja, ganz allein ... Morgen müssen wir uns trennen, ich muß nach Havre zurück. Unser Feldlager in dieser Einöde ist dann zu Ende.«

Er betrachtete sie noch immer, sie lächelte genirt.

»Es thut Dir leid, daß er fort ist.«

Als sie erzitternd protestiren wollte, unterbrach er sie:

»Ich will keinen Zank herbeiführen. Du siehst, ich bin nicht eifersüchtig. Du hast mir einmal gesagt, ich sollte Dich tödten, wenn Du mir untreu sein würdest, nicht wahr? Ich sehe aber gar nicht so aus wie ein Liebhaber, der sein Verhältniß zu tödten gedenkt ... Aber Du kamst ja schließlich garnicht mehr herauf, ich konnte Dich nicht eine Minute für mich haben. Ich habe mich jetzt daran erinnert, was Dein Mann sagte, daß Du eines Abends doch noch bei diesem Burschen schlafen würdest, ohne Vergnügen an der Sache, nur der Neuheit halber.«

Sie hörte auf sich zu sträuben und wiederholte zweimal nachdenklich:

»Der Neuheit ... der Neuheit ...«

Dann sagte sie unter dem Zwange der sie plötzlich anwandelnden Freimüthigkeit:

»Schön, es ist alles wahr ... Wir Beide können uns ja alles sagen. Uns knüpfen genug Dinge an einander ... Schon seit Monaten verfolgte mich dieser Mensch. Er wußte, daß ich Dir gehörte und dachte, es würde mich nicht viel kosten, auch ihm dasselbe zu sein. Als ich ihn hier unten wiedersah, hat er mir wieder davon gesprochen und mir gesagt, daß er mich zum Sterben liebe; sein Gesicht drückte dabei eine so große Erkenntlichkeit für die ihm geleistete Hilfe aus, daß ich in der That mir einen Augenblick einbildete, daß auch ich ihn liebe, daß ich etwas Neues kennen lernen würde, vielleicht besseres, sanfteres ... kurz vielleicht etwas freudeloses, aber doch beruhigendes ...«

Sie unterbrach sich und zögerte etwas, ehe sie fortfuhr:

»Denn wir Beide kommen nicht mehr weiter, vor uns steht ein unüberwindliches Hinderniß ... Der Traum unserer Abreise, die Hoffnung, dort drüben in Amerika ein reiches

und glückliches Leben führen zu können, diese ganze Glückseligkeit, die allein von Dir abhing, ist nicht mehr möglich, weil Du Dich nicht getraut hast ... O ich mache Dir keine Vorwürfe, vielleicht war es besser, daß es so gekommen ist. Ich will Dir nur zu verstehen geben, daß ich von Dir nicht mehr als ich bereits gehabt, erwarten kann: morgen wird es sein wie gestern, dieselbe Langeweile, dieselben Verdrießlichkeiten.«

Er ließ sie sprechen und fragte erst, als sie schwieg:

»Und aus diesem Grunde hast Du Dich ihm hingegeben?«

Sie machte einige Schritte durch das Zimmer, dann trat sie wieder zu ihm und zuckte mit den Schultern.

»Nein, das habe ich nicht gethan, ich sage es Dir wie es ist und ich weiß. Du wirst mir glauben, weil wir Beide uns nichts vorzulügen

brauchen ... Nein, ich war dessen nicht fähig, ebensowenig, wie Du jenes Andre vollbringen konntest. Gelt, Du erstaunst, daß eine Frau sich Jemandem versagen kann, trotzdem sie bei näherem Ueberlegen findet, daß ihr Interesse darunter leidet? Ich selbst dachte nicht so lange darüber nach; mich hat es nie viel gekostet, gefällig zu sein, ich will sagen, meinem Manne oder Dir ein Vergnügen zu bereiten, da ich sah, wie sehr Ihr Beide mich liebte. Aber diesmal konnte ich es nicht. Er hat mir die Hände geküßt, nicht einmal die Lippen, ich kann es Dir zuschwören. Er erwartet mich später in Paris, ich sah, wie unglücklich er war und wollte ihn nicht ganz verzweifeln lassen.«

Sie hatte Recht, Jacques glaubte ihr und sah, daß sie nicht log. Die Angst packte ihn von Neuem, der schreckliche Wirrwarr seines Verlangens wuchs wieder bei dem Gedanken, mit ihr allein, fern von aller Welt der wieder entfachten Flamme ihrer Leidenschaft leben zu

können. Er wollte ihr entrinnen und rief:

»Und was hat es mit dem Anderen, diesem Cabuche, für eine Bewandtniß?«

Sie trat hastig auf ihn zu:

»Du hast also auch das bemerkt? ... Ja, es ist wahr, auch er darf nicht vergessen werden. Ich frage mich immer wieder, was haben sie alle nur ... Dieser hat mir gegenüber niemals ein Wort von Liebe verlauten lassen. Aber ich bemerke wohl, daß er sich seine Arme verrenkt, wenn wir uns umarmen. Wenn er mich zu Dir Du sagen hört, stellt er sich in die Ecke und weint. Außerdem stiehlt er mir alles, meine Sachen, Handschuhe, ja selbst Taschentücher, die er wie Kostbarkeiten in seine Höhle schleppt ... Du wirst Dir hoffentlich nicht einreden, daß ich jemals diesem Wilden gefällig sein könnte. Er ist zu riesig, er jagt mir Furcht ein. Er verlangt übrigens auch nichts ... Nein, nein, diese großen brutalen Menschen sterben lieber aus

Liebe, wenn sie furchtsam sind, ehe sie etwas fordern. Du könntest mich ihm einen ganzen Monat anvertrauen, er würde mir nicht mit den Fingerspitzen zu nahe kommen, ebensowenig wie er Luisette berührt hat, wofür ich heute einstehen kann.«

Ihre Blicke begegneten sich bei dieser Erinnerung und Schweigen trat ein. Sie gedachten vergangener Dinge, ihrer Begegnung bei dem Untersuchungsrichter in Rouen. Dann ihrer so süßen ersten Reise nach Paris, ihrer Stelldicheins in Havre und alles anderen, guten und schlechten, was darauf gefolgt war. Sie näherte sich ihm noch mehr, sie stand ihm jetzt so nahe, daß er die feuchte Wärme ihres Athems fühlte.

»Nein, nein, diesem würde ich mich noch weniger hingeben, als den andern. Ueberhaupt keinem, verstehst Du, weil ich es nicht fertig bekäme ... Und willst Du wissen, warum? Ich fühle es in dieser Stunde und glaube mich

nicht zu täuschen: weil Du mich ganz besitzt. Es giebt dafür keinen anderen Ausdruck: ja, besitzt, wie man etwas mit beiden Händen ergreift und darüber in jeder Minute verfügt, als über einen leibeigenen Gegenstand. Vor Dir habe ich Niemandem angehört. Ich bin Dein und bleibe Dein, selbst wenn Du es nicht mehr willst, selbst wenn ich selbst es nicht mehr wollte ... Ich kann das nicht erklären. Unsere Wege haben sich nun einmal so gefunden. Bei den andern flößt mir das Furcht und Widerwillen ein, während Du mir ein entzückendes Vergnügen bereitet hast, ein wahres himmlisches Glück ... O ich liebe nur Dich, ich kann Niemand anders lieben, nur Dich!«

Sie öffnete die Arme, um ihn zu umarmen, um ihren Kopf an seine Schultern, ihre Lippen auf seine zu legen. Er ergriff aber ihre Hände und hielt sie sich kopflos, erschreckt vom Leibe, denn er fühlte den einstigen Schauer durch seine Glieder zucken, sein Blut im Gehirn

toben. Da war es wieder, dieses Brausen in den Ohren, diese Hammerschläge, dieser wahnsinnige Tumult seiner einstigen großen Krisen. Seit einiger Zeit durfte er sie weder am lichten Tage besitzen, noch beim Schimmer einer Kerze, aus Furcht verrückt zu werden, wenn er sie sähe. In diesem Augenblick aber befanden sich Beide im Scheine einer Lampe. Er zitterte und begann sich aufzuregen, weil er im Licht dieser Lampe die weiße Rundung ihrer Brüste aus dem offenen Ausschnitte ihres Hauskleides blicken sah.

Brennend vor Verlangen und flehend fuhr sie fort:

»Unser Leben ist allerdings aussichtslos geworden. Aber ob ich von Dir noch etwas Anderes zu erwarten habe, ob der morgige Tag uns dieselbe Langeweile und dieselben Verdrießlichkeiten bringen wird, mir soll es gleichgiltig sein, ich habe keine andere Bestimmung mehr als mein Leben

hinzuschleppen und mit Dir zu leiden. Wir fahren nach Havre zurück, komme es wie es wolle, wenn Du nur von Zeit zu Zeit auf eine Stunde mir gehörst ... Ich schlafe schon drei Nächte nicht mehr dort in meinem Zimmer auf der anderen Seite des Flures, weil mich nach Dir verlangt. Du warest so leidend und sahest so verdüstert aus, daß ich mich nicht traute ... Aber heute Abend mußst Du mich bei Dir behalten. Du sollst sehen, wie lieb ich sein werde, ich will mich auch ganz klein machen, um Dich nicht zu stören. Und dann, es ist die letzte Nacht ... In diesem Hause befindet man sich wie am Ende der Erde. Nichts regt sich, kein Hauch, keine Seele. Niemand kann kommen, wir sind allein, so allein, daß Niemand es wissen könnte, ob wir in unseren Armen sterben wollen.«

Jacques stachelte ein wüthendes Verlangen nach ihrem Besitz. Ihre Schmeicheleien regten ihn fürchterlich auf, schon streckte er die Finger aus, um Séverine zu würgen, als diese

dem Zuge der Gewohnheit folgend, sich umwandte und die Lampe auslöschte. Nun umarmte er sie, sie gingen zu Bett. Diese Nacht wurde zur glühendsten Liebesnacht, zur schönsten, zur einzigen, in der sie völlig in einander aufgingen und verschwanden. Vom Glück wie gebrochen, so ohnmächtig, daß sie ihre Körper nicht mehr fühlten, blieben sie schlaflos in enger Umschlingung liegen. Und wie in jener Nacht des Geständnisses im Zimmer der Mutter Victoire, hörte er ihr wieder schweigend zu, während sie, den Mund an seinem Ohr ihm leise endlose Dinge zuflüsterte. Vielleicht hatte sie, ehe sie die Lampe auslöschte, den Tod über ihren Nacken streifen gefühlt. Bisher hatte sie, trotzdem der Mord drohend über ihr hing, lächelnd und ohne Argwohn in den Armen des Geliebten geruht. Jetzt aber war ein leiser, kalter Schauer zurückgeblieben und diese unerklärliche Furcht drängte sie eng an die Brust des Mannes, als suchte sie dort Schutz.

Ihr leiser Athem war wie ein Geschenk ihrer ganzen Person selbst.

»O mein Schatz, wenn Du gewollt hättest, so wären wir dort drüben so glücklich geworden! ... Nein, nein, ich bitte Dich nicht mehr jetzt das zu thun, was Du nicht thun konntest; ich bedaure nur um unsern schönen Traum! ... Ich habe mich eben so gefürchtet. Ich weiß nicht, mir scheint irgend etwas zu drohen. Das ist zweifellos kindisch, jeden Augenblick vermuthe ich Jemand hinter mir, der mich niederstechen will ... Ich habe Niemand weiter als Dich, mein Schatz, zu meiner Verteidigung. All meine Freude hängt von Dir ab, Du allein fesselst mich nur noch an's Leben.«

Ohne zu antworten drückte er sie noch mehr an sich und durch diesen Druck wollte er seine Rührung, sein Verlangen aussprechen, gut zu ihr zu sein, die heiße Liebe, die noch nicht in ihm erstorben war. Und dabei hatte er sie an

demselben Abend tödten wollen! Wenn sie sich nicht umgedreht hätte, um die Lampe auszulöschen, so würde er sie unfehlbar erwürgt haben. Er zweifelte daran, noch jemals zu gesunden, die Krisen würden je nach den zufälligen Umständen immer wiederkommen, ohne daß er sich davon würde befreien und die Ursachen ergründen können. Warum nur dieses Verlangen gerade an diesem Abend, wo er sie so treu und vertrauend gefunden hatte und ihre Leidenschaft so gewachsen sah? Trat dieses Verlangen immer stärker hervor, je heißer sie ihn liebte und er sie begehrte? Verlangte der Egoismus des Mannes in seinem schrecklichen finsternen Walten ihre Zerstörung? Wollte er sie todt sehen wie die Erde?

»O, mein Schatz,« fuhr sie mit einschmeichelndem Athem fort, »o noch viele solche Nächte wie diese, endlose Nächte, in denen wir wie heute nur ein einziges Wesen sind ... Wir wollen dieses Haus verkaufen, das

Geld nehmen und nach Amerika zu Deinem Freunde reisen, der uns noch immer erwartet ... Jeden Abend, ehe ich einschlafe, male ich mir unser künftiges Leben dort drüben aus ... Dann wird jeder Abend dem heutigen gleichen, wir werden stets Arm in Arm schlafen ... Aber Du kannst nicht, ich weiß es. Ich spreche davon, nicht um Dich zu ärgern, sondern weil es mir, ganz gegen meinen Willen, so aus dem Herzen kommt.«

Der jähe Entschluß, der schon so oft in ihm gereift war, bemächtigte sich wieder Jacques': er wollte Roubaud tödten, um sie nicht tödten zu müssen. Diesmal glaubte er, genau, so wie früher, daß sein Wille nicht wanke.

»Ich habe es nicht gekonnt,« sagte er leise, »aber ich werde es können. Habe ich es Dir nicht versprochen?«

Sie protestierte schwach.

»Nein, verspreche nichts, ich bitte Dich darum

... Wir sind nachher wieder krank, wenn uns der Muth gefehlt hat ... Und dann, es ist zu gräßlich, nein, nein, es soll nicht sein.«

»Und doch muß es sein, wenn Du es schon wissen willst. Ich werde schon die Kraft finden ... Ich wollte schon längst mit Dir darüber sprechen und jetzt können wir es, da wir hier allein und ruhig liegen, so daß wir nicht einmal die Farbe unserer Worte sehen können.«

Sie athmete tief auf und ließ ihm den Willen, ihr Herz schlug so heftig, daß er es an das seine schlagen zu fühlen glaubte.

»O mein Gott, wie sehr wünschte ich, daß es nicht zu geschehen brauchte ... Jetzt, nun es Ernst wird, möchte ich am liebsten nicht mehr leben.«

Sie schwiegen Beide unter dem schweren Gewicht ihrer Entschliebung. Sie fühlten um sich die trostlose Oede dieser wilden Gegend.

Es war ihnen sehr heiß, ihre feuchten Glieder ruhten wie ineinandergeflochten.

Er küßte sie wie suchend auf die Brust, unter das Kinn und sie begann von Neuem zu flüstern:

»Er muß hierher kommen ... Ich könnte ihn unter irgend einem Vorwande hierher rufen. Ich weiß noch keinen. Doch er wird sich später finden. Du würdest ihn dann erwarten und Dich verstecken. Alles Andere würde sich von selbst machen, denn hier würden wir gewiß nicht gestört werden ... So müssen wir es machen.«

Während seine Lippen vom Kinn auf die Kehle herunterwanderten, begnügte er sich, gelehrig mit »Ja« zu antworten. Sie dagegen erwog nachdenklich jede Kleinigkeit. Je mehr sich der Plan in ihrem Kopf entwickelte, desto mehr besprach und verbesserte sie ihn.

»Es wäre zu dumm, Schatz, wenn wir nicht

jedenfalls unsere Vorsichtsmaßnahmen treffen sollten. Wenn ich wüßte, daß wir einen Tag darauf doch verhaftet würden, dann könnte es besser so bleiben, wie es ist ... Ich habe es irgendwo gelesen, wahrscheinlich in einem Roman: es wäre das Beste, an einen Selbstmord glauben zu machen ... Er ist seit einiger Zeit so merkwürdig, so nachdenklich und verdüstert, daß es Niemand überraschen würde, zu hören, er sei hierhergekommen, um einen Selbstmord zu begehen ... Es handelt sich also lediglich darum, die Sache so zu drehen, daß der Gedanke eines Selbstmordes von selbst einleuchtet ... Nicht wahr?«

»Ja, zweifellos.«

Sie suchte, etwas außer Athem, weil er ihre ganze Kehle zwischen die Lippen genommen hatte, um sie zu küssen.

»Etwas, um jede Spur zu verwischen ... Halt, das ist ein Gedanke! Wenn er zum Beispiel das Messer in der Gurgel hat, brauchten wir Beide

nur ihn herunterzutragen und so mit dem Kopf auf die Schienen zu legen, daß der nächste Zug ihn enthaupten müßte. Dann könnte man schön suchen, denn es würde alles zerfetzt und kein Loch mehr zu sehen sein ... Geht das, was meinst Du?«

»O ja, das ginge sehr gut.«

Beide belebten sich, sie freute sich fast, nicht wenig stolz, dieser Entdeckung. Als er ihr lebhafter schmeichelte, überlief sie wieder ein leiser Schänder.

»Nein, lasse mich, warte noch ein wenig ... Ich denke eben daran, daß das noch nicht so geht. Wenn Du hier bleibst, wird der Selbstmord immer noch verdächtig erscheinen. Du mußt also erst fort. Morgen reisest Du also ab, ganz offen vor aller Welt, so daß Cabuche und Misard Dich sehen. Du besteigst den Zug nach Barentin und steigst in Rouen unter irgend einem Vorwande aus. Wenn die Nacht angebrochen ist, kommst Du zurück und ich

lasse Dich durch die Hinterthür ein. Es sind nur vier Meilen, in drei Stunden kannst Du also bequem zurück sein ... So ist Alles in bester Ordnung, wenn Du also willst, kann es geschehen.«

»Ja, ich will es, es ist abgemacht.«

Er überlegte jetzt ebenfalls und war des Küssens überdrüssig geworden. Abermals trat Stille ein, während sie ohne zu athmen in ihren Armen ruhten, als hätte die jetzt gesicherte Thal sie schon im Voraus fast ohnmächtig gemacht. Allmählich aber stellte sich das Gefühl in ihren Körpern wieder ein, sie umschlangen sich noch leidenschaftlicher als zuvor. Plötzlich lösten sich ihre Arme.

»Und was für einen Vorwand werden wir gebrauchen müssen? Er kann nicht früher als um acht Uhr Abends fahren, wenn sein Dienst vorüber ist. Er kann also vor zehn Uhr nicht hier sein: das ist viel werth ... Halt, da hat mir Misard gerade von einem Käufer gesprochen,

der das Haus übermorgen früh besichtigen will. Ich telegraphire also an meinen Mann, sobald ich aufgestanden bin, daß seine Anwesenheit hier durchaus nothwendig ist. Er wird morgen Abend hier eintreffen. Du reist morgen Nachmittag von hier ab und kannst noch vor ihm wieder hier sein. Es ist Nacht, kein Mondschein, nichts stört uns. Alles geht glatt.«

»Ja, Alles.«

Und nun liebten sie sich nach Herzenslust. Als sie endlich Arm in Arm einschliefen, in dem mächtigen Schweigen, war es noch nicht Tag; der erste Schimmer der Dämmerung begann die Finsterniß zu erhellen, in der sie wie in einen schwarzen Mantel eingehüllt lagen. Er schlief bis gegen zehn Uhr fest und traumlos. Als er die Augen öffnete, befand er sich allein, Séverine kleidete sich in ihrem Zimmer auf der anderen Seite des Treppenflurs an. Ein breiter Strahl der Sonne drang durch das

Fenster, entzündete die rothen Bettvorhänge, die rothen Tapeten an den Wänden und das Gemach flammte auf von diesem Roth, während das ganze Haus vom Donner eines gerade vorüberfahrenden Zuges erzitterte. Dieser Zug hatte ihn wahrscheinlich aufgeweckt. Geblendet starrte er in das Sonnenlicht und in dieses rothe Geriesel, dann erinnerte er sich an Alles: es war in der verflommenen Nacht beschlossen worden, daß er morden sollte, sobald diese helle Sonne wieder verschwunden war.

Es verlief Alles so, wie Séverine und Jacques verabredet hatten. Sie bat nach dem Frühstück Misard, die Depesche für ihren Mann nach Doinville zu tragen. Und als gegen drei Uhr Cabuche sich einfand, traf Jacques ganz offen seine Vorbereitungen zur Abreise. Als er ging, um in Barentin den Zug um vier Uhr vierzehn Minuten zu besteigen, begleitete ihn der Kärner, der nichts weiter zu thun hatte, vielleicht in dem dunklen Gefühl, bei dem

glücklicheren Locomotivführer einen Theil der geliebten Frau wiederzufinden. In Rouen kam Jacques zwanzig Minuten vor fünf an; er stieg neben dem Bahnhofe in einer Herberge ab, die eine Landsmännin von ihm dort hielt. Er sprach davon, daß er am nächsten Tage erst seine Freunde besuchen wollte, ehe er den Dienst wieder antrat. Er sagte gleichzeitig, daß er sich sehr müde fühle, weil er noch nicht wieder im Besitz aller seiner Kräfte sei. Daher zog er sich schon um sechs Uhr zurück, um sich in einem Zimmer im Erdgeschoß, das er sich hatte geben lassen, zu Bett zu legen. Das Fenster dieses Zimmers ging auf eine öde Straße. Zehn Minuten später war er aus dem Fenster gesprungen, ohne gesehen worden zu sein, und auf dem Wege nach la Croix-de-Maufras. Den Fensterladen hatte er wieder angelegt, so daß er ihn später nur aufzustoßen brauchte.

Es war erst ein Viertel nach neun Uhr, als Jacques wieder vor dem einsamen Hause

stand, das sich in seiner öden Verlassenheit so dicht neben dem Geleise erhob. Die Nacht war düster, kein Lichtschimmer erhellte auf dieser Seite die hermetisch verschlossene Fassade. Er spürte noch immer im Herzen dieses beängstigende Vorgefühl eines ihn dort erwartenden Unglücks. Wie mit Séverine verabredet, warf er kleine Kieselsteine gegen die Fensterladen des Zimmers. Dann ging er um das Haus herum, wo sich leise eine Thür öffnete. Er schloß sie hinter sich und tappte den leichten Schritten nach, die Treppe herauf. Oben beim Scheine der großen Lampe aber, die auf dem Tische brannte, sah er das Bett in Unordnung, die Kleider der jungen Frau auf einem Stuhl liegen und sie selbst im Hemde mit nackten Beinen und zur Nacht zurechtgemachten Haaren, die hochgewunden den Nacken frei ließen, vor sich stehen. Er war starr vor Ueberraschung.

»Wie, Du hast Dich hingelegt?«

»Ja, es wird so besser sein ... Mir fiel es ein, daß, wenn ich ihm in diesem Aufzug öffne, er noch weniger mißtrauisch sein wird. Ich will ihm erzählen, daß ich starke Migräne habe. Misard glaubt ebenfalls, daß ich leidend bin. Dadurch gewinnt auch die Ausrede, daß ich die ganze Nacht das Zimmer nicht verlassen habe, wenn man ihn morgen früh dort unten auf den Geleisen finden wird, an Wahrscheinlichkeit.«

Aber Jacques zitterte und fuhr sie heftig an.

»Nein, nein, kleide Dich an ... Du mußt auf sein. Du kannst nicht so bleiben.«

Sie lächelte erstaunt.

»Warum, Schatz? Beunruhige Dich nicht, ich werde mich nicht erkälten ... Fühle nur, wie warm mir ist.«

Sie näherte sich schelmisch, um ihre nackten Arme um seinen Hals zu legen, ihr Hemd glitt dabei auf die eine Schulter herunter und ließ

die runden Brüste sehen. Als er in wachsender Verwirrung vor ihr zurückwich, ließ sie sich belehren.

»Aergere Dich nicht, ich werde mich ganz in mein Bett verkriechen. Du brauchst nicht mehr zu fürchten, daß ich mich krank mache.«

Als sie wieder im Bett lag und die Decke bis an das Kinn heraufgezogen hatte, schien er sich ein wenig zu beruhigen. Sie sprach gelassen weiter und erzählte ihm, wie sie sich Alles ausgedacht hatte.

»Sobald er klopft, gehe ich hinunter. Erst wollte ich ihn bis nach oben kommen lassen, hier solltest Du ihn erwarten. Aber das Heruntertragen wäre zu umständlich. Hier oben ist der Fußboden auch parquettirt, unten aber nur gedielt, so daß ich die Blutflecke leichter abwaschen kann, falls es welche abgiebt. Als ich mich vorhin auszog, dachte ich gerade an einen Roman, in welchem der Verfasser von einem Mann erzählte, der sich

nackt auszog, um einen andern zu tödten. Verstehst Du, warum? Nun, man wäscht sich nachher und hat keinen einzigen Fleck auf den Kleidern ... Wie wäre es, wenn Du Dich ebenfalls auszögest und ich auch?«

Er sah sie erschrocken an. Aber sie sah so sanft wie sonst aus und ihre Kinderaugen blickten so klar wie früher, sie war augenscheinlich nur um den guten Verlauf der Angelegenheit besorgt. Alles das flog ihr durch den Kopf. Er dagegen wurde bis auf die Knochen von dem abscheulichen Schauer geschüttelt, als sie von zwei Nacktheiten und der Besudelung durch den Mord sprach.

»Nein ... Wie zwei Wilde also? Warum nicht gleich sein Herz braten? Du verabscheust ihn also genügend?«

Das Gesicht Séverine's verdüsterte sich plötzlich. Diese Frage rief sie aus den Vorbereitungen einer umsichtigen Wirthschafterin zur Abscheulichkeit des

Verbrechens selbst hinüber. Thränen netzten ihre Augen.

»Ich habe seit einigen Monaten zu viel gelitten, ich kann ihn nicht lieben. Hundertmal habe ich gesagt: lieber alles Andere, nur nicht noch eine Woche mit diesem Manne zusammen leben. Aber Du hast Recht, es ist gräßlich, schon darauf kommen zu müssen, wir haben ja keinen anderen Wunsch, als glücklich zu sein ... Wir steigen also ohne Licht herunter. Du stellst Dich hinter die Thür und wenn er herein ist, thust Du, wie Du willst ... Ich stehe Dir bei, damit Du nicht die ganze Sorge allein hast. Ich arrangire das, so gut ich kann.«

Er war vor dem Tisch stehen geblieben und hatte dort das Messer erblickt, das bereits einmal dem Gatten gedient und das sie jedenfalls zu seiner Benutzung dorthin gelegt hatte. Die Klinge leuchtete im Scheine der Lampe. Er nahm das Messer und prüfte es. Sie

sah ihm schweigend zu. Da er es schon in der Hand hatte, brauchte nicht weiter davon gesprochen zu werden. Sie fuhr erst fort, als er das Messer wieder hingelegt hatte.

»Ich will Dich durchaus nicht treiben, mein Schatz. Ich will mich lieber Allem fügen, als Dein Leben zerstören. Noch ist es Zeit, gehe fort, wenn Du es nicht vermagst.«

Mit einer heftigen Bewegung wies er ihr Ansinnen zurück.

»Hältst Du mich für einen Feigling? Diesmal ist es geschworen!«

In diesem Augenblick wurde das Haus durch den Donner eines vorüberfahrenden Zuges so erschüttert, daß es schien, als dränge der so dicht vorübersausende Zug in das Zimmer selbst ein.

»Das ist sein Zug,« setzte er hinzu, »der directe von Paris. Er ist in Barentin ausgestiegen und wird in einer halben Stunde

hier sein.«

Jacques und Séverine sprachen nicht mehr, tiefes Schweigen herrschte. Sie sahen den Mann dort unten durch die düstere Nacht auf schmalen Pfaden herannahen. Jacques hatte mechanisch seinen Gang durch das Zimmer aufgenommen, als wollte er die Schritte des Anderen an seinen zählen, der bei jedem Ausschreiten sich ein wenig mehr näherte. Noch einer und wieder einer und nach dem letzten mußte er in die Vorhalle treten und dort durch Jacques das Messer in die Gurgel bekommen. Séverine hatte noch immer das Oberbett bis an das Kinn emporgezogen und lag auf dem Rücken; mit ihren großen, starren Augen sah sie seinem Auf- und Abwandern zu; ihr Geist wurde gewiegt von dem regelmäßigen Tonfall seiner Schritte, die auch ihr wie ein Echo der fernen Schritte jenes Anderen klangen. Einer nach dem andern, ohne Unterbrechung, nichts konnte sie mehr aufhalten. Wenn er genug Schritte gemacht

hatte, wollte sie aus dem Bett springen, mit nackten Füßen und ohne Licht nach unten gehen. »Du bist es, mein Freund, nur herein, ich hatte mich schon hingelegt.« Er würde nichts antworten können, denn er würde im Dunkeln mit klaffender Gurgel zu Boden sinken.

Wieder fuhr ein Zug vorüber, diesmal nach der andern Richtung. Es war der Bummelzug, der sich mit dem directen Eilzuge von Paris in einer Entfernung von fünf Minuten von la Croix-de-Maufras kreuzte. Jacques blieb überrascht stehen. Erst fünf Minuten vorüber! Die halbe Stunde würde eine Ewigkeit dauern. Ein Trieb nach Bewegung ließ ihn wieder von einer Seite des Zimmers zur andren schreiten. Er fragte sich besorgt, wie die von einem Schlaganfalle im späteren Alter betroffenen Männer zu fragen pflegen: würde er können? Er kannte ganz genau den Gang des Phänomens in seinem Innern, denn er hatte ihn schon mehr als zehnmal beobachtet: zuerst war

es eine Gewißheit, ein absoluter Entschluß zu morden, dann ein Druck in der Brusthöhle, ein Erkalten der Füße und Hände und vor allem die Ohnmacht seines Willens gegenüber den träge gewordenen Muskeln. Um sich durch die Begründung dieses Mordes in Stimmung zu versetzen, wiederholte er wieder, was er sich schon so oft vorgehalten hatte: es war sein Interesse, diesen Mann aus der Welt zu schaffen, dann erwartete ihn der Reichthum in Amerika und der Besitz der geliebten Frau. Das schlimme war, daß er Séverine vorhin halb nackt gesehen hatte, dadurch konnte die Sache noch schief gehen, denn er war nicht mehr Herr seiner selbst, sobald der einstige Schauder ihn wieder beherrschte. Er zitterte sogar vor der zu starken Versuchung, die sich ihm bot, denn das Messer lag da. Aber er blieb jetzt gewappnet gegen jede Schwäche. Ja er würde können. Und in der Erwartung des Mannes durchmaß er das Zimmer von der Thür zum Fenster; er ging jedesmal dicht am

Bett vorüber, doch vermied er, dorthin zu blicken.

Séverine rührte sich nicht im dem Bett, in welchem sie in der vergangenen Nacht so viele Stunden heißen Verlangens zugebracht hatten. Ihr Kopf ruhte unbeweglich auf dem Kissen, nur ihr ängstlicher Blick folgte ihm, denn sie fürchtete, er würde es abermals nicht wagen. Sie wollte es ja nur aus dem Bewußtsein heraus, dem geliebten Mann gefällig zu sein, um ihm, für den ihr Herz schlug, ganz anzugehören und ohne den Andern los zu sein. Man schob ihn eben auf die Seite, weil er sie genirte, nichts natürlicher als dieses. Sie mußte erst nachdenken, um an dem Morde etwas Abscheuliches zu entdecken: sobald die Vorstellung des Blutes und der schrecklichen Zuckungen erlosch, zeigte sie wieder ihre lächelnde Ruhe und ihr unschuldiges, sanftes und gelehriges Gesicht. Nur wunderte sie sich, daß sie Jacques, den sie zu kennen glaubte, so ganz verändert fand Er

hatte noch den runden Kopf eines schönen Mannes, seine gelockten Haare, seinen tiefschwarzen Schnurrbart und seine braunen, mit Gold getupften Augen, aber seine untere Kinnbacke trat so hervor, daß sich ein tiefer Schlund auf seiner Backe gebildet zu haben schien, was ihn sehr entstellte. Als er bei ihr vorüber kam und sie gegen seinen Willen ansah, schien sich ein rother Schleier über seine Augen zu senken und sein ganzer Körper schnellte förmlich zurück. Warum wich er ihr aus? Verließ ihn sein Muth auch diesmal? Sie wußte nicht, in welcher Todesgefahr sie seit einiger Zeit sich befand, sie erklärte sich diese Furcht als eine instinctive, grundlose, vielleicht durch das Vorgefühl eines bevorstehenden Bruches verursacht. Jetzt plötzlich hatte sie die Ueberzeugung, daß er, wenn er diesmal nicht zustieß, sie auf Nimmerwiederkehr fliehen würde. Er mußte also Jenen tödten; sollte es nöthig sein, so wollte sie ihm nach Kräften helfen. In diesem

Augenblick fuhr ein Güterzug vorüber, dessen endlos langer Wagenschwanz garnicht aufhören wollte, das Zimmer zu erschüttern. Sie stützte sich auf einen Ellbogen und wartete, bis das orkanartige Dröhnen in der Ferne verhallt war.

»Noch eine Viertelstunde,« sagte Jacques laut. »Er hat jetzt das Gehölz von Bécourt erreicht, also noch den halben Weg vor sich. O dauert das lange!«

Als er vom Fenster zurückkehrte, sah er Séverine im Hemde vor dem Bett auf ihn warten.

»Wir wollen mit der Lampe heruntergehen,« erklärte sie ihm. »Du kannst dann sehen, wohin Du Dich stellen willst und ich zeige Dir, wie ich die Thür öffnen werde und welche Bewegung Du ausführen muß.«

Er wich zitternd zurück.

»Fort mit der Lampe!«

»So höre doch, wir verbergen sie sofort. Man muß doch alles genau überlegen.«

»Nein, nein, lege Dich wieder hin.«

Diesmal gehorchte sie nicht, sie schritt mit dem überlegenen, despotischen Lächeln der sich durch ihr Verlangen allmächtig glaubenden Frau auf ihn zu. Wenn sie ihn erst in ihren Armen hielt, würde er auch thun, was sie wollte. Sie sprach schmeichelnd weiter, um ihn zu überzeugen.

»Was ist Dir nur, mein Schatz? Man könnte meinen, Du hättest Furcht vor mir? Sobald ich Dir nahe komme, weichst Du zurück. Wenn Du wüßtest, wie nöthig Du mir in diesem Augenblicke bist, wie ich mich glücklich fühle, daß Du da bist und wir einig sind, für jetzt und für immer!«

Sie hatte ihn gegen den Tisch gedrängt und er konnte nicht weiter fliehen. Der helle Schein der Lampe fiel jetzt auf sie. Noch nie hatte er

sie so im offenen Hemde mit nach oben geknotetem Haar gesehen, so daß der Hals und die Brüste ihm nackt entgegenleuchteten. Er kämpfte mit sich und war schon wie betäubt von dem Blutstrom in seinem Gehirn und dem abscheulichen Schauer. Er erinnerte sich daran, daß hinter ihm das Messer auf dem Tisch lag: er fühlte es, er brauchte nur die Hand danach auszustrecken.

»Lege Dich hin, ich beschwöre Dich,« bat er, stotternd vor Anstrengung, sich zu beherrschen.

Aber sie täuschte sich nicht: das zu große Verlangen nach ihr ließ ihn so erbeben. Warum sollte sie ihm gehorchen, sie wollte ja von ihm an diesem Abend geliebt sein, so wie nur er lieben konnte, bis zur Raserei. Schmeichelnd näherte sie sich ihm noch mehr und stand nun dicht vor ihm.

»So umarme mich doch ... Umarme mich so stark wie Deine Liebe ist, das wird uns Muth

machen ... O ja, Muth, wir können ihn gebrauchen! Wir müssen uns anders und stärker als alle Andren lieben können, um thun zu können, was wir vorhaben ... Umarme mich also von ganzem Herzen, aus voller Seele.«

Halberwürgt athmete er kaum noch. Ein wüstes Brausen in seinem Gehirn hinderte ihn sie zu verstehen. Feurige Bisse hinter den Ohren durchlöcherten seinen Kopf, eroberten seine Arme, seine Füße, der Galopp des Anderen, der ihn vergewaltigenden Bestie jagte ihn aus seinem eigenen Körper. Seine Hände gehörten nicht mehr ihm, die durch die Nacktheit dieser Frau ihm eingeflößte Trunkenheit war zu stark. Die nackten Brüste drückten sich an seinen Kleidern platt, der bloße, weiße und so zarte Hals bildete eine zu unwiderstehliche Versuchung; der warme, brünstige, Alles beherrschende Athem jagte ihn vollends in den Schwindel der Wuth hinein, in das Schwanken, das seinen Willen umdüsterte, ausriß und vernichtete.

»Umarme mich, Schatz, so lange uns noch eine Minute bleibt ... Du weißt, er wird bald hier sein. Wenn er schnell gegangen ist, kann er von einer Minute zur andern an die Thür klopfen ... Da Du jetzt nicht herunterkommen willst, so denke daran, daß ich öffnen werde und daß Du hinter der Thür stehst: und warte nicht, stoße sofort zu, um zu Ende zu kommen ... Ich liebe Dich so sehr, wir werden glücklich sein! Er, der schlechte Mensch, hat mich so sehr leiden lassen, er ist das einzige Hinderniß unseres Glückes ... Umarme mich, so stark, o so stark, als wenn Du mich verschlingen wolltest, damit ich ganz in Dich aufgehe!«

Jacques tappte, ohne sich umzublicken, mit der rechten Hand nach dem Messer. Einen Augenblick blieb sein Arm mit dem Messer in der Faust in dieser Lage. War jetzt der Durst wieder da nach Rache für uralte Beleidigungen, deren genaue Kenntniß ihm abging, für diese von Geschlecht zu

Geschlecht aufgehäufte Gemeinheit seit dem ersten Betrug im Dunkel der Höhlen? Er richtete auf Séverine seine wirren Blicke, er empfand nur noch das Gelüste, sie tot zu Boden zu strecken wie eine Anderen abgejagte Beute. Das Schreckensthor that sich über dem schwarzen Abgrund des geschlechtlichen Triebes im Menschen auf, der selbst im Tode nach Liebe wühlt und zerstören will, um noch mehr zu besitzen.

»Umarme mich ... umarme mich ...«

Sie bog ihr unterwürfiges, zärtlich flehendes Gesicht zurück und wollüstig drängte sich ihr nackter Busen hervor. Als er dieses weiße Fleisch wie in einem Widerschein von Feuer getaucht sah, hob er die mit dem Messer bewaffnete Faust. Sie sah die Klinge im Lichte blitzen und wich vor Schrecken und Grauen bebend zurück.

»Jacques, Jacques ... Ich, mein Gott! Warum, warum?«

Seine Zähne waren auf einander gebissen, er sprach kein Wort, sondern drängte ihr nach. Ein kurzer Kampf brachte sie bis an das Bett. Sie wich noch weiter zurück, ohne sich zu vertheidigen, das Hemde zerriß.

»Warum, mein Gott, warum?«

Er senkte die Faust und das Messer schnitt ihr die Frage ab. Er hatte beim Zustoßen die Klinge gewendet, in dem fürchterlichen Bedürfniß der voll befriedigt sein wollenden Hand: es war derselbe Stoß, der den Präsidenten Grandmorin getroffen hatte, an derselben Stelle, mit derselben Wuth geführt. Hatte sie geschrieen? Es ist ihm nie klar geworden. In demselben Augenblick kam der Pariser Eilzug so schnell und wuchtig vorüber, daß selbst die Diele zu schwanken schien. Sie war gestorben als hätte sie der Blitz inmitten dieses Donners erschlagen.

Hingestreckt zu seinen Füßen lag sie vor dem Bett. Er sah sie an. Der Zug verlor sich in der

Ferne. In dem dumpfen Schweigen des rothen Zimmers betrachtete er sie. Inmitten der rothen Vorhänge, der rothen Tapeten lag sie auf der Diele und blutete stark, eine rothe Fluth rieselte zwischen den Brüsten hindurch, breitete sich auf dem Unterleibe aus und floß von dem einen Schenkel aus in dicken Tropfen auf das Parquet. Das halb zerrissene Hemde wurde davon durchtränkt. Er hätte nie geglaubt, daß sie so viel Blut besaß. Und was ihn besonders bannte, war die Maske fürchterlicher Angst, die das Gesicht dieser niedlichen, sanften, folgsamen Frau angenommen hatte. Die schwarzen Haare hatten sich gestäubt und bildeten einen Helm des Schreckens, düster wie die Nacht. Die übernatürlich weit geöffneten Nixenaugen suchten noch immer, stumm und starr das schreckliche Geheimniß zu ergründen. Warum, warum hatte er sie ermordet? Unwissend, daß das Leben Koth in das Blut mischt, hingebend und unschuldig, so daß sie

es nie begriffen hätte, hatte sie ihr Unstern in die Hände des Mörders geführt.

Jacques fuhr zusammen. Er hörte das Röcheln einer Bestie, das Grunzen eines Wildschweines, das Brüllen des Löwen in seiner Nähe. Doch schnell beruhigte er sich wieder, er selbst athmete so heftig. Endlich hatte er es also gewagt, er hatte getötet! Ja, er hatte das da gethan. Eine zügellose Freude, ein mächtiges Vergnügtsein durchwogte ihn angesichts der endlichen Erfüllung seines ewigen Wunsches. Er verspürte eine ehrgeizige Ueberraschung, die vergrößerte Souveränität seines männlichen Geschlechts. Er hatte diese Frau getötet, er besaß sie nun so, wie er sie schon immer zu besitzen gewünscht hatte, ganz, allmächtig. Sie war nicht mehr, sie konnte also niemandem mehr angehören. Die Erinnerung an einen anderen Ermordeten, den Präsidenten Grandmorin, dessen Leichnam er in jener Nacht, keine fünfhundert Meter von hier gesehen hatte, trat

lebhaft vor seine Erinnerung. Dieser zarte, weiße, vom röthlichen Licht bestrahlte Körper, er war derselbe menschliche Fetzen, derselbe zerbrochene Hampelmann und schwammige Lappen, den ein Stoß mit dem Messer aus dem Menschen macht. Ja, so war es. Er hatte getödtet und das da zu Boden gestreckt. Wie der andere war auch sie hingeschlagen, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf dem Rücken lag mit gespreizten Beinen, den linken Arm unter der Hüfte, den rechten gekrümmt, fast losgelöst von der Schulter. Hatte nicht in jener Nacht sein Herz mächtig pulsirt und er sich unter dem Kitzel seiner Haut beim Anblick des ermordeten Mannes geschworen, es auch zu wagen? O nur nicht feige sein, sein Gelüst befriedigen und das Messer eintauchen! Dieser Trieb hatte sich in ihm entwickelt, nicht in einer Stunde, seit einem Jahre, ohne daß er es gewußt, daß er auf das Unvermeidliche losmarschirte. Aber am Halse dieser Frau, unter ihren Küssen war die schwere Arbeit

vollbracht worden. Die beiden Mordthaten vereinigten sich, war die eine nicht die logische Folge der anderen?

Ein Poltern und Krachen der Dielen zog Jacques von den Betrachtungen ab, die ihm beim Anblick der Todten durch den Kopf flogen. Sprangen schon die Thüren auf? Kamen Leute, um ihn zu verhaften? Er sah umher, nichts störte das düstre Schweigen des Hauses. Da kam wieder ein Zug vorüber und jetzt fiel ihm auch der Mann ein, der bald unten klopfen mußte und den er tödten sollte! An ihn hatte er garnicht mehr gedacht. Er bedauerte nichts und doch schalt er sich einen Dummkopf. Was war geschehen? Die von ihm leidenschaftlich geliebte Frau lag mit offener Wunde auf dem Boden, während der Mann, das Hemmniß ihres Glückes, noch immer lebte und Schritt für Schritt durch die Finsterniß näherkam. Er hatte diesen Mann, der lediglich durch die Skrupeln der Erziehung, durch die langsam erworbenen und überlieferten Ideen

der Humanität von ihm geschont worden war, nicht ermorden können. Unter Mißachtung seiner eigenen Interessen hatte ihn die Erbschaft der Grausamkeit, des Mordinstinctes, der in vorzeitigen Forsten ein Thier auf das andere jagte, blind gemacht. Tödtet man auch mit Ueberlegung? Man tödtet unter dem Stachel des Blutes und der Nerven, einem Reste der einstigen Kämpfe, der Lust am Leben und der Freude, der Stärkere zu sein. Er verspürte mehr als nur eine gesättigte Mattigkeit, er erschrak bereits, er suchte zu begreifen, ohne etwas anderes zu finden als inmitten seiner befriedigten Leidenschaft das bittere Erstaunen und die Trauer über das nicht gut zu machende. Der Anblick der Unglücklichen, die ihn noch immer mit ihren tragischen, erschrockenen Augen ansah, wurde ihm peinlich. Er wollte seine Augen abwenden und hatte plötzlich die unangenehme Empfindung, als ob am Fußende des Bettes sich noch eine andere weiße Gestalt drohend

aufrichtete. Hatte sich die Todte verdoppelt? Nein, es war Flore. Sie war also schon wieder da, wie in seinen Fieberträumen nach jenem Unglück. Sie triumphirte, denn jetzt war sie gerächt. Der Schreck ließ sein Blut gefrieren, er fragte sich, warum er eigentlich noch immer hier sei. Er hatte gemordet, erwürgt und war trunken von dem fürchterlichen Weine des Verbrechens. Er zitterte vor dem auf der Erde liegenden Messer, er floh, stürzte fast die Treppe herunter, öffnete die große Thür der Veranda, als ob ihm die kleine Hinterthür nicht Raum geboten hätte, sprang über die Brüstung und stürmte wild in die Nacht hinaus. Er sah sich nicht um, das düstere Haus neben dem Eisenbahndamm blieb offen und trostlos in seiner todesähnlichen Verlassenheit weit hinter ihm zurück.

Cabuche streifte in dieser Nacht wie immer unter dem Fenster Séverine's umher. Er wußte, daß Roubaud erwartet wurde und wunderte sich daher nicht, daß ein schwacher Lichtstrahl

durch die Fensterläden sich stahl. Aber dieser über die Brüstung springende und wie eine wüthende Bestie in das Land hinaus galoppirende Mensch überraschte ihn nicht wenig. Es war zu spät, um sich noch an die Verfolgung des Flüchtigen zu machen, der Kärner blieb deshalb erschrocken und von Unruhe und Angst gefoltet vor der offenen Thür stehen, die das große schwarze Loch der Vorhalle sehen ließ. Was war geschehen? Sollte er eintreten? Das tiefe Schweigen, keine einzige Bewegung im Hause, während doch die Lampe oben hell brannte, schnürten ihm das ängstlich schlagende Herz ein.

Endlich entschloß sich Cabuche nach oben zu tapfen. Vor der ebenfalls weit offen stehenden Thür des Zimmers stand er abermals still. In dem ruhigen Schimmer des Lichts schien es ihm, als läge vor dem Bett ein Häuflein Kleidungsstücke. Séverine war jedenfalls entkleidet. Er rief sie leise, während sein Herz zum Springen klopfte. Mit einem Male sah er

das Blut, er begriff und stürzte mit einem fürchterlichen Aufschrei, wie er aus einem zerrissenen Herzen dringt, in das Zimmer. Da sah er sie nun in ihrer bedauernswerthen Nacktheit ermordet auf dem Fußboden liegen. Er glaubte, daß sie noch röchelte, er empfand eine so fürchterliche Verzweiflung und eine so schmerzliche Scham darüber, sie ganz nackt im Todeskampf auf der Erde liegen zu sehen, daß er sie in einer Anwandlung brüderlichen Gefühls in seine Arme nahm, sie aufhob, auf das Bett legte und mit dem zurückgeschlagenen Oberbett zudeckte. Bei dieser Umarmung aber, der einzigen Zärtlichkeit, die sie ausgetauscht, hatte er sich beide Hände und die Brust mit Blut besudelt. Er triefte von Blut.

In diesem Augenblick traten Roubaud und Misard in das Zimmer. Sie hatten sich ebenfalls entschlossen hinauf zu steigen, als sie alle Thüren offen sahen. Der Gatte hatte sich verspätet, er hatte sich mit Misard in ein

längeres Gespräch eingelassen und dieser war beim Erzählen mitgegangen. Beide starrten schreckensbleich Cabuche an, dessen Hände voller Blut klebten wie die eines Schlächters.

»Derselbe Stich wie bei dem Präsidenten,« sagte Misard, nachdem er die Wunde geprüft.

Roubaud zuckte mit dem Kopf, ohne zu antworten. Er konnte seine Blicke nicht von Séverine wenden, dieser Schreckensmaske mit den schwarzen aus der Stirn gestrichenen Haaren und den weit aufgerissenen blauen Augen, die noch immer zu fragen schienen: warum?

Zwölftes Kapitel

Drei Monate später führte Jacques in einer lauen Juninacht den Eilzug nach Havre, der Paris um sechs Uhr dreißig Minuten verlassen

hatte. Seine neue Locomotive, Nummer 608, eine ganz neue Maschine, der er, wie er sich ausdrückte, die Jungfernschaft genommen hatte und die er nach und nach kennen lernte, war nicht gefällig; sie war unberechenbar, phantastisch wie ein junges Roß, das man auch erst müde machen muß, ehe es sich bequem, im Geschirr zu gehen. Er fluchte oft auf sie und beklagte die Lison. Er durfte sie keinen Augenblick außer Augen lassen und mußte die Hand stets an der Kurbel des Fahrtregulators haben. Aber in dieser milden Juninacht war er nachsichtig gestimmt, er ließ sie nach Gefallen galoppiren, glücklich, ein wenig aufathmen zu können. Nie zuvor hatte er sich wohler gefunden, das Herz erleichtert von Gewissensbissen in dem mächtigen, glückverheißenden Frieden der Nacht.

Er, der sonst niemals unterwegs sprach, neckte Pecqueux, den man ihm wieder als Heizer überlassen hatte.

»Nanu, Ihr reißt ja die Augen auf wie ein Mensch, der nur Wasser trinkt?«

Pecqueux sah in der That gegen seine sonstige Gewohnheit nüchtern und verdüstert aus.

»Ja, man muß die Augen offen halten, wenn man sehen will,« antwortete er ziemlich barsch.

Jacques sah ihn mißmuthig an, er glaubte, Jener sei nicht recht bei Verstande. In der vergangenen Woche war er der Geliebten des Genossen, der schrecklichen Philomène, richtig in die Arme gerathen, die schon seit langer Zeit sich an ihm wie eine magere, liebesdurstige Katze rieb. Es war keine geschlechtliche Neugierde, die ihn zu ihr trieb, er wollte nur etwas erfahren, nämlich, ob er gänzlich geheilt und ob jetzt sein schändlicher Trieb befriedigt war. Konnte er diese für sich haben, ohne ihr ein Messer in den Hals zu jagen? Schon zweimal hatte er sie gehabt und kein Schauder, keine Uebelkeit sich

eingestellt. Daher seine große Freude, seine ruhige, lächelnde Miene, das Gefühl des Glücks, jetzt wieder ein Mann wie alle andern Männer zu sein.

Pecqueux wollte neue Feuerung auflegen.

»Nein, treibt sie nicht zu sehr an, sie geht gerade gut so.«

Der Heizer brummte etwas in den Bart.

»Ja wohl, geht gut ... Eine Faxenmacherin, eine Schlumpe ist sie! ... Wenn ich daran denke, daß man an die andere, die alte, die so gut war, Hand angelegt hat! ... Dieses Frauenzimmer von der Straße verdient einen Tritt in den Hintern.«

Jacques wollte sich nicht ärgern und gab keine Antwort. Aber er fühlte wohl, daß ihr einstiges eheliches Leben zu Dreien für immer zerstört war; denn die gute Freundschaft, die zwischen ihm, jenem und der guten Lison immer geherrscht hatte, war seit dem Tode der

letzteren verschwunden. Jetzt stritt man sich um ein nichts, um eine zu sehr angezogene Schraubenmutter, um eine zu viel aufgelegte Schaufel Kohlen. Er nahm sich vor, vorsichtig im Verkehr mit Philomène zu sein, denn er wollte es nicht zu einem offenen Kriege kommen lassen auf dieser schmalen, schwankenden Brücke, die ihn und den Heizer trug. So lange Pecqueux aus Erkenntlichkeit dafür, daß er nicht fortgejagt wurde, kleine Summen ausgezahlt erhielt und die Vorräthe seines Vorgesetzten verzehren konnte, war er ihm ein gehorsamer und ergebener Hund gewesen, der für ihn die ganze Welt erwürgt hätte, wenn er es befohlen. Der täglichen Gefahr hatten beide wie Brüder in's Auge gesehen und es hatte keiner Worte bedurft, um sich zu verständigen. Aber dieses Leben wurde zur Hölle, wenn man sich unbequem wurde und man Seite an Seite durchrüttelt wurde, während man sich am liebsten gegenseitig aufgefressen hätte. Erst in der verflossenen

Woche hatte die Gesellschaft den Locomotivführer und den Heizer des Eilzuges nach Cherbourg trennen müssen, weil sie wegen einer Frau in Uneinigkeit gerathen waren, der Erstere mißhandelte den letzteren, weil er ihm nicht gehorchte: es gab unterwegs Schläge und wirkliche Kämpfe, wobei man gänzlich des Schwanzes von Reisenden vergaß, der mit voller Schnelligkeit hinter ihnen herrollte.

Noch zweimal öffnete Pecqueux die Thür und legte trotz des Verbotes Kohle auf; er suchte augenscheinlich einen Streit vom Zaune zu brechen. Jacques that so, als bemerkte er nichts, als sähe sein Auge weiter nichts als die Strecke, er gebrauchte indessen die Vorsicht, jedesmal den Injectionshebel zu stellen, damit der Druck sich verminderte. Die Luft war so sanft und der schwache, erfrischende, durch die Geschwindigkeit des Zuges hervorgebrachte Wind that in der warmen Juninacht so wohl. Als man um elf Uhr fünf

Minuten in Havre einlief, besorgten die beiden Männer die Toilette der Locomotive so einträchtig wie früher.

Als sie gerade das Depot verließen, um sich in die Rue François-Mazeline zur Ruhe zu begeben, rief sie Jemand an:

»Habt Ihr es so eilig? Tretet doch einen Augenblick näher!«

Es war Philomène, die von der Schwelle ihres brüderlichen Hauses aus auf Jacques gelauert hatte. Sie konnte eine Bewegung der Enttäuschung nicht unterdrücken, als sie Pecqueux bemerkte. Sie hatte sich daher wohl oder übel entschließen müssen, beide anzurufen; um das Vergnügen zu genießen mit ihrem neuen Freunde plaudern zu können, mußte sie die Gegenwart des alten erdulden.

»Laß uns in Ruhe,« brummte Pecqueux, »Du langweilst uns, wir sind müde.«

»Bist Du liebenswürdig!« antwortete

Philomène aufgeräumt, »da ist Herr Jacques ganz anders, er nimmt gewiß gerne noch ein Gläschen zu sich ... Nicht wahr, Herr Jacques?«

Der Maschinenführer dankte kluger Weise, der Heizer jedoch nahm die Einladung mit einem Male an. Es war ihm eingefallen, daß er sich durch Beobachtung der Beiden am besten Gewißheit verschaffen konnte. Sie gingen in die Küche und setzten sich an den Tisch, während sie Gläser und eine Flasche Brantwein vor sie hinstellte. Dann sagte sie etwas leiser als gewöhnlich:

»Wir dürfen keinen Lärm machen, mein Bruder schläft über uns. Er hat es nicht gern, daß Jemand bei mir ist.«

Während sie ihnen einschenkte, setzte sie hinzu:

»Wißt Ihr schon, daß Frau Lebleu heute Morgen gestorben ist? ... O ich habe es immer

gesagt, daß sie krepiren wird, wenn man sie in die Hinterwohnung, ein wahres Gefängniß, sperrt. Vier Wochen hat sie trotzdem den Anblick des Zinkdaches ertragen ... Daß sie sich aus ihrem Sessel nicht mehr erheben konnte, hat ihr sicher den Rest gegeben, denn nun konnte sie Fräulein Guichon und Herrn Dabadie nicht mehr belauschen, was ihr nachgerade zur zweiten Natur geworden war. Sie ist vor Wuth, Jene nie abgefaßt zu haben, jedenfalls geborsten.«

Philomène unterbrach sich, um einen großen Schluck Branntwein zu sich zu nehmen, dann sagte sie lachend:

»Sie schlafen jedenfalls zusammen, aber sie verstehen die Sache! ... Ich glaube, die kleine Frau Moulin weiß etwas, sie hat sie eines Abends gesehen. Aber die spricht nicht: die ist zu dämlich und ihr Mann erst, der Unter-Inspector ...«

Von Neuem unterbrach sie sich, um

auszurufen:

»In der nächsten Woche kommt ja auch die Sache Roubaud in Rouen vor.«

Bisher hatten Jacques und Pecqueux schweigend zugehört. Der Letztere fand Philomène heute äußerst geschwätzig. Wenn sie beide allein waren, trug sie weit weniger die Kosten der Unterhaltung. Seine Augen verließen sie keinen Augenblick, er schwitzte vor Eifersucht, denn es war klar, daß sie nur seines Vorgesetzten wegen so aufgeräumt war.

»Ja,« antwortete der Locomotivführer völlig gefaßt, »ich habe ebenfalls die Vorladung erhalten.«

Philomène näherte sich ihm und freute sich, ihn mit dem Ellbogen streifen zu können.

»Ich auch, ich bin Zeugin ... Als man mich über Sie ausfragte, Herr Jacques, denn man wollte die volle Wahrheit über Ihre Beziehungen zu der unglücklichen Frau

wissen, ja als man mich über Sie ausfragte, sagte ich zum Richter: »Er betete sie an, Herr Richter, es ist ganz unmöglich, daß er ihr etwas angethan hat!« That ich nicht recht so? Ich habe Sie Beide oft genug bei einander gesehen, ich war also berechtigt, so zu sprechen.«

»O ich bin nicht besorgt,« erwiderte der junge Mann gelassen, »ich kann Stunde für Stunde nachweisen, wie ich meine Zeit zugebracht habe ... Die Gesellschaft hat mich doch jedenfalls behalten, weil mir nicht der leiseste Vorwurf zu machen ist.«

Es trat Schweigen ein, alle drei tranken langsam.

»Ich zittre noch vor diesem Cabuche,« begann Philomène von Neuem, den man ja noch mit dem Blut der armen Dame bedeckt verhaftet hat! Was für dumme Männer giebt es doch! Eine Frau zu tödten, wenn man ihr nachstellt! Wenn die Frau nicht mehr lebt, ist doch

überhaupt alles zu Ende! ... Ich werde auch mein Leben lang nicht vergessen, wie Herr Cauche Herrn Roubaud auf dem Perron verhaftete. Ich war gerade dabei. Ihr wißt, daß es nur drei Tage später geschah. Als Herr Roubaud am Tage nach der Beeidigung seiner Frau ganz unschuldig den Dienst wieder antreten wollte, klopfte ihm Herr Cauche auf die Schulter und sagte zu ihm, er hätte den Befehl, ihn in's Gefängniß zu bringen. Ihr könnt Euch denken, gerade ihn, der mit ihm Nacht für Nacht gespielt hatte! Aber wenn man Polizeikommissär ist, muß man selbst seinen Vater und seine Mutter unter die Guillotine schleppen, wenn es der Dienst verlangt. Er machte sich auch nichts daraus, dieser Herr Cauche, denn ich sah ihn nachher im Café du Commerce die Karten mischen, als wäre ihm sein Freund genau so viel gewesen, wie der Großtürke!«

Pecqueux hatte sich in die Lippen gebissen und schlug jetzt mit der Faust auf den Tisch.

»Zum Donnerwetter, ich hätte an dieses Schmachtlappens Stelle sein müssen! ... Sie schliefen bei seiner Frau, ein Anderer tödtete sie ihm und er läßt sich geduldig einsperren ... Die Platze könnte man bekommen!«

»Du Schafskopf,« ereiferte sich Philomène, »man beschuldigt ihn ja, Jemand zum Morde seiner Frau angestiftet zu haben, er wollte sie Geldinteressen halber los sein; was weiß ich! Ich glaube, man hat bei diesem Cabuche die Uhr des Präsidenten Grandmorin gefunden, der, wie Ihr wißt, vor ungefähr achtzehn Monaten im Koupee ermordet wurde. Man hat nun jenen Mord mit diesem in Verbindung gebracht und es ist eine ganz unglaubliche Geschichte daraus geworden, das reine Dintenfaß. Ich kann Euch das nicht so erklären, in der Zeitung stehen zwei volle Spalten darüber.«

Jacques schien zerstreut kaum hingehört zu haben.

»Wozu sich darüber den Kopf zerbrechen,« sagte er vor sich hin, »was geht das uns an? ... Wenn das Gericht nicht weiß, was es zu thun hat, wir wissen es ganz gewiß nicht.«

Dann schienen seine Augen in die Ferne zu schweifen und sein Gesicht entfärbte sich:

»Mich dauert bei alledem nur die arme Frau ... O die arme, arme Frau!«

»Ich habe eine Frau,« setzte Pecqueux auffahrend hinzu, »wenn aber Jemand wagen sollte, sie zu berühren, dann erwürge ich mit diesen Fingern alle beide. Nachher kann man mir ebenfalls den Hals abschneiden, es soll mir dann ganz gleichgültig sein.«

Abermals herrschte Stille. Philomène füllte die Gläser noch einmal und zuckte lächelnd mit den Schultern. Im Innern aber war ihr durchaus nicht besonders gut zu Muthe und sie streifte Pecqueux mit einem schnellen Seitenblick. Seit Mutter Victoire in Folge ihres

Bruches nicht mehr tätig sein konnte, ihre Stellung als Wärterin im Bahnhofsgebäude aufgegeben hatte und ins Hospital gegangen war, vernachlässigte er sich vollständig, er ging immer in schmutzigen Lumpen umher. Sie sorgte nicht mehr duldsam und mütterlich für ihn, indem sie ihm frische Wäsche zurecht legte, damit die andere in Havre ihr nicht vorwerfen konnte, daß sie ihren Mann umkommen lasse. Philomène war durch das eigene, niedliche Aussehen Jacques verführt worden und verabscheute jetzt natürlich den Andren.

»Meinst Du Deine Frau in Paris, die Du erwürgen willst?« fragte sie vorwitzig. »Du brauchst nicht zu befürchten, daß man sie Dir nimmt!«

»Die oder eine Andere!« brummte Pecqueux.

Sie trank ihm zu und stichelte dabei: »Auf Dein Wohl, Pecqueux. Und vergiß nicht, mir Deine Hemden zu bringen, damit ich sie

waschen und zurecht machen kann, denn wir machen keinen Staat mehr mit Dir, weder sie noch ich ... Auf Ihr Wohl, Herr Jacques!«

Jacques fuhr zusammen, als erwachte er eben aus einem Traume. Trotzdem er keine Gewissensbisse fühlte, seit dem Morde sich wie erleichtert vorkam und sich eines körperlichen Wohlbefindens erfreute, erschien ihm Séverine häufig und dann rührte sie den mitleidigen Menschen, der in ihm wohnte, zu Thränen. Er trank und sagte hastig, um seine Verlegenheit zu verbergen:

»Wissen Sie schon, daß wir Krieg bekommen werden?«

»Nicht möglich,« rief Philomène. »Mit wem denn?«

»Nun mit den Preußen ... Wegen eines deutschen Fürsten, der König von Spanien werden will. Gestern ist in der Kammer ausschließlich davon gesprochen worden.«

Sie schimpfte nun darauf los.

»Das kann ja recht nett werden! Mit ihren Wahlen, ihrem Plebiszit und ihrer Angst haben sie uns schon genug zugesetzt! –Wenn es losgeht, müssen alle Männer mit?«

»O wir brauchen nichts zu fürchten, denn man kann die Eisenbahnen nicht entbehren ... Natürlich hätten wir mit dem Transport der Truppen und den Verproviantirungen alle Hände voll zu thun! Wenn es also so kommen sollte, müssen wir ebenfalls unsere Schuldigkeit thun.«

Er erhob sich, denn er merkte, daß sie eines ihrer Beine unter das seine geschoben hatte und daß Pecqueux, der es gesehen und roth geworden war, darob die Zähne aufeinander preßte und die Fäuste ballte.

»Wir wollen zu Bett gehen, es ist höchste Zeit.«

»Ja, das wird uns besser bekommen,« sagte

der Heizer bebend.

Er hatte den Arm Philomène's gepackt und drückte ihn, als wollte er ihn kurz und klein brechen. Sie unterdrückte einen Schmerzensschrei und beeilte sich, dem Locomotivführer in's Ohr zu flüstern, während Jener sein Glas leerte:

»Nimm Dich in Acht, er ist zu allem fähig, wenn er getrunken hat.«

Man hörte jetzt schwere Schritte die Treppe herunterkommen. Sie entfärbte sich.

»Mein Bruder! ... Macht, daß Ihr fortkommt.«

Die beiden Männer waren noch keine zwanzig Schritt vom Hause entfernt, als sie schon einige Ohrfeigen fallen hörten, auf die lautes Geheul folgte. Philomène erhielt wieder einmal ihre Prügel wie ein kleines Mädchen, das die Nase in den Compottopf gesteckt hat. Der Locomotivführer war stehen geblieben und schien geneigt, ihr zu Hilfe zu eilen. Doch

der Heizer hielt ihn zurück.

»Was geht das uns an? ... Tödten sollte er sie gleich, diese Dirne!«

In der Rue François-Mazeline legten sich Jacques und Pecqueux nieder, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Die beiden Betten in dem engen Zimmer berührten sich fast. Lange lagen sie noch mit offenen Augen wach, und Jeder lauschte auf die Athemzüge des Andern.

Am Montag sollte in Rouen die Verhandlung in Sachen Roubaud ihren Anfang nehmen. Es war das ein Triumph für den Untersuchungsrichter, Herr Denizet, denn man zögerte in der juristischen Welt nicht mit Lobspenden über die Art und Weise, wie er diese verwickelte, dunkle Sache geleitet hatte: es wäre ein Meisterwerk seiner Analyse, so sagte man, eine logische Rekonstruierung der Wahrheit, mit einem Worte eine wahrhaftige Schöpfung.

Einige Stunden nach der Ermordung Séverine's traf Herr Denizet in la Croix-de-Maufras ein und ließ Cabuche verhaften. Alles lenkte den unzweifelhaften Verdacht auf ihn, seine Besudelung mit dem Blute, die erdrückenden Aussagen Roubaud's und Misard's, die erzählten, wie sie ihn allein mit dem Leichnam in höchster Verwirrung angetroffen hatten. Befragt und gedrängt zu sagen, wie er in dieses Zimmer gelangt sei, stotterte der Kärner eine Geschichte zurecht, die der Richter achselzuckend anhörte, ihm schien es eine Ausflucht, ein klassisches Märchen. Er erwartete diese immer gleiche Geschichte von dem sagenhaften Mörder, von dem erdachten Schuldigen, den der wirkliche Schuldige durch die dunkle Landschaft davongaloppieren gehört haben wollte. Dieser Würger war gewiß schon weit, wenn er noch immer lief. Als man ihn fragte, was er in so später Stunde vor dem Hause zu suchen hatte, zögerte Cabuche und gab schließlich zur

Antwort, er sei noch ein wenig spazieren gegangen. Das war geradezu kindlich. Wie sollte man an diesen geheimnißvollen Unbekannten glauben, der erst mordete, dann auskniff, alle Thüren offen ließ und nicht einmal irgend einen Gegenstand, nicht einmal ein Taschentuch entwendet hatte. Von wo sollte er gekommen sein? Warum sollte er gemordet haben? Der Richter wußte schon von Anbeginn der Untersuchung von der Liebschaft zwischen Séverine und Jacques, und war sich darüber nicht recht klar, womit Letzterer seine Zeit ausgefüllt hatte. Aber sowohl der Beschuldigte selbst sagte, daß er Jacques nach Barentin zum Zuge um vier Uhr vierzehn Minuten begleitet hätte, als auch die Wirthin in Rouen schwor bei allen Göttern, daß der junge Mann nach dem Essen sich sofort auf sein Zimmer begeben, und daß er dasselbe erst am folgenden Morgen gegen sieben Uhr verlassen habe. Und dann schlachtete ein Liebhaber nicht die von ihm

angebotete Frau, mit der er nie einen Streit gehabt, ohne Weiteres ab. Das wäre geradezu absurd. Nein, es gab nur einen einzigen vermuthlichen Mörder, einen eigenthümlichen Mörder und das war der dort vorgefundene einfältige Verbrecher mit den rothen Händen, dem Messer zu seinen Füßen, dieses brutale Thier, das dem Gericht Geschichten einreden wollte, bei denen man im Stehen einschlafen konnte.

Aber an diesem Punkte angelangt, fühlte sich Herr Denizet trotz seiner Ueberzeugung und seiner feinen Nase, die er wie er sagte, ihn besser bediente, als jeder Beweis, doch noch etwas unsicher. Bei einer ersten Haussuchung in dem zerfallenen Gemäuer des Verhafteten im Walde von Bécourt hatte man nichts auffälliges gefunden. Ein Diebstahl konnte also nicht die Veranlassung zum Morde gewesen sein, es mußte nach einem anderen Beweggrund geforscht werden. Plötzlich führte ihn Misard zufällig während des

Verhörs auf den richtigen Weg, indem erzählte, daß er gesehen hätte, wie Cabuche eines Nachts über die Mauer geklettert sei, um durch das Fenster ihres Zimmers Frau Roubaud beim Entkleiden zu beobachten. Jacques wurde ebenfalls gefragt und sagte ohne Zaudern, was er von der stummen Anbetung des Kärrners, von dem glühenden Verlangen, mit dem er sie verfolgte, von seinen Handreichungen wußte. Ein Zweifel war also nicht mehr möglich: eine bestialische Leidenschaft hatte Cabuche zu dem Verbrechen gedrängt. Alles andere ergab sich von selbst: der Mann war durch die Thür zurückgekehrt, zu der er wahrscheinlich einen Schlüssel besaß, hatte dieselbe in seiner Verwirrung offen gelassen, dann folgte der Kampf, der mit Mord endete, schließlich die Nothzüchtigung, die durch die Ankunft des Gatten gestört wurde. Nur eines war auffallend. Warum hatte der Mensch, der doch von der bevorstehenden Ankunft des Mannes

wußte, gerade diese Zeit gewählt, in der er jeden Augenblick von diesem überrascht werden konnte? Aber bei reiflicher Ueberlegung wirkte auch dieser Umstand belastend für den Angeklagten; man konnte annehmen, daß er in der Krisis brennenden Verlangens gehandelt habe, in dem Wahn, daß er Séverine, die am folgenden Tage abreisen wollte, nie wieder allein in diesem einsamen Hause begegnen würde, wenn er nicht diese Minute benutzte. Von diesem Augenblick an stand die Ueberzeugung des Richters unerschütterlich fest.

Mit Verhören vielfach gequält, ein- und ausgespannt in die Folter spitzfindiger Fragen, blieb Cabuche hartnäckig bei seiner ersten Behauptung. Er habe sich in der frischen Nachtluft auf der Landstraße ergangen, als ein Individuum in solcher Hast an ihm vorbeigestürmt sei, daß er nicht einmal zu sagen wußte, in welcher Richtung er in die Finsterniß hineingelaufen wäre. Es habe ihn

eine Unruhe gepackt, er habe nach dem Hause geblickt und gesehen, daß die Thür weit offen stand. Er habe sich endlich entschlossen hinaufzusteigen und die Todte noch warm auf dem Fußboden liegend gefunden; sie hätte ihn mit ihren großen Augen so fragend angeblickt, daß er noch Leben in ihr vermuthete und sie auf das Bett trug, dabei hatte er sich mit Blut befleckt. Etwas anderes wußte er nicht, er wiederholte immer nur dieses eine und änderte nichts daran, so daß es wirklich aussah, als hätte er sich schon vorher diese Geschichte zurechtgereimt. Wenn man ihn herauszulocken versuchte, verwirrte er sich und schwieg wie ein beschränkter Mensch, der darüber hinaus nichts versteht. Als Herr Denizet ihn zum ersten Male über seine Liebe zu dem Opfer ausfragen wollte, wurde er sehr roth, wie ein junger Mensch, den man bei seiner ersten Liebschaft ertappt. Er leugnete alles und bestritt je von dem Besitz dieser Dame geträumt zu haben, denn dieses zärtliche,

heimliche Gefühl, über welches er Niemandem Rechenschaft schuldig war, schlummerte tief in seinem Herzen. Er hätte sie nie geliebt, sie nie begehrt, man sollte ihm nie damit kommen. Jetzt, nun sie todt war, schien es ihm wie eine Entheiligung. Aber dieses Ableugnen einer Thatsache, für welche mehrere Zeugen eintraten, machte ihn noch verdächtiger. Nach dem Sinne der Anklage hatte er natürlich ein Interesse daran, das wilde Verlangen nach der Unglücklichen zu verheimlichen, die er getödtet hatte, um sich an ihrem Besitz zu berauschen. Als der Richter alle Beweise beisammen hatte und den Hauptschlag gegen ihn führte, als er ihm die Anklage, gemordet und genoztüchtig zu haben, direct in's Gesicht schleuderte, kannte seine Wuth keine Grenzen. Er sollte sie getödtet haben, um sie zu besitzen, er, der sie wie eine Heilige verehrte? Die herbeigerufenen Gensdarmen mußten ihn halten, denn er sprach davon, dieses verfluchte Loch in Grund und Boden

schlagen zu wollen. Er war ein heimtückischer Schurke schlimmster Sorte, aber gerade seine Heftigkeit dokumentirte an seiner Statt das von ihm geleugnete Verbrechen.

So weit war die Untersuchung gediehen, der Verhaftete war in Wuth gerathen und hatte jedesmal, wenn man auf den Mord zu sprechen kam, behauptet, daß es der Andre, der geheimnißvolle Flüchtling gewesen sei, als Herr Denizet einen Fund machte, der die Sache ganz auf den Kopf stellte und ihre Wichtigkeit verzehnfachte. Wie Herr Denizet sagte, witterte er die Wahrheiten. So bewog ihn auch eine Art Vorgefühl, persönlich eine zweite Haussuchung in Cabuche's Höhle vorzunehmen. Und dort entdeckte er hinter einem Balken einen Versteck, in welchem sich zwischen Taschentüchern und Handschuhen von Damen eine goldene Uhr vorfand, die er zu seiner größten Freude sofort erkannte: es war die einstmals so viel gesuchte Uhr des Präsidenten Grandmorin, eine starke Uhr mit

zwei eingravirten Buchstaben und der Fabrikationsziffer 2516 auf der Innenseite der Kapsel. Wie ein Blitzstrahl schoß es ihm durch den Kopf, alles erhellte sich, das Einst verband sich mit dem Jetzt, die Thatsachen, wie er sie aneinander reihte, entzückten ihn durch ihre Logik. Aber die Folgen konnten sehr weitgehende werden, deshalb erwähnte er von der Uhr noch nichts und er fragte Cabuche nur nach der Herkunft der Taschentücher und Handschuhe. Diesem schwebte einen Augenblick das Geständniß auf den Lippen: ja er hatte sie angebetet und ein so heißes Verlangen nach ihr verspürt, daß er den Saum ihres Kleides hätte küssen mögen und alles stehlen, was sie liegen ließ, Schnürsenkel, Agraffen, Nadeln. Aber eine unüberwindliche Scham hieß ihn schweigen. Und als ihm der Richter doch die Uhr vorhielt, sah er sie stumpfsinnig an. Er erinnerte sich ihrer sehr wohl, es war die Uhr, die er in ein Taschentuch geknüpft gefunden hatte, welches

er unter einem Kopfkissen hervorzog und mit nach Hause nahm. Dort war sie geblieben, weil er nicht wußte, wie er es anstellen sollte, um ihr die Uhr zurückzugeben. Aber wozu alles das erzählen? Er hätte auch die anderen Diebstähle eingestehen müssen, das Fortstehlen dieses Leinens, das so schön roch und dessen er sich schämte. Man glaubte ihm ja doch nichts. Er selbst verstand schon fast nichts mehr, in seinem beschränkten Schädel ging schon so wie so alles drunter und drüber, es kam ihm alles wie ein böser Traum vor. Selbst der Anklage, der Mörder zu sein, begegnete er schon ruhiger. Er wiederholte auf jede Frage, daß er von nichts wisse. Er wisse nicht, wie die Handschuhe und Taschentücher, nicht wie die Uhr dorthin gekommen sei. Man mache ihn mit Gewalt dumm. Nun gut, so solle man ihn in Ruhe lassen und ihm lieber gleich den Kopf abhauen.

Am nächsten Tage ließ Herr Denizet Roubaud verhaften. Kraft seiner Allmacht hatte er in

einer Minute der Erleuchtung den Verhaftsbefehl erlassen. Er vertraute nur dem Genius seiner Weitsichtigkeit, denn er hatte noch kein genügendes Material gegen den Unter-Inspector beisammen. Trotzdem verschiedene Punkte noch sehr dunkel waren, witterte er in diesem Manne die Hauptursache, die Quelle beider Verbrechen. Und er triumphirte gleich darauf, als ihm die vor dem Notar Colin in Havre acht Tage nach der Besitzergreifung von la Croix-de-Maufras abgeschlossene Testirung zu Gunsten des überlebenden Theiles in die Hände fiel. Nun ergänzte sich die ganze Geschichte in seinem Gehirn in so folgerichtiger Gewißheit und so packender Ueberzeugung, daß die nackte Wahrheit selbst phantastischer und unbegründeter ausgeschaut hätte, als dieses unzerstörbare Gebäude seiner Anklage. Roubaud war ein Feigling, der zu wiederholten Malen nicht selbst zu morden gewagt und sich des Armes dieses Cabuche, dieser tückischen

Bestie bedient hatte. Das erste Mal konnte er es nicht erwarten, den Präsidenten Grandmorin zu beerben, dessen Testament er kannte. Er wußte auch, welchen Haß der Kärner gegen diesen hegte, deshalb hatte er diesen in Rouen in das Koupee gedrängt und ihm das Messer in die Hand gedrückt. Beide Genossen würden sich nach Theilung der zehntausend Franken gewiß nie wieder gesehen haben, wenn nicht der eine Mord einen zweiten erzeugt hätte. Das war der so viel bewunderte Trick krimineller Psychologie des Richters. Er behauptete jetzt, er hätte nie aufgehört Cabuche zu überwachen, denn es sei von je seine Ueberzeugung gewesen, daß der erste Mord mathematisch genau einen zweiten herbeiführen würde. Nach achtzehn Monaten war dieser Fall eingetreten. Das eheliche Leben der Roubaud ging in die Brüche, der Mann hatte die fünftausend Franken verspielt, die Frau sich einen Geliebten genommen, um sich zu zerstreuen. Wahrscheinlich hatte sie sich geweigert, la

Croix-de-Maufras zu verkaufen, aus Furcht, daß er auch dieses Geld klein machen würde, vielleicht hatte sie ihm auch bei ihren ewigen Zänkereien damit gedroht, ihn dem Gericht anzuzeigen. Jedenfalls waren zahlreiche Zeugnisse für die völlige Uneinigkeit der beiden Gatten vorhanden. Und da endlich vollzog sich die Consequenz des ersten Verbrechens: Cabuche tauchte mit seinen brutalen Gelüsten wieder auf, der Mann drückte ihm abermals im Dunkel das Messer in die Hand, um in den ungeschmälernten Besitz dieses verwünschten Hauses zu gelangen, dem schon ein Menschenleben zum Opfer gefallen war. Zu dieser Wahrheit stimmte alles: die bei dem Kärner entdeckte Uhr und vor allem der bei beiden Opfern gleichmäßig, von derselben Hand, mit derselben Waffe, diesem in dem Zimmer gefundenen Messer geführte Stoß. Ueber letzteren Punkt konnte sich die Anklage noch nicht ganz bestimmt äußern, weil die Wunde

des Präsidenten von einer kleineren, schärfer schneidenden Klinge herbeigeführt zu sein schien.

Roubaud antwortete in seiner jetzt üblichen schläfrigen Manier mit ja und nein. Er schien von seiner Verhaftung gar nicht überrascht zu sein, in der langsamen Auflösung seines ganzen Wesens war ihm alles gleichgiltig. Um ihn zum Sprechen zu bewegen, hatte man ihm einen beständigen Wärter gegeben, mit welchem er von Morgens bis Abends Karten spielte. Er befand sich im Uebrigen wohlauf. Er war von der Schuld Cabuches fest überzeugt, nur dieser konnte der Thäter sein. Als man ihn über Jacques ausfragte, zuckte er lachend die Schultern, er machte also aus seiner Kenntniß der Beziehungen Séverine's zu diesem kein Hehl. Nachdem ihm Herr Denizet zuerst allerlei Kreuz- und Querfragen gestellt, entwickelte er schließlich sein System, er drängte ihn geradezu in die Mitschuld an dem Morde hinein; er bemühte sich, ihm ein

Geständniß zu entreißen. Roubaud aber war in der Angst, sich entdeckt zu sehen, sehr umsichtig geworden. Was erzählte man ihm da? Nicht er, sondern der Kärner sollte den Präsidenten getödtet haben, ebenso wie Séverine und beide Male sollte er doch der eigentliche Schuldige sein, da der Andere nur in seinem Auftrage und an seiner Statt gemordet hätte? Diese verwickelte, abenteuerliche Geschichte machte ihn mißtrauisch: man stellte ihm ohne Frage eine Falle, man log ihm etwas vor, um ihm ein Geständniß betreffs der Theilnahme an dem ersten Morde zu entreißen. Bei seiner Verhaftung war es ihm sofort klar, daß auch diese alte Geschichte wieder vorgeschützt werden würde. Mit Cabuche confrontirt erklärte er, diesen Menschen nicht gekannt zu haben, er hätte ihn zum ersten Male gesehen, als dieser mit blutigen Händen gerade sein Opfer nothzüchtigen wollte. Der Kärner war außer sich und raste, so daß man aus der

ganzen Geschichte überhaupt nicht mehr klug werden konnte. Drei Tage verflossen, der Richter ließ Verhör auf Verhör folgen, er war nämlich überzeugt, daß beide Verbrecher ihm eine Komödie vorspielten. Roubaud war schließlich so schlaff, daß er überhaupt nicht mehr antwortete. Mit einem Male aber, in einem Augenblick höchster Ungeduld, wollte er überhaupt mit allem zu Rande kommen. Er gab damit dem dumpfen Verlangen nach, das ihn schon seit Monaten quälte: er sagte alles, die reine, die volle Wahrheit.

An diesem Tage gerade kämpfte Herr Denizet in seinem Bureau mit allen ihm eigenen Finessen, seine schweren Lider verhüllten seine Augen, seine beweglichen Lippen spitzten sich bei der Anstrengung, ganz besonders geistreiche Einfälle zu Tage zu fördern, scharf zu. Seit einer Stunde schon klügelte er gegen diesen aufgeschwemmten, fahlgesichtigen Verhafteten, hinter dessen behäbigem Aeußeren nach seiner Meinung

eine große Verschlagenheit wohnte, allerlei gelehrte Listen aus, und er glaubte bereits, ihn Schritt für Schritt verlockt, auf allen Seiten eingeeengt und schon in der Falle zu haben, als der Andere plötzlich mit den Mienen eines bis zum Aeüßersten getriebenen Mannes ausrief, er hätte jetzt genug und wollte lieber alles gestehen, als noch ferner so gequält werden. Da man ihn ohnehin für den Schuldigen hielt, so wollte er, daß die Dinge wenigstens so zur Aburtheilung kämen, wie sie wirklich geschehen waren. Und je weiter er mit seiner Erzählung kam von der Verführung seiner Frau im jugendlichen Alter durch den Präsidenten, von seiner Eifersuchtswuth, als er diese Schweinereien vernommen, von seinem Morde, von seiner Entwendung der zehntausend Franken, um so weiter hoben sich die Augenlider des Richters. Er zweifelte und sein Mund verzog sich spöttisch, er drückte die Ungläubigkeit, die unbezweifelbare, berufsmäßige Ungläubigkeit des Richters aus.

Er lächelte über das ganze Gesicht, als der Angeklagte schwieg. Dieser Kerl war doch noch schlauer als er gedacht hatte: den ersten Mord ganz für sich in Anspruch zu nehmen, daraus ein rein aus Leidenschaft herbeigeführtes Verbrechen zu bilden, sich also damit von jedem Verdacht des Raubmordes rein zu waschen und namentlich von der Theilnahme an der Ermordung Séverine's, war ein kühnes Manöver, es sprach von Intelligenz, von einer wenigen gegebenen Willensstärke. Aber er konnte das Gesagte schwerlich aufrecht erhalten.

»Sie müssen uns nicht als Kinder betrachten, Roubaud,« sagte der Richter. »Sie behaupten, daß Sie eifersüchtig waren und den Mord aus Eifersucht begangen haben?«

»So ist es.«

»Gut, zugegeben, es verhält sich alles so, wie Sie erzählen, dann hätten Sie also Ihre Frau ohne Kenntniß ihrer Beziehungen zu dem

Präsidenten geheirathet. Ist das anzunehmen? Ihr Fall beweist gerade das Gegentheil, es hat sich Ihnen eine Spekulation angeboten. Sie haben sie erwogen und zugegriffen. Man giebt Ihnen ein wie ein Fräulein erzogenes, junges Mädchen, man stattet sie aus, ihr Beschützer wird der Ihrige, Sie wissen genau, daß man ihr ein Landhaus testamentarisch vermachen wird und Sie wollen behaupten, daß Sie keinen Argwohn hatten? Nein, Sie müssen alles gewußt haben, anders kann ich mir Ihre Heirath nicht erklären. –Uebrigens genügt die Feststellung einer ganz einfachen Thatsache, Sie zu widerlegen. Sie sind nicht eifersüchtig, wagen Sie es doch zu behaupten, daß Sie eifersüchtig sind.«

»Ich sage die Wahrheit, ich habe in einem Wuthanfälle von Eifersucht den Mord verübt.«

»Nachdem Sie also den Präsidenten ehemaliger, angeblich ungewisser Beziehungen wegen ermordet haben –ich

glaube nicht daran –müssen Sie mir ja auch erklären können, aus welchem Grunde Sie es litten, daß dieser Jacques Lantier, ein solider Mensch, eine Liebschaft mit Ihrer Frau unterhielt. Jedermann wußte von diesem Verhältniß und auch Sie selbst haben aus Ihrer Kenntniß desselben kein Hehl gemacht ... Sie ließen ihn unbehelligt ein- und ausgehen, warum?«

Mit gesenktem Kopf starrte Roubaud in die Leere, er fand keine Ausrede und meinte schließlich:

»Ich weiß es nicht ... Den ersten tödtete ich, diesen nicht.«

»Sie können also nicht behaupten, daß Sie rachsüchtig aus Eifersucht sind und ich rathe Ihnen, diesen Roman den Geschworenen nicht aufzutischen, denn sie würden nur mitleidig darüber lächeln ... Folgen Sie mir, ändern Sie Ihr System, die reine Wahrheit nur kann Sie retten.«

Von diesem Augenblick an bemühte sich Roubaud, diese Wahrheit zu sagen, die im Grunde genommen eine große Lüge war. Alles wendete sich so wie so gegen ihn. Das frühere Verhör bei der ersten Untersuchung unterstützte ebenfalls die neue Version, denn er selbst hatte damals Cabuche beschuldigt. Damit war also der Beweis einer außerordentlich geschickt gemachten Verbindung Beider erbracht. Der Richter durchhechelte die Psychologie dieses Falles mit einer wahrhaften Liebe zu seinem Berufe. Noch nie, so erzählte er, sei er so tief in die menschliche Natur eingedrungen. In ihm siegte das Ahnungsvermögen über die Beobachtungsgabe. Er gehörte zu der Schule der sehnenenden und fascinirenden Richter, die durch einen einzigen Augenaufschlag den ganzen Menschen bloßlegen. Die Beweise waren übrigens ebenfalls in erdrückender Menge zur Stelle. Noch nie hatte eine Untersuchung eine solidere Basis ergeben, die

Gewißheit blendete geradezu wie das Licht der Sonne selbst.

Es vermehrte den Ruhm des Herrn Denizet, daß er beide Sachen in einen Topf werfen konnte, nachdem er die erste geduldig und in aller Stille rekonstruiert hatte. Nach dem lärmenden Erfolge des Plebiszits hörte das Fieber im ganzen Lande nicht auf, es glich dem Schwindel, der großen Katastrophen vorausgeht. In der Gesellschaft, in der Politik, in der Presse namentlich des sich seinem Ende zuneigenden zweiten Kaiserreichs herrschte eine beständige Unruhe und Aufregung, so daß selbst die Freude eine krankhafte Ueberschwenglichkeit annahm. Als man nach der Ermordung einer Frau in dem abseits gelegenen Landhause von la Croix-de-Maufras hörte, daß durch einen geschickten Schachzug des Untersuchungsrichters in Rouen die alte Sache Grandmorin ebenfalls ausgegraben und mit dem neuen Verbrechen in Verbindung gebracht worden sei, brach ein

Freudengeschrei in der offiziellen Presse aus. Von Zeit zu Zeit nämlich hatten die oppositionellen Blätter noch einige Sticheleien betreffs des unauffindbaren, sagenhaften Mörders, dieser Erfindung der Polizei, vom Stapel gelassen, welche letztere den Auftrag hätte, die schmutzigen Händel einiger kompromittirter hochgestellter Persönlichkeiten zu verdecken. Die Antwort wirkte wie ein Keulenschlag: Der Mörder und sein Mitschuldiger waren verhaftet, das Gedächtniß des Präsidenten Grandmorin ging unbefleckt aus dieser Geschichte hervor. Die Polemik begann von Neuem, die Aufregung zwischen Paris und Rouen wuchs von Tag zu Tag. Abgesehen von diesem spannenden, die Einbildung beschäftigenden Roman selbst, ereiferte man sich bereits darüber, ob die endlich entdeckte, unbestreitbare Wahrheit dem Staat wieder ein festes Gefüge geben würde. Eine ganze Woche hindurch brachten die Zeitungen spaltenweise Einzelheiten über

diese Affaire.

Herr Denizet wurde nach Paris berufen und fand sich in der Privatwohnung des Generalsecretärs, Herrn Camy-Lamotte in der Rue du Rocher ein. Er fand ihn stehend in seinem ernstesten Arbeitskabinet, sein noch müder blickendes Gesicht hatte etwas gemagert. Er schien auch etwas gebeugt, jedenfalls sah er im Widerschein dieser Apotheose den bevorstehenden Verfall des alten Regime ahnenden Geistes kommen. Seit zwei Tagen war er eine Beute innerer Kämpfe; er wußte noch immer nicht, welchen Gebrauch er von dem aufbewahrten Briefe Séverine's machen sollte. Dieser Brief hätte das ganze Anklagesystem über den Haufen geworfen, weil er ein unverwerflicher Beweis für die Aussage Roubaud's war. Niemand wußte von ihm, er konnte ihn vernichten. Aber am Abend vorher hatte der Kaiser zu ihm gesagt, er wünsche, daß diesmal die Gerechtigkeit unbeeinflußt ihren Lauf nähme, sollte selbst

seine Regierung darunter leiden müssen; es war das ein vereinzelter Aufschrei von Rechtschaffenheit, vielleicht aus Aberglauben, daß ein einzelner ungerechter Act, trotz der Akklamation durch das Land, das Schicksal umstimmen könnte. Der Generalsecretär fühlte keine Gewissensbisse, denn er pflegte alle Geschäfte dieser Gesellschaft als eine einfache mechanische Frage zu behandeln, und doch fühlte er sich verlegen werden, als er diesen Befehl erhielt. Er fragte sich, ob die Liebe zu seinem Herrn selbst einen Ungehorsam verzeihen würde.

Herr Denizet konnte seinen Triumph nicht zügeln.

»Meine feine Nase hat mich also nicht irre geführt, dieser Cabuche hat auch den Präsidenten ermordet ... Allerdings auch die zweite Fährte enthielt etwas Wahrheit und ich muß gestehen, daß der Fall Roubaud ebenfalls etwas nebelhaft erscheint ... Je nun, jedenfalls

haben wir jetzt Beide.«

Herr Camy-Lamotte sah ihn mit seinen blassen Augen starr an.

»Es sind also alle in den Acten verzeichneten Thatsachen beglaubigt und Ihre Ueberzeugung ist unerschütterlich?«

»Unerschütterlich ... Eines reiht sich an das andere, ich erinnere mich keines Falles, der trotz der augenscheinlichen Verwicklungen logischer sich entwickelt hätte und schon im Voraus leichter zu entscheiden gewesen wäre, als dieser.«

»Aber Roubaud streitet, er nimmt den ersten Mord ganz auf sich, er erzählt eine Geschichte von seiner entehrten Frau, von seiner Eifersucht, daß er in einem Anfalle blinder Wuth gemordet habe. Die Oppositionsblätter erzählen alles das.«

»Ja, sie erzählen es als einen Klatsch, an den sie selbst nicht glauben. Dieser Roubaud

eifersüchtig, der die Stelldicheins seiner Frau mit dem Geliebten sogar förderte! Er möge diese Fabel nur vor dem Gerichtshofe wiederholen, der gesuchte Skandal wird nicht ausbrechen! ... Ja, wenn er noch einen Beweis beibrächte, aber das kann er eben nicht. Er spricht wohl von einem Brief, den er seine Frau habe schreiben lassen, ein solcher aber ist unter den Papieren des Opfers nicht gefunden worden ... Sie selbst, Herr Generalsecretär, haben ja die Papiere des Verstorbenen gesichtet, haben Sie etwas gefunden?«

Herr Camy-Lamotte antwortete nicht. Nach dem System des Richters allerdings wurde jedem Skandal die Spitze abgebrochen: Roubaud würde Niemand Glauben schenken, das Gedächtniß des Präsidenten wäre rein gewaschen von den abscheulichen Verdächtigungen, das Kaiserreich würde Nutzen ziehen können aus dieser lärmenden Rehabilitirung einer seiner Creaturen. Und da sich Roubaud so wie so schuldig bekannte,

war es einerlei, nach welcher Version des Gerichts er verurtheilt werden würde. Es blieb also nur Cabuche zu berücksichtigen. Hatte dieser auch nicht an dem ersten Verbrechen theilgenommen, so war er doch zweifellos der Urheber des zweiten. Gerechtigkeit, Du lieber Gott, wohin war diese Illusion! Wenn die Wahrheit so im Argen lag, war da die Gerechtigkeit nicht das reine Federballspiel? Man hatte einzig und allein vernünftig zu sein, man mußte sich diese ihrem Ende zuneigende, dem Ruine nahe Gesellschaft von den Schultern zu schütteln wissen.

»Nicht wahr,« wiederholte Herr Denizet, »Sie haben einen solchen Brief nicht gefunden?«

Herr Camy-Lamotte richtete abermals seinen Blick auf ihn. Gelassen, als Herr der Situation, nahm er die Gewissensbisse, die den Kaiser gequält, auf sich und erwiderte:

»Ich habe nichts gefunden.«

Darauf überhäufte er lächelnd den Richter mit Belobigungen. Nur ein ganz, ganz schwaches Kräuseln der Lippen ließ so etwas wie bittere Ironie hindurchblicken. Noch nie sei eine Untersuchung mit so hoher Einsicht geführt worden. Es wäre jetzt an höchster Stelle beschlossen worden, daß er sofort nach den Ferien als Rath nach Paris versetzt werden sollte. Er begleitete ihn sogar bis auf den Hausflur. »Sie allein haben klar gesehen, Sie sind wirklich zu bewundern ... Wenn erst die Wahrheit ihren Mund aufthut, darf nichts sie aufhalten, weder eine Rücksicht auf gewisse Persönlichkeiten noch auf die Interessen des Staates ... Sehen Sie zu, daß die Sache vorwärts kommt, gleichviel welche Folgen sie nach sich zieht.«

»Die Beamten thun ihre volle Pflicht,« sagte Herr Denizet. Er grüßte und ging strahlend von dannen.

Als sich Herr Camy-Lamotte allein befand,

zündete er zunächst eine Kerze an, dann entnahm er einem Schubfache den Brief Séverine's. Das Licht brannte hell, er entfaltete den Brief, um ihn nochmals zu lesen. Er erinnerte sich dabei wieder dieser niedlichen Verbrecherin mit ihren Nixenaugen, die ihm einstmals eine so große Sympathie eingeflößt hatte. Sie war jetzt todt, unter traurigen Umständen gestorben. Wer kannte das Geheimniß, das sie mit in's Grab genommen? Ja, wahrhaftig, die Wahrheit, die Gerechtigkeit alles war nur ein Schein! Ihm blieb von dieser reizenden, unbekannten Frau nur das Verlangen eines Augenblicks, das sie, wenn er gewollt, gewiß befriedigt hätte. Er näherte den Brief dem Lichte, und als er aufflammte, wurde ihm so traurig zu Muthe, als ahnte er ein Unheil: war es denn noch nöthig, diesen Beweis zu zerstören und sein Gewissen durch diese That zu belasten, nun das Schicksal es ohnehin wollte, daß das Kaiserreich ebenso in alle Winde zerstreut würde, wie das kleine

Häuflein Asche, das seinen Fingerspitzen entschwebte?

In weniger als einer Woche hatte Herr Denizet die Untersuchung beendet. Er fand bei der Westbahn-Gesellschaft ein aufmerksames Entgegenkommen. Die gewünschten Dokumente und Zeugen wurden ihm unverweilt zur Verfügung gestellt. Wünschte sie doch selbst lebhaft, daß diese mißliche Geschichte eines ihrer Beamten ein Ende nähme, die die vielfach verknüpften Zweige der Administration, selbst die oberste Aufsichtsbehörde beinahe in's Wanken gebracht hatte. Das kranke Glied mußte so schnell als möglich abgehauen werden. Abermals defilirte an dem Cabinet des Untersuchungsrichters das ganze Bahnhofspersonal von Havre vorüber, Herr Dabadie, Herr Moulin und alle Andern, welche vernichtende Aussagen über Roubaud's schlechte Führung abgaben; dann kam Herr Bassière, der Bahnhofsvorsteher von Barentin

an die Reihe, dessen Aussagen namentlich in Hinsicht auf den ersten Mord von entscheidender Wichtigkeit waren; dann folgten Herr Vandorpe, der Bahnhofsvorsteher von Paris, der Bahnwärter Misard und der Zugführer Henri Dauvergne; die beiden Letzteren äußerten sich sehr bestimmt über die ehelichen Gefälligkeiten des Verhafteten. Selbst Henri, den Séverine in la Croix-de-Maufras gepflegt hatte, erzählte, daß er eines Abends, während er sich noch schwach fühlte, vor dem Fenster die Stimmen Roubaud's und Cabuche's gehört zu haben glaubte. Diese Aussage erklärte vieles und machte das System der beiden Beschuldigten, die sich nicht zu kennen vorgaben, noch hinfälliger. Durch das ganze Personal der Gesellschaft ging ein Schrei der Entrüstung, man beklagte die unglücklichen Opfer, die arme junge Frau, deren Schwächen gern entschuldigt wurden, diesen rechtschaffenen Greis, der nun rein gewaschen war von den Schmutzgeschichten,

die über ihn im Umlauf waren.

Die Leidenschaften ganz besonders angefacht aber hatte der Prozeß in der Familie Grandmorin selbst. Nach dieser Seite mußte Herr Denizet noch ganz besondere Anstrengungen machen, wollte er die Unbeflecktheit seiner Untersuchung retten. Die Lachesnaye jubelten, hatten sie doch immer Roubaud im Verdacht gehabt, weil ihr Geiz durch dieses Vermächtniß von la Croix-de-Maufras eine blutende Wunde erhalten hatte. In der Wiederaufnahme des Verfahrens erblickten sie natürlich eine günstige Gelegenheit zur Umstürzung des Testaments. Da es nur ein einziges Mittel zur Aufhebung des Testaments gab, nämlich auch Séverine eines undankbaren Vergehens zu zeihen, so stimmten sie der Aussage Roubaud's, daß die Frau an dem Verbrechen teilgenommen habe, bei, nur mit dem Unterschiede, daß diese That nicht aus Rache für eine eingebildete Schande, sondern aus Habsucht begangen sei. So kam

es, daß der Richter im Streit mit ihnen lag, namentlich mit Berthe, welche gegen die Ermordete, ihre einstige Freundin, giftig eiferte und sie mit abscheulichen Verdächtigungen überhäufte. Herr Denizet hatte alle Mühe, sein so gut aufgeführtes Gebäude der Logik vor jedem Angriff zu bewahren, erklärte er doch selbst voller Stolz, daß, wenn man nur einen Stein aus seinem Meisterwerk nähme, das ganze Haus zusammenbrechen müßte. Es kam in seinem Cabinet zu einem sehr heftigen Auftritt zwischen den Lachesnaye und Frau Bonnehon. Diese war einst den Roubaud günstig gestimmt gewesen, hatte aber jetzt den Mann fallen lassen müssen. Aber auf die Frau wollte sie nichts kommen lassen, war sie doch mit ihrer Toleranz den Reizen der Liebe gegenüber so etwas wie eine Mitschuldige, und diese romanhafte, von Blut tiefende Tragödie hatte bei ihr ein theilnahmvolles Verständniß gefunden. Sie verachtete jede materielle

Neigung. Schämte sich ihre Nichte gar nicht, auf die Erbschaftsfrage zurückzukommen? Wenn man Séverine für schuldig hielt, dann könnte man auch gleich Roubaud's ganzes Geständniß gutheißen und das Andenken des Präsidenten wäre von Neuem besudelt. Ja, diese Wahrheit hatte der Ehre der Familie halber erfunden werden müssen, wenn die Untersuchung sie nicht schon in so geistreicher Weise herbeigeführt haben würde. Sie sprach mit Bitterkeit von der Gesellschaft Rouen's, die so viel Aufhebens von der Sache machte, derselben Gesellschaft, über die sie, nun sie alterte, nicht mehr herrschte wie einst, trotzdem ihre üppige blonde Schönheit einer gealterten Göttin noch nicht entschwunden war.

Am Abend vorher erst hatte man sich bei der Frau des Rathes Leboucq, der stattlichen brünetten Frau, die sie entthront hatte, allerlei Schreckgeschichten in die Ohren getuschelt, zum Beispiel das Abenteuer von Louissette und

noch mehreres, was die Bosheit der Menschen erfunden hatte. Hier unterbrach sie Herr Denizet, um zu bemerken, daß Herr Leboucq als Beisitzer bei dem Prozeß fungiren würde. Die Lachesnaye schwiegen und schienen, von Unruhe befallen, nachgeben zu wollen. Aber Frau Bonnehon beruhigte sie, der Gerichtshof würde seine Schuldigkeit thun: der Präsident würde ihr alter Freund, Herr Desbazailles sein, dessen Rheumatismus ihm nur noch die Erinnerung an einstige schöne Stunden ließ und der zweite Beisitzer Herr Chaumette, der Vater des jungen Substituts, ihres Schützlings. Sie war also unbesorgt, obwohl ein melancholisches Lächeln auf ihren Lippen schwebte, als sie den Namen des Letzteren aussprach, denn man sah seinen Sohn seit einiger Zeit häufig bei Frau Leboucq, wohin sie selbst ihn schickte, um seiner Zukunft nicht zu schaden.

Als der famose Prozeß endlich begann, that das Gerücht von dem bevorstehenden Kriege,

die fieberhafte Aufregung, von der ganz Frankreich befallen, dem Wiederhall der Verhandlungen großen Abbruch. Nichtsdestoweniger war ganz Rouen drei Tage hindurch in fürchterlicher Aufregung. Man drängte sich vor den Thüren zum Verhandlungssaal und die reservirten Plätze waren von den Damen der vornehmen Gesellschaft Rouens in Beschlag genommen. Noch nie hatte der alte Palast der Normannenherzöge seit seiner Umwandlung in ein Gerichtsgebäude einen solchen Andrang erlebt. Es war in den letzten Tagen des Juni, die Nachmittage waren warm und von der Sonne durchfluthet, ein helles Licht machte die Scheiben der zehn Fenster erglänzen und überfluthete die Holzschnitzereien, den steinernen Altar, der sich scharf von dem rothen, mit Bienen besäeten Vorhang abhob, dem berühmten Plafond aus der Zeit Ludwigs XII. mit seinen matt vergoldeten kostbaren Holzschnitzereien. Die Frauen

streckten ihre Häuse, um die auf dem Tische liegenden Beweisstücke zu sehen: die Uhr Grandmorin's, das blutbefleckte Hemde Séverine's und das von beiden Mördern benutzte Messer. Auch der Vertheidiger Cabuche's, ein Pariser Advokat, wurde vielfach bemerkt. Auf der Geschworenenbank saßen in ihre dunklen Ueberröcke gehüllt ernst und würdig zwölf Bürger Rouens. Als der Gerichtshof eintrat, stieß und drängte sich das stehende Publikum so gewaltig, daß der Präsident sofort mit Räumung des Saales drohen mußte.

Die Verhandlungen nahmen ihren Anfang, die Geschworenen wurden vereidigt und der Aufruf der Zeugen machte die Zuschauer von Neuem aufrührerisch. Bei Nennung der Frau Bonnehon und der Lachesnaye wogten die Köpfe wie ein Meer, aber Jacques lenkte ganz besonders die Aufmerksamkeit der Damen auf sich, deren Blicke nicht von ihm wichen. Als aber die beiden Angeklagten zwischen ihren

Gensdarmen erschienen, fesselten sie das ganze Interesse und hin und her flogen die Bemerkungen. Man fand, daß sie gemeine, trotzige Gesichter hatten wie zwei richtige Banditen. Roubaud in seinem dunkelfarbenen Ueberrock und mit der nachlässig geknüpften Cravatte eines vornehmen Herrn überraschte durch sein gealtertes schwammiges Aussehen. Cabuche sah genau so aus, wie man ihn sich vorgestellt hatte; er trug eine lange blaue Blouse und war der richtige Typus eines Mörders mit seinen mächtigen Fäusten, raubthierartigen Kinnbacken, einer jener Burschen, denen man nicht gern allein im Gehölz begegnet. Das Verhör bestätigte den schlechten Eindruck, denn auf manche Antworten folgte ein Gemurmel der Entrüstung. Auf alle Fragen des Präsidenten antwortete Cabuche, daß er von nichts wisse: er wisse nicht, wie die Uhr in seine Hütte gekommen sei, warum er den wirklichen Schuldigen habe entwischen lassen. Er blieb

bei seiner Geschichte von dem geheimnißvollen Unbekannten, dessen Galopp durch die Finsterniß er gehört haben wollte. Als man ihn wegen seiner bestialischen Leidenschaft für das unglückliche Opfer befragte, brach sein Zorn mit einem Male so fürchterlich aus, daß die beiden Gensdarmen ihn am Arm packen mußten: nein, er hatte sie nie geliebt, sie nie begehrt, es seien Lügen, die Jene beschmutzten, von der er nichts begehrt habe, in der er stets die Dame respectirt hätte, während er schon einmal das Gefängniß kennen gelernt hätte und wie ein Wilder lebte! Als er sich beruhigt hatte, verfiel er in dumpfes Brüten und gab nur einzelne Laute von sich, gleichgültig gegen die Strafe, die ihn treffen könnte. Roubaud hielt sich an das, was die Anklage sein System nannte: er erzählte, wie und warum er den Präsidenten Grandmorin getödtet hätte und leugnete jede Theilnahme an der Ermordung seiner Frau. Er sprach in unzusammenhängenden Sätzen,

stellenweise ging ihm das Gedächtniß aus, seine Augen irrten umher, die Stimme versagte ihm manchmal, mitunter schien er nach Kleinigkeiten zu suchen, um sie als Ausreden zu benutzen. Als der Präsident ihm das Thörichte seiner Erzählung vorhielt, begnügte er sich damit, mit den Achseln zu zucken, er weigerte sich, weiterzusprechen: wozu noch länger die Wahrheit sagen, wenn die Lüge als Logik galt? Diese verächtliche Haltung gegenüber der Justiz spielte ihm den größten Tort. Es fiel auch die vollständige Interessenlosigkeit der beiden Angeklagten aneinander auf, es schien dies ein Beweis einer vorausgegangenen Verständigung, eines geschickt ausgearbeiteten und mit außerordentlicher Willensstärke ausgeführten Planes. Sie behaupteten sich nicht zu kennen, sie belasteten sich sogar, nur um den Gerichtshof irre zu führen. Als das Verhör geschlossen wurde, war die Sache als solche schon entschieden; der Präsident hatte die

Verhandlungen so geschickt in Form wirklicher Requisitorien geleitet, daß Roubaud und Cabuche richtig in die Falle gegangen und sich selbst ausgeliefert zu haben schienen. An diesem Tage wurden nur noch einige, wenig belangreiche Zeugen vernommen. Die Hitze wurde gegen fünf Uhr so unerträglich, daß zwei Damen ohnmächtig wurden.

Am folgenden Tage erregten die Aussagen gewisser Zeugen das Hauptinteresse. Frau Bonnehon hatte einen großen Erfolg durch ihren vornehmen Tact. Man lauschte aufmerksam den Aussagen der Angestellten der Gesellschaft zu, der Herren Vandorpe, Bessières, Dabadie und des Herrn Cauche, welcher Letzterer sehr weitschweifig erzählte, wie genau er Roubaud bei seiner Parthie im Café du Commerce kennen gelernt hätte. Henri Dauvergne wiederholte seine belastende Aussage, daß er trotz des Fiebers, in welchem er noch gelegen, seiner Sache ziemlich sicher sei, die sich streitenden Stimmen der beiden

Angeklagten vor dem Fenster gehört zu haben. Ueber Séverine befragt, that er sehr discret, er ließ durchblicken, daß er selbst sie geliebt, aber sich freiwillig zurückgezogen hätte, als er sie einen Andren bevorzugen sah. Als dieser Andre, Jacques Lantier nämlich, hereingeführt wurde, summte es in der Menge, man stand auf, um besser sehen zu können, selbst durch die Reihe der Geschworenen lief eine erwartungsvolle Bewegung. Jacques stützte sich durchaus gefaßt mit beiden Händen auf die Zeugenschanke, eine Bewegung, die seiner Gewohnheit beim Führen der Locomotive entstammte. Sein Erscheinen vor dem Tribunal, das ihn im Grunde genommen hätte sehr bestürzt machen müssen, trübte seinen Geist nicht im Geringsten, als stände er der dort verhandelten Sache völlig fern. Er sagte aus wie ein Fremder, ein Unschuldiger. Seit dem Morde hatte ihn kein Schauer wieder heimgesucht, er dachte nicht einmal mehr an diese Dinge, das Gedächtniß dafür

war ihm entschwunden, seine Organe schienen in völlig gesundem, gleichmäßigen Zustande sich zu befinden. Selbst vor dieser Schranke fühlte er keine Reue, keine Gewissensbisse. Er hatte klaren Blickes sofort Roubaud und Cabuche in's Auge gefaßt. Er wußte den Ersten schuldig, er nickte ihm leise zu, einen verstohlenen Gruß, ohne zu bedenken, daß er bereits offenkundig als der Geliebte von dessen Frau galt. Den Zweiten lächelte er ebenfalls ganz unschuldig an, trotzdem dessen Platz auf jener Bank eigentlich ihm gehörte: ein dummes, gutmüthiges Thier der dort trotz seinem Banditengesicht, hatte er ihn doch arbeiten gesehen wie Keinen und ihm dafür die Hand gedrückt. Ohne zu stocken that er seine Aussage; in kurzen, abgeschlossenen Sätzen antwortete er auf die Fragen des Präsidenten, der ihn unverhältnißmäßig eingehend über seine Beziehungen zu dem Opfer fragte, und ihn über seine einige Stunden vor dem Morde erfolgte Abreise von

la Croix-de-Maufras ausfragte, wann er den Zug in Barentin bestiegen und wo er in Rouen geschlafen hätte. Cabuche und Roubaud hörten aufmerksam zu und bestätigten seine Aussagen durch ihre zustimmende Haltung. Und es stieg so etwas wie eine unsägliche Trauer zwischen diesen drei Männern auf. Ein Todesschweigen herrschte im Saale, eine man weiß nicht woher gekommene Hand packte die Geschworenen an der Kehle: es war die Wahrheit, die stumm in der Luft lag. Auf die Frage des Präsidenten, was er von dem in das nächtliche Dunkel hineingeflohenen Unbekannten hielte, von welchem Cabuche sprach, warf Jacques nur den Kopf zurück, als wollte er den Angeklagten nicht noch mehr durch eine Aussage belasten. Und nun geschah etwas Merkwürdiges, was das ganze Auditorium bestürzt machte. Jacques' Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, die ihm in Strömen über die Wangen liefen. Soeben schwebte das Bild Séverine's, der

unglücklichen Ermordeten ihm vor Augen, wie er es zuletzt gesehen hatte, mit den riesig vergrößerten Augen, den auf dem Kopfe sich wie eine Krone des Schreckens sträubenden Haaren. Er betete sie noch immer an, ein maßloses Mitleid hatte sich seiner bemächtigt, und unbewußt des eigenen Verbrechens, nicht wissend, wo er sich befand, beweinte er sie mit heißen Thränen. Theilnahmevolle Damen schluchzten ebenfalls. Man fand diesen Schmerz des Liebenden äußerst rührend, während des Gatten Augen trocken blieben. Der Präsident fragte, ob die Vertheidigung noch eine Frage an den Zeugen zu richten hätte, die Advokaten dankten und die Angeklagten starrten blöde Jacques nach, der von der allgemeinen Theilnahme begleitet, sich auf seinen Platz zurückbegab.

Die dritte Sitzung wurde vollständig von der Rede des Staatsanwalts und dem Plaidoyer der Vertheidiger ausgefüllt. Der Präsident ging zunächst noch einmal völlig unparteiisch den

vorliegenden Fall von Anfang bis Ende durch. Der Staatsanwalt schien nicht im Vollbesitz aller seiner Mittel zu sein, er sprach mehr durch die Macht der Gewohnheit als durch seine Ueberzeugung geleitet, seine Beredsamkeit war ein hohles Phrasengebimmel. Man schob die Schuld auf die wahrhaft betäubende Hitze, der Vertheidiger von Cabuche dagegen, der Pariser Advokat, sprach sehr unterhaltend, ohne zu überzeugen. Der Vertheidiger Roubaud's, ein ausgezeichnetes Mitglied des Advokatenstandes von Rouen, zog sich so gut es ging aus der anrühigen Sache. Der Staatsanwalt erwiderte nicht einmal, so abgespannt war er. Als sich die Jury in das Berathungszimmer zurückzog, war es erst sechs Uhr, das volle Tageslicht drang noch durch die zehn Fenster, ein letzter Sonnenstrahl vergoldete die Wappen der Städte der Normandie, welche die Capitäle schmückten. Ein lautes Gemurmel stieg zu

dem antiken Plafond empor, man drängte ungeduldig gegen die eisernen Stäbe, welche die reservirten Plätze von der öffentlichen Tribüne schieden. Dann aber trat ein fast ehrfürchtiges Schweigen ein, als der Gerichtshof und die Jury wieder erschienen. Der Spruch lautete unter Zulassung mildernder Umstände auf lebenslängliche Zuchthausstrafe für beide Männer. Die Ueberraschung war grenzenlos, die Menge drängte tumultuarisch in's Freie und man hörte sogar wie im Theater einige Pfiffe.

Am Abend sprach man in Rouen nur von dieser Verurtheilung mit allen möglichen Commentaren. Nach der allgemeinen Ansicht hatten Frau Bonnehon und die Lachesnaye eine Niederlage erlitten. Nur eine Verurtheilung zum Tode hätte die Ehre der Familie wiederherzustellen vermocht. Zweifellos hatten Gegenströmungen gearbeitet. Man nannte sich auch verstohlen schon Frau Leboucq, die drei oder vier ihrer

Getreuen unter den Geschworenen gehabt hatte. Das Verhalten ihres Gatten als Beisitzers war zweifellos tadellos gewesen. Man glaubte aber bemerkt zu haben, daß weder Herr Chaumette noch der Präsident, Herr Desbazeilles selbst, wie sie es beabsichtigt, den Gang des Verhörs hatten meistern können. Vielleicht hatte die Jury, von Zweifeln heimgesucht, deshalb mildernde Umstände bewilligt, weil sie noch unter dem Eindruck des schweigsamen Fluges der melancholischen Wahrheit durch den Verhandlungssaal stand. Jedenfalls wurde der Prozeß zum Triumph für den Untersuchungsrichter, Herrn Denizet, dessen Meisterwerk nicht aus den Fugen gebracht worden war; denn die Familie selbst ging vieler Sympathien verlustig, als gerüchtweise verlautete, Herr von Lachesnaye habe, um la Croix-de-Maufras für sich zurückerobern zu können, der Jurisprudenz zum Trotz einen Act des Widerrufs trotz des Todes des Erblassers zu veranlassen versucht,

ein Versuch, der von Seiten eines Justizbeamten unternommen doppelt überraschte.

Als Jacques das Gerichtsgebäude verließ, holte ihn Philomène ein, die ebenfalls als Zeugin vorgeladen gewesen war. Sie wich nicht von seiner Seite und versuchte ihn dazu zu bewegen, die Nacht mit ihr in Rouen zu verbringen. Er brauchte seinen Dienst erst am folgenden Tage wieder anzutreten, er wollte also zunächst mit ihr in der Herberge neben dem Bahnhof speisen, in der er angeblich die Nacht nach dem Verbrechen zugebracht hatte. Aber schlafen wollte er dort nicht, denn er mußte unbedingt mit dem Zug um zwölf Uhr fünfzig Minuten Nachts nach Paris zurückkehren.

»Ich möchte darauf schwören,« sagte sie als sie an seinem Arm der Herberge zuschritt, »daß soeben Jemand aus unserer Bekanntschaft hinter uns war ... Pecqueux hat

mir erst neulich gesagt, daß er mit keinem Fuß dieses Prozesses wegen nach Rouen kommen würde ... Als ich mich vorhin umdrehte, schlüpfte dieser Mann, dessen Rücken ich nur sehen konnte, schnell durch die Menge.«

Der Locomotivführer zuckte die Schulter und meinte:

»Pecqueux befindet sich in Paris und besüßft sich dort. Er ist höchst vergnügt über die Ferien, die er durch meinen Urlaub erhalten hat.«

»Möglich ... Doch wollen wir ihm auch ferner mißtrauen, denn er ist ein gemeiner Schuft, wenn er in Wuth ist.«

Sie drängte sich fester an ihn und sagte, nachdem sie einen Blick nach hinten geworfen:

»Kennst Du den Menschen, der uns verfolgt?«

»Ja, beunruhige Dich nicht ... Er will mich

vielleicht etwas fragen.«

Es war Misard, der ihnen von der Rue des Juifs aus auf dem Fuße folgte. Er war ebenfalls als Zeuge geladen gewesen und streifte nun um Jacques herum, ohne sich entschließen zu können, eine Frage an Jacques zu richten, die ihm ersichtlich auf den Lippen schwebte. Als das Paar in der Herberge verschwunden war, trat er ebenfalls ein und ließ sich ein Glas Wein geben.

»Ah, Ihr seid's, Misard,« rief Jacques. »Nun, wie seid Ihr mit Eurer neuen Frau zufrieden?«

»Man so,« brummte der Bahnwärter. »Das Frauenzimmer hat mich gut reingelegt. Ich habe es Euch ja erzählt, als wir das letzte Mal zusammen hierher fuhren.«

Jacques hatte die Geschichte vielen Spaß gemacht. Die Ducloux, jene ehemalige zweifelhafte Aufwärterin, die Misard zum Dienst an der Barriere herangezogen, hatte es

bald weg, daß er allerorten nach einem von seiner Seligen verborgenen Schatz suchte. Sie faßte nun den genialen Plan, sich heirathen zu lassen, indem sie ihm durch verstohlenes Lachen, durch Ausflüchte zu verstehen gab, daß sie das Geld gefunden hätte. Zuerst hatte er sie umbringen wollen. Dann aber befürchtete er, die tausend Franken würden ihm abermals entgehen, wenn er auch Diese ebenso wie Jene auf die Seite brächte, noch ehe er das Geld in den Fingern hatte. Er hatte also den liebenswürdigen Schlaumeier gespielt. Aber sie wies ihn ab, sie wollte von ihm nicht einmal angefaßt sein: wenn er sie erst geheirathet hätte, sollte er sie haben und das Geld dazu. Er hatte sie also richtig geheirathet und jetzt lachte sie ihn aus und behandelte ihn wie einen richtigen Trottel, der Alles glaubt, was man ihm erzählt. Das Schönste aber war, daß sein Fieber nun auch sie angesteckt hatte und sie jetzt ebenso wild auf das Finden des Schatzes war, wie er selbst.

Jetzt, nun sie zu zweien waren, meinten sie die verteufelten tausend Franken doch einmal zu finden! Und so suchten und suchten sie.

»Noch immer nichts gefunden?« fragte Jacques spöttisch. »Hilft Ihnen die Ducloux nicht?«

Misard sah ihn starr an, dann sagte er:

»Ihr wißt, wo sie sind. Sagt es mir.«

Der Lokomotivführer ärgerte sich.

»Ich weiß garnichts. Tante Phasie hat mir nichts gegeben, Ihr werdet mich doch hoffentlich nicht des Diebstahls beschuldigen?«

»Sie hat Euch nichts gegeben, das glaube ich auch. Aber Ihr seht, wie krank ich davon bin. Wenn Ihr wißt, wo sie sind, sagt es mir.«

»Laßt mich in Ruhe. Nehmt Euch in Acht, sonst schweige ich nicht länger ... Seht doch mal in der Salzkufe nach, vielleicht sind sie

dort.«

Mit brennenden Blicken starrte Misard noch immer wie blöde Jacques an. Es kam wie eine Erleuchtung über ihn.

»In der Salzkufe, das kann sein! In der Schublade steht eine Schachtel, dort habe ich wahrhaftig noch nicht nachgesehen.«

Er bezahlte schleunigst seinen Wein und lief zum Bahnhof, um noch den Zug um sieben Uhr zehn Minuten zu erreichen. Dort unten in dem kleinen niedrigen Häuschen sucht er vielleicht noch immer.

Am Abend, nachdem sie gegessen hatten und auf den Zug um zwölf Uhr fünfzig Minuten warteten, wollte Philomène Jacques durch einsame Gassen auf das benachbarte Feld führen. Es war eine schwüle, heiße, dunkle Juninacht, die ihr schwere Seufzer entlockte; sie hing fast an seinem Halse. Sie hatte sich schon zweimal umgesehen, denn sie glaubte

Schritte hinter sich zu hören, doch war in der Dunkelheit Niemand zu erblicken. Er litt wieder stark unter dieser Schwüle der Luft. Seit dem Morde hatte er sich eines ruhigen Gleichgewichts, einer vollkommenen Gesundheit zu erfreuen gehabt. Vorhin bei Tisch aber fühlte er jedesmal, wenn dieses Weib ihn mit ihren zitternden Händen streifte, wieder eine leise Uebelkeit. Wahrscheinlich bewirkte die durch die Schwüle der Luft verursachte Abspannung diese nervöse Störung. Jetzt, als er ihren Körper so dicht an dem seinen fühlte, machte sich diese angsterfüllte Begierde, diese dumpfe Furcht deutlicher bemerkbar. Er hatte dabei bereits die Erfahrung gemacht, daß er genesen war, denn er war ihr, um über diese Heilung Gewißheit zu erlangen, bereits ohne jede Spur von Aufregung gefällig gewesen. Seine Aufregung wurde so stark, daß er zweifellos ihren Arm hätte fahren lassen, wenn ihn nicht das sie einhüllende Dunkel andererseits

beruhigt haben würde. Als sie auf einer öden Landstraße an einem bebuschten Hügel vorübergingen, zog sie ihn dorthin. Doch als sie sich lagerten, bemächtigte sich seiner wieder das fürchterliche Verlangen, er suchte im Grase nach einer Waffe, einem Stein, um ihr den Kopf zu zerschmettern. Mit einem Sprunge stand er dann auf den Füßen und entfloh wie wahnsinnig. Hinter ihm wurde in demselben Augenblick eine fürchterlich fluchende Männerstimme laut.

»O Du Dirne, ich habe absichtlich bis jetzt gewartet, ich wollte erst Gewißheit haben!«

»Es ist nicht wahr, lasse mich los!«

»So, es ist nicht wahr? Er hat gut laufen, ich weiß doch, wer er ist und werde ihn mir schon kaufen! ... Warte, Du Dirne, sage noch einmal, daß es nicht wahr ist!«

Jacques floh in die Nacht hinein, nicht um Pecqueux zu entgehen, den er sofort erkannt

hatte, sondern um, wahnsinnig vor Schmerz, vor sich selbst zu fliehen.

Ein Mord hatte also richtig nicht genügt, von dem Blute Séverine's allein war er also nicht befriedigt worden, wie er es noch an demselben Morgen geglaubt hatte. Er sollte also dasselbe Spiel nochmals beginnen. Noch eine andere und wieder eine Andere und so fort mit diesen Anderen! Also immer wieder sollte sich nach einigen Wochen der Ruhe der schreckliche Heißhunger in ihm einstellen, immer wieder verlangte ihm nach Weiberfleisch, um seine Gier zu befriedigen! Jetzt brauchte er dieses verführerische Fleisch nicht einmal mehr zu sehen, er brauchte nur etwas Warmes in seinem Arm zu fühlen, um dem verbrecherischen Triebe zu folgen, um als bestialischer Mann das Weib auszuweiden. Jetzt war alle Freude am Leben aus; vor sich sah er nur eine einzige düstere Nacht, eine grenzenlose Verzweiflung und vor dieser floh er.

Einige Tage verstrichen. Jacques hatte seinen Dienst wieder angetreten, er ging den Kameraden aus dem Wege und verfiel wieder in seine einstige ängstliche Scheu. Nach den stürmischen Kammersitzungen war soeben der Krieg erklärt worden. Wie man sich erzählte, hatte man sich bereits ein kleineres, glücklich verlaufenes Vorpostengefecht geliefert. Seit einer Woche ließen die Truppentransporte das Personal der Eisenbahnen nicht zur Ruhe kommen. Der regelmäßige Dienst wurde nicht mehr innegehalten, plötzlich eingeschobene Züge veranlaßten beträchtliche Verspätungen; die besten Locomotivführer waren mobil gemacht worden, um die Concentrirung der Armeecorps beschleunigen zu helfen. So kam es, daß eines Abends Jacques von Havre aus statt seines gewöhnlichen Eilzuges einen mächtigen, achtzehn Waggons starken und mit Soldaten vollgepfropften Zug zu führen hatte.

Pecqueux kam an diesem Abend vollständig betrunken in das Depot. Am Tage nach dem

Vorfall in Rouen hatte er wieder als Heizer die Locomotive 608 mit Jacques bestiegen. Er machte keinerlei Anspielung, schien aber seinen Vorgesetzten garnicht zu bemerken. Dieser fühlte seine Widerspenstigkeit und seinen Ungehorsam wohl heraus, denn sobald er ihm einen Befehl ertheilte, handelte er brummig nach seinem eigenen Kopf. Schließlich sprachen sie garnicht mehr mit einander. Diese bewegliche Brücke aus Eisenblech, die sie früher so brüderlich getheilt hatten, war jetzt für sie die schmale, gefährliche Planke, auf der sich ihre Nebenbuhlerschaft rieb. Der Haß wuchs, sie waren auf dem besten Wege, sich auf diesen wenigen schnell dahinfliegenden Quadratfuß, von denen sie bei der geringsten Erschütterung herabstürzen konnten, gegenseitig aufzufressen. Als Jacques Pecqueux an diesem Abend betrunken sah, war er ganz besonders auf seiner Hut. Er wußte, daß er nüchtern nichts wagte, daß aber der Wein alle brutalen

Triebe in ihm entfachen konnte.

Der Zug, der um sechs Uhr abgehen sollte, verspätete sich. Es dunkelte schon, als man die Soldaten wie die Hämmel in die Viehwagen trieb. Man hatte Bretter an Stelle von Bänken aufgelegt und abtheilungsweise pferchte man sie dazwischen hinein, so viele wie hineingingen. Schließlich saß fast einer auf dem Andern und die stehen mußten, konnten keinen Arm rühren. In Paris sollte sie ein anderer Zug erwarten, der sie direct an den Rhein führte. Der Trubel des Aufbruchs hatte sie schon müde gemacht. Doch als man Branntwein unter sie ausgeteilt und Viele sich bei den Kaufleuten in der Nachbarschaft verproviantirt hatten, gaben sie sich einer brutalen, unnatürlichen Heiterkeit hin und die Augen traten aus ihren rothen Köpfen. Als der Zug aus dem Bahnhofe rasselte, stimmten sie Lieder an.

Jacques sah nach dem Himmel, woselbst eine

gewitterartige Wolke die Sterne verhüllte. Die Nacht war düster, kein Lüftchen kühlte die glühende Luft ab. Am dunklen Horizont sah man kein anderes Licht, als die lebhaft schimmernden Fünkchen der Signallaternen. Um die große Steigung von Harfleur nach Saint-Romain zu nehmen, vermehrte er den Druck. Trotzdem er die Locomotive 608 schon seit Wochen studirte, fühlte er sich noch immer nicht Herr über sie; sie war noch zu neu und überraschte durch allerlei Launen und Jugendthorheiten. In dieser Nacht fand er sie ganz besonders widerspenstig und unberechenbar; einige Bissen Kohle zu viel und er war gefaßt, sie vor lauter Uebermuth in die Luft gehen zu sehen. Er ließ daher den Fahrtregulator nicht aus der Hand und überwachte gleichzeitig das Feuer, denn das Benehmen seines Heizers machte ihn stutzig. Die kleine, das Wasserniveau beleuchtende Lampe tauchte die Plattform in ein Halbdunkel, in welchem man nur die violet

glühende Thür der Feuerung erkannte. Er konnte Pecqueux nur ganz undeutlich bemerken und hatte schon wiederholt an seinen Beinen das Gefühl gehabt, als versuchten dessen Finger ihn dort zu packen. Es rührte diese Empfindung aber zweifellos nur von einer Ungeschicklichkeit des Trunkenboldes her, denn er hörte ihn trotz des Lärms höhnisch lachend die Kohlen mit außergewöhnlich derb geführten Hammerschlägen zerkleinern und mit der Schaufel hantiren. Alle Minuten öffnete er die Thür und warf unvernünftige Mengen Brennstoff auf die Roste.

»Genug!« rief Jacques.

Der andere that, als verstände er nicht und fuhr fort mit dem Feuern. Als ihn der Locomotivführer darauf am Arme packte, richtete er sich drohend auf. Jetzt endlich hatte er den gesuchten Streit gefunden. Seine durch die Trunkenheit genährte Wuth schien zu

wachsen.

»Nicht anrühren oder ich haue ... Es macht mir Spaß, so schnell zu fahren!«

Der Zug sauste gerade mit voller Geschwindigkeit über das von Bolbec nach Motteville führende Plateau. Er sollte ohne Aufenthalt direct nach Paris gehen und nur an einigen, vorher bestimmten Stellen Wasser einnehmen. Die riesige Masse, diese mit menschlichem Viehzeug vollgestopften achtzehn Waggons rasselten mit fürchterlichem Lärm durch das dunkle Land. Und diese Menschen, die man zum Gemetzel, zur Schlachtbank führte, sangen aus allen Kräften, daß ihre Stimmen sogar den Lärm der Räder übertönten.

Jacques schloß mit dem Fuß die Thür. Er manövrirte gleichzeitig mit dem Injector und sagte ganz ruhig:

»Das Feuer ist zu stark ... Schlaft Euch aus,

wenn Ihr betrunken seid.«

Pecqueux aber öffnete wieder und warf abermals Kohlen auf, als wollte er die Locomotive in die Luft sprengen. Das war also die reine Revolte, kein Befehl wurde mehr befolgt, in seiner aufgestachelten Leidenschaft ging ihm jeder Begriff menschlicher Pflichten verloren. Als Jacques sich bückte, um den Schaft des Aschkastens zu senken, damit sich der Luftzug wenigstens vermindere, umschlang Pecqueux mit den Armen seinen Körper und versuchte ihn mit einem Ruck auf das Geleise zu schleudern.

»Das also willst Du, Du Schuft! ... Damit Du sagen könntest, ich sei gestürzt, Du Saufbold!«

Mit einer Hand hielt er sich an der Brüstung des Tenders. Beide glitten dabei aus, der Kampf setzte sich nun auf der heftig schwankenden Brücke aus Eisenblech fort. Sie bissen die Zähne aufeinander und sprachen kein Wort weiter. Einer nach dem andern

versuchte den Gegner durch die schmale Oeffnung zu stoßen, welche nur durch eine Eisenstange versperrt war. Doch das ging nicht so leicht. Gefräßig rollte die Locomotive weiter und weiter. Barentin war passirt, der Zug stürzte sich jetzt in den Tunnel von Malaunay und noch immer hielten sie sich gepackt, sie wälzten sich jetzt auf den Kohlen umher und stießen die Köpfe gegen den Wasserbehälter, sie vermieden die vom Feuer geröthete Thür der Heizung, an der ihre Beine sengten, so oft sie diese ausstreckten.

Jacques glaubte einen Augenblick aufspringen, den Regulator schließen und um Hilfe rufen zu können, damit man ihn von diesem wüthenden, vom Trunke und von der Eifersucht entflammten Menschen erlöste. Er fühlte sich schon schwächer werden, er zweifelte bereits noch die Kraft zu haben, Jenen hinauszustoßen, er sah sich schon besiegt und fühlte bereits seine Haare sich vor Schreck über den Sturz sträuben. Als er den

letzten Versuch machte und mit der Hand umhertastete, begriff der Andere, was er vorhatte, er richtete sich ebenfalls auf und hob Jacques wie ein Kind empor.

»Ach, Du willst anhalten ... Du hast mir meine Frau genommen ... Es ist Zeit, daß Du gehst!«

Die Locomotive rollte und rollte dahin, der Zug kam mit betäubendem Lärm aus dem Tunnel heraus und setzte seine Fahrt durch die düstre, öde Landschaft fort. Die Station Malaunay wurde mit solcher Geschwindigkeit passirt, daß der auf dem Perron stehende Unter-Inspector nicht einmal die beiden um ihr Leben kämpfenden Männer bemerkte, denn wie der Blitz waren sie vorüber.

Pecqueux machte abermals eine Anstrengung und stürzte Jacques hinab. Dieser aber klammerte sich, als er den Boden unter den Füßen verlor, so fest an dessen Hals, daß er ihn mit hinabzog. Zwei fürchterliche Schreie, die in einen ausklangen und verhallten. Die

beiden, gemeinsam hinabgefallenen Männer wurden durch die Rückwirkung der Schnelligkeit unter die Räder gezogen und sie, die so lange wie zwei Brüder gelebt hatten, in dieser schrecklichen Umarmung geköpft und zerrissen. Man fand sie ohne Köpfe, ohne Füße, als zwei blutige Stümpfe auf, die sich noch umschlungen hielten, als wollten sie sich gegenseitig die Brust eindrücken.

Und die Locomotive, von jeder leitenden Hand befreit, sauste dahin. Jetzt konnte die Widerspenstige, phantastisch Veranlagte dem Triebe ihrer Jugend nach Gefallen Folge leisten, wie ein noch ungezähmtes Pferd, das den Händen des Meisters entschlüpft, über den flachen Rasen davongaloppirt. Der Kessel hatte noch genügend Wasser, die Kohle, mit welcher der Ofen bis oben gefüllt war, entzündete sich von selbst. Während der ersten halben Stunde stieg der Druck zu unheimlicher Höhe, die Schnelligkeit wurde schwindelerregend. Der Zugführer schlief

jedenfalls, von der Müdigkeit übermannt. Die Soldaten, die das viele Trinken ebenfalls müde gemacht hatte, wurden durch diese rasende Fahrt wieder munter gemacht und sangen noch lauter als zuvor. Wie ein Blitz durchfuhr man Maromme. Kein Pfiff ertönte bei der Annäherung an die Signale, beim Passiren der Bahnhöfe. Mitten durch die Hindernisse führte der Galopp der Bestie mit ihrem tief gesenkten, störrischen Kopf. Wie toll gemacht durch das Zischen ihres heißen Athems rollte sie dahin, dahin.

In Rouen sollte Wasser eingenommen werden. Eisiger Schrecken lähmte den Bahnhof, als man diesen tollen Zug in einem Wirbel von Rauch und Flammen, diese Locomotive ohne Führer und Heizer, diese mit patriotische Lieder heulenden Soldaten vollgefüllten Viehwagen vorübersausen sah. Sie zogen in den Krieg an die Ufer des Rheines, es schien, als könnten sie die Zeit nicht erwarten, dort zu sein. Mit offenen Mäulern standen die

Beamten da und reckten die Arme empor. Ein allgemeiner Aufschrei erfolgte: unmöglich konnte dieser zügellose, sich selbst überlassene Zug den stets durch Rangirmanöver gesperrten, mit Waggons und Locomotiven gespickten Bahnhof von Sotteville passiren, ohne Unheil anzurichten. Man eilte zum Telegraphen und benachrichtigte dort die Leute. Es war die höchste Zeit, denn gerade versperrte ein Güterzug das Geleise; er konnte noch auf einen Seitenstrang gebracht werden. Schon hörte man das Dröhnen des entflohenen Ungeheuers in der Ferne. Der Zug hatte sich in die beiden Tunnels in der Nähe von Rouen gestürzt und kam in seinem wüthenden Galopp, wie eine unaufhaltsame, riesige Masse herbeigestürzt, der nichts zu widerstehen vermag. Der Bahnhof von Sotteville wurde im Sturm genommen, mitten durch die Hindernisse sauste er ohne irgend wie zu kollidiren und verschwand wieder in der

Dunkelheit, in der nach und nach sein Dröhnen erstarb.

Jetzt schlugen alle telegraphischen Apparate längs der ganzen Strecke an. Aller Herzen schlugen bei der Nachricht von dem gespenstigen Zug, der Rouen und Sotteville passirt hätte. Man zitterte vor Furcht, daß ein vor ihm befindlicher Zug erreicht werden könnte. Er aber setzte seine Fahrt wie ein Wildschwein im Forst seinen Weg fort, ohne sich nach den rothen Signalen zu richten. In Oissel zerschellte er beinahe an einer Rangirmaschine; er setzte Pont-del'Arche in Schrecken, denn seine Schnelligkeit schien sich nicht zu vermindern. Von Neuem verschwand er, immer weiter rollte er durch die schwarze Nacht, Niemand wußte, wohin.

Was kümmerte die Locomotive die Opfer, die sie auf ihrem Wege zermalmte? Nicht achtend des vergossenen Blutes sauste sie der Zukunft entgegen. Ohne Führer im Dunkel der Nacht,

wie eine blinde, taube, vom Tod selbst losgelassene Bestie rollte und rollte sie dahin, bepackt mit diesem Kanonenfutter, diesen von der Müdigkeit schon dumm gewordenen, trunkenen, singenden Soldaten.

ebook Erstellung - Februar 2010 - TUX

Ende

